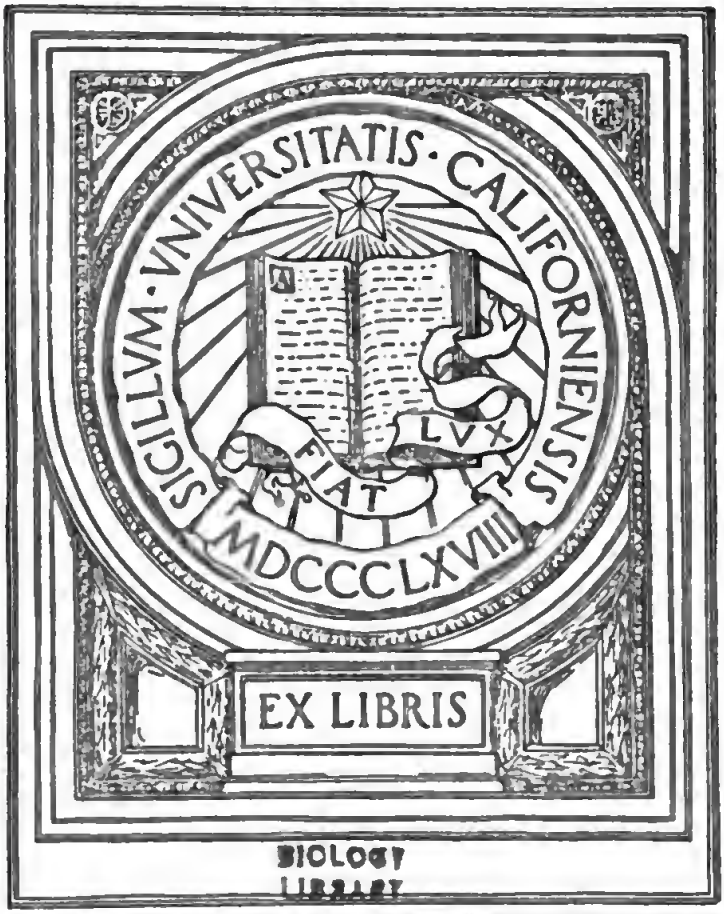
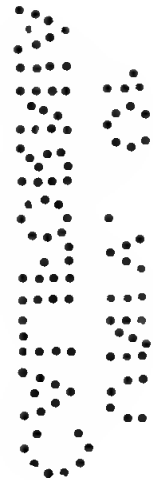
UC-NRLF
B 3 117 866

GIFT OF
Miss Ella Castelhun



BIOLOGY
LIBRARY

Bio



JOHANN GEORG FORSTER,

geboren am 26 November 1754.
gestorben am 12 Januar 1794.

Verlag von Meidinger Sohn & Cº in Frankfurt

Georg Forſter,

der Naturforſcher des Volks.

Mit Forſter's Portrait in Stahl geſtochen.

Zur Feier des 26. November 1854.

Von

Jac. Moleſchott.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn & Cie.

1854.

QH31
F73M6
Biol.
Lib.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Gift of
miss Ella Castelhun

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
I.	Erste Jugendjahre	1
II.	Reise um die Welt	9
III.	Entwickelung in Kassel	68
IV.	Reisen in Wilna	114
V.	Wirksamkeit in Mainz	188
VI.	Auflösung in Frankreich	262
VII.	Lebensweisheit	282

M3008869

An Forster.

Nicht das geſchriebene, das geſprochene Wort möcht' ich Dir widmen, großer Mann; den Ausdruck der Ehrfurcht möcht' ich der Stimme anvertrauen, die auch durch Ohnmacht ſpricht, während die Feder immer ſtumpf bleibt, wenn es gilt, das heiligſte Dankgefühl und die bewußteſte Begeiſterung zu verklären. Die Ungunſt des Augenblickes hat es nicht gewollt.

O, hätte ich die Weihe eines Prieſters der Menſchheit, um das Feuer anzufachen in dem

Tempel, an deſſen Grundſteinen Du gearbeitet, um zu dienen der Wahrheit in dem Heiligthum, in dem Dein Bild ewig verjüngt leuchten wird aus kreiſender Aſche!

Wäreſt Du am Leben, Du würdeſt ſchonend hinnehmen das ehrliche Streben eines getreuen Lehrlings.

Georg Forſter.

I.

Erſte Jugendjahre.

Am 26. November 1754 ward in Naſſenhuben bei Danzig ein Mann geboren, deſſen Namen die kommenden Geſchlechter immer tiefer eingraben werden in die Gedenktafeln der Entwickelungsgeſchichte reiner Menſchlichkeit. Johann Georg Forſter war ein Mann, den ſich, wie einſt Homer die Städte, Parteien ſtreitig machen, „weil das Recht nicht auf einer Seite bleibt und ihn beſtändig zum Vertheidiger behält“ *). Um Forſter ſtreiten Kunſt und Wiſſenſchaft, Natur und Staat, weil ſeine Ziele über die Grenzen einer jeden Anlage und eines jeden Fachs hinausreichen, weil er frei blieb von dem Banne einer gelehrten Zunft, von jeder Innung, die der Handwerksneid vergiftet, von jenen

*) Forſter, Band VI. S. 226 über Mirabeau.

Schranken, durch welche halbweise Schulmeister den Staat von der Natur oder des Menschen naturwüchsiges Dasein von der Geschichte zu trennen sich bemühen. Ein Puls belebte ihm die Kunst und das Wissen, den Staat und die Natur; diesen Puls hat er allerwärts zu kräftigen gesucht; er war ihm Anfang und Ende des Lebens. Die Menschheit war sein Gott und Menschlichkeit sein Streben.

Darum gehört er Allen, und seine Feier muß Widerhall finden in allen Gemüthern. Denn Andersdenkende verehren bei dem hohen Manne die verklärteste Duldsamkeit; der Laie wird im Weisen die Reinheit und Kraft des Charakters bewundern; der Schwache muß sich wärmen an seiner Milde, der Starke sich erbauen an seinem Muth. Und wenn es kein Land der Erde giebt, in welchem die ebenmäßige Entwickelung aller Kräfte des Menschen mehr in Ehren steht, als in Deutschland, so giebt und gab es in ganz Deutschland keinen Mann, der dieser Ehren so würdig wäre, weil er das rein menschliche nicht bloß gedacht, sondern gelebt hat, weil er das höchste Kunstwerk darstellte im eigenen Wesen.

Er war der Erstgeborene von Johann Reinhold Forster, den die Geschichte der Wissenschaft als einen berühmten Pflanzenkundigen nennt, der aber überdies an allgemeiner Bildung und strengen Grundsätzen alles

in ſich vereinigte, um einen Knaben von Georg's Anlagen frühe zu zeitigen. Urſprünglich Prediger, war Johann Reinhold Forſter einer jener zahlreichen Gottesgelehrten des achtzehnten Jahrhunderts, die in der Erforſchung der Natur und in den Erfahrungswiſſenſchaften überhaupt Erſatz fanden für die Befriedigung, die ihnen die Erörterung von Glaubensſätzen nicht gewährte. Die Gottesgelehrtheit, als Wiſſenſchaft, konnte ihn nicht begeiſtern.

Glücklicherweiſe war die Macht ſeiner Kenntniſſe groß genug, um den engen Wirkungskreis, der ihm in einem polniſch-preußiſchen Dorfe beſchieden war, zu erweitern, zu durchbrechen. Seine Beſchäftigung mit Naturgeſchichte und Erdbeſchreibung, ſein in's Weite drängender Geiſt, ſeine Enthaltſamkeit und ſeine Feſtigkeit mußten ihn als Gefährten großer Entdeckungsreiſen vor tauſend Anderen geeignet erſcheinen laſſen. Nachdem er zwölf Jahre in Naſſenhuben ſeinem Predigeramte vorgeſtanden hatte, wurde er von der ruſſiſchen Regierung an die Ufer der Wolga geſchickt. Sein Georg, damals kaum elf Jahre alt, begleitete ihn. Hier keimte der Trieb, die Welt und die Menſchen zu erforſchen, der ſpäter, auf dem Höhepunkt der Entwickelung, dem jüngeren Forſter den erſten Rang verleihen mußte unter allen Reiſenden, die auf den Namen Menſchenforſcher Anſpruch machen dürfen.

Von seinem Vater hatte Georg ein vorzügliches Talent zur Erlernung von Sprachen geerbt. Seine Ausbildung ward dadurch in hohem Grade erleichtert. Denn kurz war die Zeit, in der es ihm vergönnt sein sollte, frei von jeder Pflicht nach außen zu leisten, das stille unbewußte Glück der Jugend zu genießen und Knospen zu treiben. Im zwölften Jahre schon mußte er dem Vater bei seinen vielen Uebersetzungen behülflich sein, und wenig älter war er, als er der Schulbank entzogen wurde, um selbst als Lehrer zu wirken.

Freilich genoß er den in jener Zeit fast unerhörten und auch jetzt noch so seltenen Vortheil, daß von den frühesten Knabenjahren an die Werkzeuge der Anschauung in ihm entwickelt wurden. Um die Fragen, die der zarte Georg über Pflanzen und Thiere an seinen Vater richtete, beantworten zu können, eilte dieser nach Danzig, kaufte sich Linné's und Ludwig's naturgeschichtliche Werke und legte sich selbst mit jugendlichem Eifer auf die Kenntniß der Naturkörper, die er in Danzig's Nachbarschaft zu finden vermochte. Der Erfolg war für beide Theile glänzend. Schon auf jener russischen Reise konnte Georg seine Kenntniß der Naturgeschichte, besonders die des Pflanzenreichs, zur Geltung bringen. Er blieb von vornherein bewahrt vor der Gehirnverkrüppelung, die bei der Mehrzahl unserer Knaben die Folge ist von einer geisttödtenden Beschäftigung mit starren Sprachformen,

denen nur ſelten einer den belebenden Gedankenhauch abgewinnt, weil in dem Schulſtaube die Geſtalten nicht wachſen, welche die friſche ſinnliche Auffaſſung erfüllen und den goldnen Worten der Alten Wahrheit und Wirkung verleihen könnten. Da lieſt man bei Livius und Xenophon von Schlachten und Heeresaufſtellungen, zu denen niemals Feld und Gegend dem Auge vorgeführt werden. Wie Viele haben dem Demoſthenes redlich ihre Stunden gewidmet, denen nie ein Plan von Athen zu Geſichte kam? Wer hat nicht auf's Wort des Lehrers und der Claſſiker hin geſchwärmt für Tempel und Bildſäulen, ohne jemals einen Umriß griechiſcher Baudenkmale, ohne einen Zeus und Niobiden geſehen zu haben? Und nachher wundert man ſich über den Mangel an Geſchmack und Kunſtſinn, man klagt über die Erzeugniſſe poeſieloſer Muſendiener, ſtatt ſich darüber zu wundern, wenn hier und da einem Manne in den zwanziger Jahren noch rechtzeitig von einem künſtleriſch beſeelten Freunde das Auge geöffnet wird, um rückwärts gehend Grund und Boden zu gewinnen für die edelſte, aber ſchlecht genährte Begeiſterung der Jugend. Stellet den Apoll und die Pallas von Velletri in Eure Schulzimmer, behänget die Wand mit Städteplänen und Tempelanſichten, bemalet ſie mit Helden und Gegenden, und nachher freut Euch, wenn Eure Beſchreibungen Wurzeln treiben und Eure Schilderun-

gen blühende Farbe gewinnen, freut Euch, wenn auch der weniger Begabte mit Leichtigkeit folgt, weil ihm die ſinnliche Handhabe nicht fehlt für eine abgezogene Welt, die er ſonſt nur mit kalten Traumgeſtalten, mit nüchternen Schatten bevölkern kann. Prägt den Buben nicht lateiniſche Kunſtwörter ein, ſo daß ſie keinen Unterſchied kennen zwiſchen einer Stunde über Sprachlehre und Pflanzenkunde; zeigt ihnen Blätter und Blumen, damit ihnen das Bedürfniß erwacht nach Namen, durch welche ſie die Formen beſtimmen und feſthalten können.

Der Lehrer Forſter's hat ſolcher Rathgebungen nicht bedurft. So wie Georg die Pflanzen kennen lernte an ihrem Standort in der freien Natur, ſo lernte er die Sprachen im Verkehre des Lebens. Auf jene ruſſiſche Reiſe, die ihn in den Stand ſetzte, mit ſeinem Vater ruſſiſche Bücher zu überſetzen, folgte die Ueberſiedelung nach England. Die Einnahmen, die Johann Reinhold ſeinen Ueberſetzungen verdankte, wurden erhöht durch eine Anſtellung als Lehrer der Naturgeſchichte in Warrington unweit Mancheſter. Hier ertheilte Georg, noch ſo ganz Knabe, daß er den naſchhaften Gelüſten nicht entwachſen war, den erſten Unterricht in einer benachbarten Koſtſchule. Die engliſche Sprache bekam er vollſtändig in ſeine Gewalt, und es galt ihm gleichviel die Erzeugniſſe ſlaviſcher, romaniſcher, ſkandinaviſcher Stämme ins Engliſche oder ins Deutſche zu übertragen.

Kurz und gedrängt war alſo ſein erſtes Jugendleben in jedem Betracht. Als Knabe war er der nächſte Gefährte und Mitarbeiter ſeines um fünfundzwanzig Jahre älteren Vaters, und in des Vaters Charakter grenzten Härte mit Heftigkeit und unbeugſamem Trotze an die eiſerne Beharrlichkeit und den rückſichtsloſen Eifer, welche ſeine Arbeitskraft ins Unglaubliche ſteigerten, aber auch von des Sohnes Trieb zur Thätigkeit ſchier unmögliche Anſtrengungen verlangten. Da wurde häufig mehr getrieben als gezeitigt, in der Zeit des Säens und der ſtillen Entwickelung mußte bereits geerndtet und zu Markt getragen werden. Es war eine natürliche Folge, daß der feurige Vater die Erziehung in allem, was Geduld und Anhalten erheiſcht, etwas vernachläſſigen mußte.*)

Indeß die Sammlungskraft, die unſerm Georg bei ſo vielem Lernen ſo frühes Leiſten möglich machte, half ihm jede Störung überwinden. Mit dreizehn Jahren kam er nach London in ein Handelshaus; eine Krankheit führte ihn den Aeltern wieder zu, und, als wäre dieſes Zwiſchenſpiel gar nicht geweſen, kehrte er mit erneutem Fleiße zur alten Thätigkeit zurück.

---

*) Forſter's Schriften VII. 336. Die römiſchen Zahlen beziehen ſich in Zukunft immer auf die Bände ſeiner im Jahre 1843 bei Brockhaus erſchienenen Schriften, die arabiſchen Zahlen auf die Seiten.

Wir finden ſpäter den Jüngling in ſeinem achtzehnten Jahre vielgereiſt und vielgeprüft, ausgerüſtet mit einer tüchtigen Sprachkenntniß, in den beſten Schriftſtellern faſt aller gebildeten Völker bewandert, vorbereitet zur Naturforſchung durch eine vorzügliche Bekanntſchaft mit den Formen der Pflanzenwelt, gewöhnt an große Arbeitsleiſtung. Wir finden bei ihm einen Charakter im Keimen, der von der eiſernen Rechtlichkeit, von der bisweilen an Starrſinn ſtreifenden Beharrlichkeit ſeines Vaters ſchon Kraft entlehnte, als ihn die Selbſtändigkeit des Daſeins noch nicht in ihre Schule genommen hatte; wir finden ein liebefrommes Gemüth, das alle Härte des Vaters in ſich zu ſchmelzen vermochte, und ihn durch die wärmſte Hingebung mit ſeinen Aeltern, durch zärtliche Neigung mit ſeinen Geſchwiſtern verband. Gerechtigkeit und Menſchenliebe mußten auf dieſem Boden üppig gedeihen, mußten ihn zu feiner und milder Auffaſſung der Sitten fremder Völker befähigen. Dieſer Jüngling hatte in der Knabenzeit bereits das Glück verdient, mit ſeinem Vater, Cook, den Entdecker, auf ſeiner zweiten Reiſe um die Welt zu begleiten.

II.

Reiſe um die Welt.

Die Naturforſcher, die Cook auf ſeiner erſten Weltreiſe an Bord hatte, waren Banks, der berühmte Kräuterkenner, und Solander, ein ausgezeichneter Schüler Linné's. Dieſelben Männer wollten ſich auch zum zweiten Male mit dem größten aller Weltumſegler einſchiffen, als zehn Tage vor dem zur Abreiſe beſtimmten Zeitpunkt Banks ſich mit Solander und ſeinen übrigen Gefährten zurückzog, weil das engliſche Miniſterium, eigenſinnig und entblößt von Theilnahme für die Wiſſenſchaft, ihm kleine Bequemlichkeiten in der Einrichtung des Schiffes verſagte. Da es nun einmal beſchloſſen war, daß Naturforſcher an der Reiſe Theil nehmen ſollten, ſo wurde Forſter, der Vater, unter glänzenden Verſprechungen dazu aufgefordert, und er ging willig auf den Antrag ein, unter der Bedingung, daß ſein Sohn ſich gleichfalls anſchließen dürfte.

Ohne allen Zweifel war dieſes Ereigniß das entſcheidendſte in Forſter's ganzem Leben. Ueberhaupt kann

einem Jünger, der ſich Erfahrungswiſſenſchaften widmen will, kein größeres Glück zu Theil werden, als wenn ihm die Gelegenheit geboten wird, einen ſchöpferiſchen Meiſter in ſeiner Werkſtatt zu belauſchen. Da wird auch der Ruhigſte entzündet von dem Gedankenreichthum und der Erfindungskraft des Führers und ſelbſt der Beſcheidenſte fühlt ſich ſtolz getragen von dem fruchtbaren Elemente, auf dem die Macht des Wiſſens als Spende hinausſtrömt. Der geheimnißvolle Uebergang vom Wiſſen zum Können, von der Ahnung zum Leiſten, von dem Gedanken zur That wird hier dem ſchüchternen Auge enſchleiert, das Räthſel des Forſchens wird gelöſt, und überwältigt von der lichtvollen Klarheit, mit welcher die Natur des Meiſters Fragen treu beantwortet, beugt ſich der Jünger vor dem erkannten Wunder mit einer Frömmigkeit, die ihn weit erhebender erwärmt, als die demüthige Hingebung, mit der er Unbekanntes ſtaunend fürchtete. Der Zeuge ſolchen Schaffens gewinnt ein Vertrauen zu der Unwandelbarkeit der Naturgeſetze, das Keiner ahnt, der, von den Thaten ſelbſtändiger Prüfung entfernt, die Sicherheit, mit der entwickelte Sinne den Weltenraum durchforſchen, niemals erfahren.

Wenn aber Forſter der Jünger iſt und Cook der Meiſter, wenn die Erde zur Werkſtatt gewählt wird, die Erde, nicht bloß als eine Kugel mit Bergen und Thälern, mit eisbedeckten Meeren und grünenden Inſeln, ſondern

mit Menſchen bewohnt, deren vielgeſtaltige Naturbedingtheit nur der unbefangenſte und dennoch aufmerkſamſte Sinn zu erfaſſen vermag, dann wirkt der Schauplatz jenes Schaffens anregend, lehrend, das Forſchen befruchtend und lenkend nach auf die fernſten Geſchlechter.

Mann denke ſich Cook, den fünfzehn lange Jahre eines harten Dienſtes als Matroſe und Steuermann auf einem Kauffahrteiſchiff nicht nur mit dem Geſchick der Erfahrung und vielbewährtem Muthe erfüllten, ſondern auch mit der beharrlichen Einſicht, daß nur die angeſtrengteſte Beſchäftigung mit Meßkunſt und Sternkunde ihn zu höherer Thätigkeit befähigen könnte; man denke ſich den kenntnißreichen Schiffer mit dem Seemannsblick, der in dem Walde von Seilen und Stricken, der über dem Schiffe ſchwebt, den kleinſten Fehler, den geübte Schiffsführer Stunden lang vergebens ſuchten, auf der Stelle entdeckte, der die Entfernung des Landes, die Höhe der Felſen, die Nähe von Klippen, die Richtung der Häfen mit einem Augenmaß, das niemals täuſchte, zu ſchätzen wußte; man denke ſich einen Befehlshaber, unerſchrocken in der Gefahr, von unerſchütterlicher Gegenwart des Geiſtes, ſtreng in der Zucht, aber väterlich beſorgt für die Geſundheit und freudig theilnehmend an der rechtzeitigen Beluſtigung ſeiner Untergebenen; — und wenn man ſich dazu erinnert, daß Cook's Gewandtheit im Verkehr mit fernen Inſelbewohnern ſeiner Milde in

ihrer Behandlung und ſeiner Achtung vor den Menſchenrechten gleich kam, wenn man bedenkt, daß der Entdecker im Begriff ſtand zum zweiten Male den Erdkreis zu durchmeſſen, bekannt mit allen Vorſichtsmaßregeln und den wirkſamſten Hülfsmitteln, um das Ziel einer Entdeckungsreiſe zu erreichen, dann wird man es begreifen, wie der Antheil, den Forſter ſelbſtthätig nehmen durfte an jener ſchöpferiſchen Fahrt, ſein ganzes Leben bewegt und befruchtet hat zu umfaſſender Weltanſchauung und unſterblicher Thatkraft.

Ein unmittelbarer Ausfluß der Erfahrung, die ſich Cook in ſeinem Matroſenleben geſammelt hatte, war die Wahl des Schiffes. Während ſeiner Dienſtzeit wurde er auf einem Fahrzeug verwendet, das aus Northumberland nach London Steinkohlen zu holen hatte. Dieſe Schiffsform verband mit einem ſehr geräumigen Inneren den Vorzug, daß ſie rund, nach unten ſogar platt gebaut war, ſo daß ſie gar nicht tief in's Waſſer ging. Dadurch wurde es möglich, ſich auf drei volle Jahre mit Lebensmitteln zu verſehen und an gefährlichen Küſten ſeichte Meeresgegenden zu befahren. Um eine Vorſtellung von dem Rauminhalt eines ſolchen Schiffes zu bekommen, genügt es zu wiſſen, daß auf dem Verdeck zwiſchen dem großen und dem Fockmaſt fünf große und eben ſo viele kleine Boote ſtanden; daß das Holzwerk für ein kleineres Schiff von zwanzig Tonnen mit zwei Maſten ganz fertig

gezimmert in dem größeren Fahrzeug untergebracht war, verwendbar zur Unterſuchung der gefährlichſten Untiefen und ſchlimmſten Falls zur Rettung der ganzen Mannſchaft tauglich; während der innere Raum mehre hundert Fäſſer enthielt, unter welchen ſechzig große Tonnen allein mit Sauerkraut und mindeſtens eben ſo viele mit Waſſer gefüllt waren.

Neben Waſſer und den gewöhnlichen Vorräthen von Pökelfleiſch und Schiffszwieback, von Mehl und Erbſen, waren Sauerkraut und vortrefflich bereitete Täfelchen von gallertig eingekochter Fleiſchbrühe, deren an 5000 Pfund mitgenommen wurden, die wichtigſten Vorbeugungsmittel gegen Krankheit. Jene Täfelchen, in Erbſenſuppe zerlaſſen, bildeten eine ebenſo nahrhafte als wohlſchmeckende Speiſe. Das Sauerkraut aber iſt durch Cook's Einfluß ein unentbehrlicher Gegenſtand im brittiſchen Seeweſen geworden, weil es ſich als unübertrefflich nützlich zur Verhütung des Scharbocks bewährt hat. Ein Vorrath von Malz ward nicht vergeſſen, indem ein gekochter Malzaufguß das Hauptmittel war, den einmal ausgebrochenen Scharbock zu heilen.

Keineswegs aber beſchränkte ſich Cook's Vorſorge auf die Wahl und Menge der Nahrungsmittel. Gleich ſehr darauf bedacht, die Lage ſeiner Mannſchaft zu verbeſſern, wie auf die Erreichung der großen Zwecke ſeines Forſchergeiſtes, ſuchte er die Arbeitskraft ſeiner Leute, ſo

viel es nur irgend anging, zu ſchonen. Zu dieſem Behufe hatte er ſich eine ungewöhnlich große Anzahl Offiziere von der Regierung ausbedungen, und dadurch war er in den Stand, geſetzt, ſein Schiffsvolk, ſtatt wie gewöhnlich in zwei Hälften, in drei Theile zu trennen, ſo daß jeder Einzelne nur um den dritten Tag zwölf Stunden, und an den beiden zwiſchenliegenden ſogar nur ſechs Stunden Wache und Arbeit zu verrichten hatte. Dazu kam die allerpünktlichſte Sorgfalt für Reinlichkeit der Mannſchaft, wie der Schiffsräume, und eine unermüdliche Sorge für Ueberfluß an Trinkwaſſer, deſſen Mangel bei dem Genuſſe ſalziger Speiſen ſo ſchwer empfunden worden wäre. Durch dieſe und hundert andere Vorſichtsmaßregeln, indem auch der kleinſte Umſtand, der auf die Muſterung der Vorräthe Bezug hatte, Cook's perſönliche Aufmerkſamkeit erregte, gelang es ihm hundert und zwanzig Menſchen während einer dreijährigen Fahrt ſo weit vor Krankheiten zu ſchützen, daß nur ein Einziger an Siechthum zu Grunde ging.

So viele ins Einzelne gehende Bemühungen waren nöthig, um die Erfolge zu erzielen, die den Ruhm der zweiten Cook'ſchen Reiſe auf alle Zeiten bringen werden, aber auch um das Vertrauen aufrecht zu erhalten, welches die Grundlage bildete für die muthige Ausdauer, mit welcher denkende Forſcher und fröhliche, ſinnliche, oft

halsſtarrige Matroſen tauſend Mühſeligkeiten und Gefahren jeder Art begegnen mußten.

Am 13. Juli 1772 begann die Fahrt. Es war unter allen Reiſen um die Welt die erſte, die von Weſten nach Oſten gerichtet werden ſollte. An dem wankenden Leuchtthurm auf dem Felſen Eddiſtone vorbei auf die hohe See, der ſpaniſchen Küſte entlang, an welcher Kap Ortegal und die Seeleuchte von Corunna ins Geſicht kamen, ſegelten Cook als Befehlshaber der Reſolution und Furneaux, der Führer eines zweiten Schiffes, namens Adventure, nach Madera. Der Morgen des 29. Juli ließ ſie den maleriſchen Anblick der rund um die Rhede in Geſtalt eines Amphitheaters liegenden Stadt Funchal genießen, deren weiß angeſtrichene, mit platten Dächern verſehene Häuſer die Lebhaftigkeit und Anmuth des Bildes erhöhten. Hier ſchon fand Forſter Gelegenheit, ſeine Forſchergaben zu bethätigen. Nichts entging ihm von allem, was Natur und Verfaſſung, die Rechtspflege und das Kirchenweſen, was Handel und Landbau, Sitten und Lebensweiſe, Klima und Bevölkerung nur irgend Merkwürdiges boten. Madera mit ſeinem eigenthümlich milden Klima, ſeinen Weinbergen und den dadurch bedingten Handelsverbindungen, ſeiner

gemiſchten Einwohnerſchaft, bei welcher portugieſiſche und engliſche Einflüſſe ſich kreuzen und mit einander verflechten, war gleich der rechte Punkt, um die Fruchtbarkeit ſeines Beobachtungsgeiſtes auf die Probe zu ſtellen. Bei ächter Schöpfungskraft erkennt man die ganze Fülle der Keime in der erſten Anlage. Was Forſter in drei Sommertagen auf Madera geleiſtet hat, genügte, um alles zu verheißen, was eine dreijährige Weltumſeglung auf Cook'ſchem Boden zur Reife brachte.

Von den Kanariſchen Inſeln wurden nur Palma und Ferro erblickt, von den Kapverden aber die größte, S. Jago, beſucht, wo Forſter beſonders von der Negerähnlichkeit der Eingeborenen betroffen war. Mitte Auguſt wurden die Anker vor S. Jago gelichtet, und Ende October wurde das Vorgebirge der guten Hoffnung erreicht. Bis dahin war manche Beobachtung erbeutet und mehr als eine Geſetzesformel gefunden. Die Armuth vom Feſtlande entfernter Inſeln an Säugethieren, Amphibien und Inſekten; die Eigenſchaft mancher Vögel, in ganzen Zügen vom Sturm verjagt weit in die offene See zu fliegen, ſo daß ſie nicht als ein ſicheres Zeichen nahen Landes gelten können; die Zurückführung des Meeresleuchtens auf Fiſche und Quallen, von welchen letzteren, wenn ſie durch Bewegung des Waſſers gereizt werden, ein ſtärkeres Funkeln ausgeht, gaben dem Wiſſensdrange des friſchen Jünglings anregende Nahrung.

Ein neuer Vorrath von Lebensfreude und Stärkungsmitteln wurde am Kap eingeschifft, denn die dort genossene Gastfreundschaft sollte lange reichen. Am 22. November wurde das Vorgebirge der guten Hoffnung verlassen, um hohe südliche Breiten zu befahren. Und wer der Einbildungskraft genug besitzt, um sich vorzustellen, was es heißt, Monate lang, zwischen Wasser, Eis und Sternen im Weltenraum zu schweben, der ahnt es, wie sich Forster freuen mußte, daß auf dem Kape Sparrmann, der pflanzenkundige Reisende, ein erfahrener Arzt mit feinem Kopfe und menschenfreundlichem Gemüth, sich auch der Reise anschloß.

Cook hatte als Hauptaufgabe die Frage zu lösen, ob jenseits des vierzigsten Grades Süderbreite kein Land zu finden sei. So lief er denn vom Kap aus gerade nach Süden, und schon nach 17 Tagen (am 9. December) befanden sich die Reisenden angesichts einer Eismasse, die nach der Höhe, in der sie den Meeresspiegel überragte, einen Rauminhalt von 1600 Millionen Kubikfuß besitzen mußte. Sturm und die Gefahr zu versinken, in der die Resolution sich schon vorher befunden hatte, die Nothwendigkeit, sich mit Seewasser zu waschen, und die abgemessenen Antheile, die einem jeden vom Trinkwasser gereicht wurden, waren Kleinigkeiten gegen die Mühseligkeiten und Wagnisse, die jetzt zu bestehen waren. Der Wärmemesser erhob sich nur selten um ein Paar Grade über

den Gefrierpunkt. Regen, Schnee und Sturm und Nebel, die das Treibeis oft verdeckten und die Schiffe in Gefahr brachten, an einem schwimmenden Gletscher zu zerschellen, waren ihre täglichen Begleiter. Trotz der Nebel wurde einmal von Wales, dem Sternkundigen am Bord der Resolution, und von Forster's Vater die Meeresstille zu Wärmemessungen der See in großer Tiefe benützt; aber die Finsterniß wuchs, und das kleine Boot, das die Gelehrten bestiegen hatten, verlor alsbald die beiden Schiffe aus den Augen. Ohne Mast und Segel, nur mit zwei Rudern versehen, von jeder Küste fern, von Eis umdrängt, ohne Nahrung, in lautloser Stille, nicht im Stande eine Bootslänge weit vor Nebel zu sehen, ruderten sie eine Weile hin und her: umsonst. Sie entschlossen sich endlich, still liegen zu bleiben, in der Hoffnung, daß bei der herrschenden Meeresstille die Schiffe sich nicht allzu weit entfernen würden. Nach einiger Zeit klang ihnen die Glocke der Adventure wie himmlische Musik in die Ohren; sie erreichten glücklich dieses Schiff und bald darauf war Georg wieder mit seinem Vater vereinigt. Das treibende Eis wurde zur Erneuerung des Vorraths an frischem Wasser benützt; der arbeitsmuthige Matrose achtete nicht Frost und wunde Hände. Die Handhabung des mit Eis überzogenen Tau- und Takelwerks lief überdies ohne blutige Finger nicht ab. Am 8. Februar 1773 wurde der Nebel so dick, daß

die Adventure ſich aus dem Geſichtskreiſe der Reſolution verirrte, und es gelang den beiden Schiffen nicht mehr ſich zu vereinigen. Damit war die Gefahr verdoppelt, die Kraft vereinzelt, der Muth vereinſamt. Nur ſelten ſah ein Matroſe in den weiten Ocean hinaus, ohne trübe Klagen über dieſe verhängnißvolle Trennung. Die ſteigende Gefahr verminderte die Ruheſtunden. Von dem Genuß des ſonſt gut trinkbaren Eiswaſſers ſchwollen die Drüſen an, der Scharbock wüthete mit Gliederreißen um die Wette, die Stimmung ward trübe und gedrückt.

Wohl dem, der in ſolcher Verfaſſung ſein „wahres, ächtes, einziges Eigenthum in ſeinem Herzen und Verſtande“*), behaupten konnte, der in der Thätigkeit des Geiſtes die Schwungkraft nicht verlor, dem Kampf der Elemente Widerſtand zu bieten. Forſter erklärte ſich die größere Kälte der ſüdlichen Halbkugel aus dem Mangel eines feſten Landes; er hatte bald bemerkt, daß die Schneepetrell, ein Sturmvogel**) als Vorbote des Eiſes betrachtet werden konnte; er lernte, daß Seehunde***) und Pinguins†) auf nahes Land nicht rechnen laſſen. Er freute ſich mit dem Wundarzt über die gute Wirkung, die

*) III. 165.

**) Procellaria nivea.

***) Phoca vitulina.

†) Aptenodytes.

frischer Maisch, gekochter Malzaufguß, gegen die ärgsten Grade des Scharbocks entfaltete. Und auch sein Schönheitssinn blieb hier nicht ohne Nahrung. Sein formbegieriges Auge folgte den kirchthurmähnlichen Gestalten der Eisberge, deren einer von einem grottenartigen Loch, welches das Tageslicht an der anderen Seite sehen ließ, durchbohrt war; er beobachtete die verschieden weißen Schichten, welche neue Schneemassen auf den Eisfeldern nach und nach erzeugt haben mußten; er wußte sich an dem schönen Saphir oder der beryllblauen Farbe des Eises zu ergötzen, oder bewunderte eine Eisinsel, von der untergehenden Sonne mit funkelndem Gold und blendendem Purpurglanz umgossen. Das erhabene Schauspiel eines hellen weißen Lichts, dessen hohe Säulen, bis zum Zenith hinaufreichend, allmälig den ganzen südlichen Theil des Himmels erleuchteten oder sich in Bogen vereinigten, entzückte den Glücklichen, der großen Eindrücken ebenbürtig offenstand.

Cook war außerdem der Mann, den die Gewohnheit an Gefahr nicht tollkühn und die Abhärtung des Seelebens nicht stumpfsinnig machen konnte für die Leiden seiner Mannschaft. Er hatte den siebenundsechzigsten Grad der südlichen Breite erreicht und also den südlichen Polarkreis überschritten; in mehr als vier Monaten war in diesen hohen Breitegraden kein Land entdeckt worden; einzelne seiner Matrosen lägen schwer

athmend, mit blauen Flecken an gelähmten Gliedern, geplagt durch böses Zahnfleisch und leicht blutenden Ausschlag; eine düstere Traurigkeit nahm auf dem Schiffe überhand. Da wurde das Steuer nach Norden gerichtet.

Neuseeland's Küste lag am 26. März vor dem sehnsüchtigen Auge der Matrosen. Jubelnd begrüßten die Segler die wildnißartige Landschaft. In wenig Tagen war die lebendigste Betriebsamkeit an den Ufern der Dusky-Bai entwickelt. Auf einem Morgen Landes ward das Holz gefällt, und so entstand ein freier Platz, auf dem sich hundert fleißige Hände regen konnten. Da wurde das Zimmerholz zu Planken gesägt, das Brennholz zerhauen, in dampfenden Kesseln Sprossenbier gebraut*) oder aus den zahlreichen Fischen, von welchen die Küste wimmelte, eine Mahlzeit bereitet, die nach dem lang anhaltenden Genuß des Pökelfleisches zehnfach erfrischte. An einem rauschenden Bach, der Ueberfluß des reinsten Trinkwassers gewährte, standen ganze Reihen von neuen oder ausgebesserten Fässern. Die Säge der Zimmerleute ward von dem Hammer der Schmiede übertönt; an dem Schiffe waren die Matrosen geschäftig, es galt zu reinigen, zu kalfatern und das Tauwerk überall wiederherzustellen. Unter den Bierbrauern und Köchen, den

*) Aus den Nadeln der Sprossentanne, Dacrydium cupressinum.

Schmieden und Böttchern saß Hodges, der als Künstler mitgenommen war, seinem Pinsel die Reize der Landschaft anvertrauend, Forster zeichnete Pflanzen und Thiere, und über dem Gewühle so vielseitiger Arbeit beobachtete Wales in seiner Sternwarte den Gang der Gestirne.

Sechs Wochen reichten aus, um für die Weiterreise neue Kräfte zu gewinnen. Durch Sprossenbier und Myrthenthee ward der Scharbock glücklich bekämpft, durch Wasservögel und Fische die Säftemasse des Körpers erneuert. Aber diese Zeit ward nicht bloß für Selbsterhaltung und Selbstentwickelung verwendet. Gänse, die vom Kap mitgenommen waren, Eber, Säue und Ziegen ließ Cook auf der Insel zurück, mit Gartengesämen befruchtete er den Boden des gastlichen Gestades, Erbsen, Bohnen, Getreidearten und Kartoffeln wurden an verschiedenen Stellen Neuseelands gepflanzt. Und damit Viehzucht und Landbau, die der Weltumsegler als Anfänge jeder Gesittung zu begründen hoffte, der Unterstützung des Gewerbes nicht entbehren sollten, wurden den Einwohnern Geschenke von Beilen und großen eisernen Nägeln hinterlassen.

Forster selbst war inzwischen mit Erdreich und Pflanzen, mit Thieren und Menschen vollauf beschäftigt. Offenherzige Dreistigkeit, Ehrlichkeit und daneben eine bei wilden Völkern häufig vorkommende Empfindlichkeit hob er als Charakterzüge der Neuseeländer hervor. Für die

beſchwerlichen Nächte, in denen der ſteinige Strand ſein Bette, eine Schießtaſche das Kopfkiſſen und der Himmel ſeine Decke war, für die Plage der Erdmücken, deren Biß blatterähnliche Geſchwüre und bei ſeinem Vater einmal ſogar ein heftiges Wundfieber verurſachte, bot die Natur mit ihren hundert neuen Geſtalten und nirgends fehlenden prächtigen Eindrücken Erſatz. In der Caſcadebucht ſtürzte ſich eine klare Waſſerſäule, die einen Umfang von dreißig Fuß haben mochte, aus einer Höhe von dreihundert Fuß mit reißendem Ungeſtüm über eine ſenkrechte Felswand, etwa fünfundſiebzig Fuß über dem Becken, das die ſchäumenden Wogen auffing, von einem Vorſprung unterbrochen, der die Säule in eine breite durchſichtige Waſſerwand verwandelte. Jenes Becken, an drei Seiten von jähen Felſen eingefaßt, ließ vorn die ſchäumende Fluth über unregelmäßige Steinmaſſen ins Meer hinabbrauſen, das Ganze mit ſolchem Getöſe, daß jeder andere Laut machtlos verhallte gegen das Lärmen des Waſſerfalls.

Am 11. Mai verließ die Reſolution die Duſky-Bai um nach Charlottenſund, der jetzigen Cooksſtraße, zu ſegeln. Auf dieſer Fahrt machte Forſter in der Nähe von Kap Stephens mit dem Schauſpiel der Waſſerhoſen in wirkungsvoller Geſtalt Bekanntſchaft. Beſſeres aber wartete ſeiner in dem Charlottenſunde, indem der 18. Mai

durch die Wiedervereinigung mit der Adventure als Festtag bezeichnet ward.

Die Fahrt von Neuſeeland nach Tahiti, die am 7. Juni angetreten wurde, war eine gelinde Reiſe im Vergleich zu dem Wege, den Cook vom Vorgebirge der Guten Hoffnung bis Neuſeeland zurückgelegt hatte. Dennoch bot ſie der Mühſeligkeiten genug, um den Neid der Matroſen gegen die gewöhnlichen Oſtindienfahrer zu erregen. Indeſſen dieſer Neid machte ſich in Scherzen Luft, durch welche ſie ſich mit ihren früheren Capitänen neckten, deren Seelen ſie zur Strafe für ihr ehemaliges üppiges Seeleben in Albatroſſe*) wandern und auf die Südſee gebannt ſein ließen. Forſter lieferte auf dieſer Fahrt einen höchſt merkwürdigen Beitrag zur geiſtigen Geſchichte der Hunde, zu welchem einige von Neuſeeland mitgenommene Thiere Veranlaſſung boten. Er fand nämlich, wie es ältere Seefahrer von den Inſeln der Südſee gemeldet haben, auch auf Neuſeeland die Hunde dumm und einfältig wie die Schafe, und während kein Europäiſcher Hund Gelüſte hat nach Hundefleiſch und Hundeknochen, entwickelten die Neuſeeländiſchen Thiere eine ſo vollſtändige Kannibalennatur, daß ſelbſt ein Hund, der ſo jung auf das Schiff kam, daß er wohl noch nichts als Muttermilch bekommen haben mochte,

*) Diomedea exulans.

über den Körper eines todtgeborenen Hundes mit großer Gierigkeit herfiel. Demnach iſt auch die Hundeſeele, deren Fähigkeiten und Treue wir bewundern, ein Erzeugniß der Entwickelung, die wir dem Hirn von außen durch Erziehung mitzutheilen wiſſen.

Forſter beſchränkte den Namen des ſtillen Meeres auf den Theil der Südſee, der zwiſchen den Wendekreiſen gelegen iſt. Hier kamen ihnen gelindes Wetter, beſtändiger Wind und ruhige See gar ſehr zu ſtatten, als ſie an den niedrigen Inſeln des gefährlichen Archipelagus vorbeiſchifften, deren vom Grunde des Meeres, wie ſenkrechte Mauern, aufſteigende Felſen ſo wenig über den Waſſerſpiegel hervorragen, daß ſie des Schiffers ganze Wachſamkeit in Anſpruch nehmen. Wiewohl jene kreisförmigen, in der Mitte mit einem Becken von Seewaſſer und nur mit ſpärlichen Baumgruppen verſehenen Eilande wenig verſprachen, ſo war doch das zweimonatliche Schiffsleben lang und verdrießlich genug geweſen, um den bloßen Anblick des Landes ſo erquickend zu machen, wie dem Auge des Durſtigen der Anblick des Waſſers erſcheint.

Der 16. Auguſt war dann ein unvergeßlicher Tag in Forſter's Leben. In der Nähe von Tahiti's Küſte klang ihm das Quiken junger Ferkel lieblicher als die herrlichſte Muſik des fertigſten Künſtlers. Aber die Freude über das nahe Ufer verſchwand vor den Reizen

jenes glücklichen Eilandes, das Forſter zu dem Zaubernamen machte, an den ſich unſere Knabenerinnerung knüpft von der anmuthigen Sitteneinfalt der Bewohner jener ſchönen Inſelwelt des ſtillen Meeres. Tahiti blieb ihm ſelbſt der Winkel der Erde, der ihm in treuer Erinnerung vor allen andern lächelnd winkte.*)

In einem warmen Klima, wo die faſt beſtändig heitere Luft von mäßigen Seewinden erfriſcht wird, liegt das fruchtbare Eiland einem gebirgigen Garten gleich, wo ſchattige Fruchtbäume mit wohlriechendem blühendem Buſchwerk wechſeln und mit dem Schmuck der jungen Wieſen. Kryſtallklare Bäche und Waſſerfälle ſtürzen von grünenden, mit den mannigfaltigſten Pflanzen geſchmückten Bergen herab, und es fehlt nicht an Stellen, wo Felſen, aus ſchwarzen Baſaltſäulen beſtehend, die Schauer eines finſteren, romantiſch-wilden Anblicks gewähren. Neben der Barringtonie, die in lilienweißer Blüthe mit ihren zahlreichen, an der Spitze karmoiſinrothen Staubfäden prangt, ſpendet der Brodbaum**) in ſo verſchwenderiſcher Fülle ſeine Früchte, daß es genügt zehn Bäume gepflanzt zu haben, um dem eigenen wie

*) Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.

Horatius.

Motto vor der Nachricht vom zweiten Beſuch auf der Inſel Tahiti.

**) Artocarpus incisus.

dem kommenden Geſchlecht ſo viel zu ſchenken, wie bei uns der Bauer in einem ganzen Leben durch Pflug und Erndte dem Boden abringt. Und dieſe Inſel war bewohnt von einem unſchuldigen, ſanften, wohlwollenden Volk, das einer einfachen, reinlichen Lebensweiſe Schönheit und heitere Geſundheit dankte und ſich zu gerechter Vernunft und aufopferndem Heldenmuth erheben konnte.

Wie ſollte man ſich wundern, daß Forſter, der nach ſchwerer Krankheit hier Geneſung fand und eine Gaſtfreiheit genoß, die an Homer's Nauſikaa erinnert, Kalypſo's Zauberland zu betreten glaubte? und daß die ſüße Spondias, die ihm den heilſamen Apfel bot, ihn an des Paradieſes Unſchuld und Sorgloſigkeit gemahnte? Wer hätte nicht, wie er, den tahitiſchen Helden Tohah begriffen, dem England am Ende nur ein ſchlechtes Land ſchien, weil dort gar keine Brodfrucht wächſt und auch nicht Kokosnüſſe?

So zarter Vorbereitung bedurfte es nicht in des Jünglings Gemüth, um ſich beim zweiten Beſuch Tahiti's zu freuen, daß die Eingeborenen durch gute Pflege die geſchenkten Ziegen zu würdigen und ihre Vermehrung zu fördern wußten, während der Mangel an Lebensmitteln, den früher der Krieg von Groß-Tahiti mit der kleineren Halbinſel, Teiarrahu, veranlaßt hatte, einem reichen Ueberfluß an Schweinen gewichen war. Seine Freude ſelbſt beweiſt uns, daß die lieblichſten Naturbilder, ver-

bunden mit der Sorgfalt unverdorbener Menſchen, die den Erhitzten vor zu ſchnellem Genuß der Kokosmilch hüteten, es nicht vermochten, ihn in träumeriſche Tändelei zu verſenken. Davor ſchützte ſchon die neue Thätigkeit, welche die auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht reiche Inſel von ihm verlangte. Derſelbe Forſter, der ſich von den Sängern des Waldes den damals in Europa gehegten Wahn ſo gerne nehmen ließ, daß es in heißen Ländern den Vögeln an harmoniſcher Stimme fehlen ſolle, verſäumte es nicht, die zahlreichen neuen Vögel und Fiſche Tahiti's zu beſchreiben, und die unter ſeinen Füßen wegrollenden Felſenſtücke hielten ihn nicht ab, auf ſteilen Bergen zwiſchen Klüften neue Pflanzen zu erbeuten.

Der Menſch blieb allerdings der Gegenſtand ſeiner beſonderen Vorliebe. Wenn er gleich beide Male müde und kraftlos genug in Tahiti's Buchten einlief, um es gehörig zu ſchätzen, wenn um ein Beil oder gar um eine rothe Feder ein Schwein und zwölf der ſchönſten Kokosnüſſe um eine einzige Glaskoralle zu haben waren, ſo war ſein Sinn dennoch zuerſt geöffnet für alle Züge, die ihm das eigentliche Leben des Volkes offenbarten. Wie ſich der König O-Tuh von eines Bergſchotten Dudelſack bewegen ließ, ſo belauſchte Forſter die erſten Keime menſchlicher Kunſt in den vier Tönen, welche die Bewohner noch ohne Melodie und Takt der Naſenflöte und dem Kehlkopf entlockten, in ihren dramatiſchen Tänzen

[redacted]en krüppelhaften Menschenfiguren, mit denen das [redacted]örmige Hintertheil ihrer Kriegskanots verziert [redacted]. Die frische, scharfe Anschauung der Tahitier läßt ihn daran erinnern, daß sie auf dem Schiffe Bougainville's am bloßen Gang eine als Mann verkleidete Frau erkannten, deren Geschlecht dem Schiffsvolk bis dahin auf der ganzen Reise war verborgen geblieben. Aber die Liebenswürdigkeit der unverfälschten Menschennatur verblendet sein Auge nicht, wenn es gilt zu entdecken, daß ursprünglich die Tahitier Menschenfresser gewesen sein müssen, bevor sie durch die Vortrefflichkeit von Land und Klima und durch den Ueberfluß an guten Nahrungsmitteln gesitteter geworden waren. So gern er auch die Gutherzigkeit des Mittelstandes in dem unverfeinerten Teiarrabu anerkennt, so leicht bemerkt er doch, daß es mit der scheinbaren und glänzenden Höflichkeit der Hofleute bloß darauf abgesehen sei, ihre Hoffnungen durch leere Versprechungen zu nähren und von einer Zeit zur anderen aufzuhalten*). Die Frauen von Tahiti rettet er von der allgemeinen Beschuldigung des Mangels an Zucht und reiner Sitte mit der Thatsache, daß es eine beschränkte Anzahl war, die ihre Liebe feil bot und mit dem Hinweis auf die Abgeschmacktheit, die darin liegen würde, wenn etwa O-Mai, ein durch die

*) I. 254.

erſte Cook'ſche Reiſe nach Europa gekommener Tahitier erzählen wollte, „in England wiſſe man wenig oder nichts von Zucht und Ehrbarkeit, weil er dergleichen unter den gefälligen Nymphen in Covent-Garden, Drurylane und im Strande nicht angetroffen.“ So hält er die große Flotte, mit welcher der heldenmüthige Tohah die Inſel Eimeo bekriegen wollte, eines Vergleichs mit der Griechen Heeresmacht vor Troja werth. Aber er überſieht es nicht, daß ſchon die Tahitier auf Matten von Tonga-Tabu, welche ſie ſelbſt genau ebenſo verfertigten, einen weit größeren Werth legten als auf das Machwerk ihrer Hände, und Tahitiſche Waare unter Tongaſchem Namen von den Matroſen theuer kauften. Auch kleine Züge entgingen ſeinem Auge nicht, und ſehr ergötzlich erzählt er, wie eine Tahitiſche Schöne den Matroſen, der um ſie warb, als ſie an ihm ein Auge vermißte, einem einäugigen Mädchen zuführte, das ſich nach ihrer Meinung beſſer für ihn ſchickte als ſie ſelbſt. Oder kann man etwa beſſer in die gelehrige einfache Unmittelbarkeit einer halbidylliſchen Welt verſetzt werden, als wenn man Forſter erzählen hört, wie Teiarrabu's König Cook's Taſchenuhr, nachdem ihm ſorgfältig erörtert, wozu ſie diene, zu einer kleinen Sonne ernannte?

Nach Tahiti wurden einige andere Geſellſchaftsinſeln und die freundſchaftlichen Inſeln beſucht. Jene ſind durch hohe Berge mit reichen Waldungen ausgezeichnet,

welche beide auf den freundschaftlichen Inseln viel weniger entwickelt sind. Eine Menge von Unterschieden sind davon die natürliche Folge. Während Tahiti und Huaheine Ueberfluß am reinsten Trinkwasser haben, müssen sich die Bewohner des zu den freundschaftlichen Inseln gehörigen Tonga-Tabu mit faulem Regenwasser aus stinkenden Pfützen oder gar mit Brackwasser behelfen. Dort geräumige Häuser und beinahe unzählige, große Kanots, hier unbequeme Wohnungen und im Vergleich zu Tahiti dürftige Fahrzeuge. Im geraden Verhältniß zum Ueberfluß an süßem Wasser steht die Reinlichkeit des Volks und die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Tahitier sind das reinlichste Volk der Erde, die Tonganer leiden an häufigen Hautkrankheiten, die durch den auch in Tahiti üblichen Rauschpfeffer*) verschlimmert werden. Und weil eine dünne Erdschicht die Korallenfelsen der freundschaftlichen Eilande bedeckt, gedeiht der Brodbaum wenig und wird unendlich mehr Mühe auf den Ackerbau verwandt, ungeachtet auch die Bewohner Huaheine's ihre Maulbeerbäume fleißig warten, den Boden sorgfältig jäten, mit zerbrochenen Korallen und Muscheln düngen und sogar durch tiefe Graben um ihre Pflanzungen dem Wasser freien Ablauf verschaffen. Der Ackerbau aber macht die Tonganer kräftiger und schlanker als die Ta-

*) Piper methysticum.

hitier, und wenn gleich jene genöthigt ſind, die Lebensmittel weit über zweckloſe Zierrathen zu ſchätzen, ſo iſt doch die Arbeitſamkeit, an welche ſie die Beſtellung des Feldes gewöhnte, die Quelle des Gewerbes wie der Kunſt geworden. Auf Tonga-Tabu fand Forſter die vortrefflichſte Tiſchlerarbeit, mit Rochenhaut gehobelt, geglättet mit Korallen. Die Anfänge der Bildhaukunſt und der Muſik, in der ſie es zu einem zweiſtimmigen Geſang und zum harmoniſchen Dreiklang gebracht hatten, waren denen auf Tahiti bei weitem überlegen. Dafür iſt die Sprache der Tahitier durch die vorherrſchenden Selbſtlauter ſanfttönender und wohlklingender, und dieſes weiche Seelenorgan begleitet ein herzlicheres Gemüth. Forſter ſpricht den Bewohnern Tonga-Tabu's mehr ſteife Höflichkeit, den Tahitiern mehr aufrichtige Herzensfreundſchaft zu, wonach man denn die Namen der freundſchaftlichen und der Geſellſchaftsinſeln vertauſchen möchte.

Geſtaltende Erfindungskraft läßt uns der treue Führer auch auf den geſellſchaftlichen Inſeln bewundern. Ein ſchönes Mädchen, das ſich von ihrem Liebhaber aus Raietea nach Tahiti hatte entführen laſſen, kehrte, von Sehnſucht nach Aeltern und Geſpielen überwältigt, auf Cook's Schiff nach jener Inſel zurück. Als ſie jedoch in Huaheine mit den Offizieren einem dramatiſchen Tanze beiwohnte, mußte ſie in dieſer Aufführung ein Volksgericht erkennen, denn aus dem Stegreif ward ihre eigene

Geſchichte von den Tänzern geſpielt, ihre Flucht aus Liebe lächerlich gemacht und zum Schluß ihr noch ein ſchimpflicher Empfang bei ihren Aeltern vorgeſpiegelt. Auf Raietea ward die Reiſegeſellſchaft ſelbſt die Zielſcheibe eines ſchalkhaft verſpottenden Mährchens. Orea, der ſich viel vom Kapitän aus ſeinen Reiſeerlebniſſen hatte erzählen laſſen, konnte ſich nicht dazu verſtehen, an die unbedingte Wahrheit ſo vieler, für ſeine Begriffe fabelhafter Nachrichten zu glauben. Er warnte daher Cook vor der Inſel Mirro-Mirro, welche von ungeheuren Rieſen bewohnt wäre, die an Größe dem höchſten Maſt und an Leibesumfang dem Obertheil der Schiffswinde gleich kämen. Denn wenn man dieſe Ungeheuer erzürne, ſo nähmen ſie ihren Mann, um ihn wie einen Stein ins Meer zu ſchleudern, und ſie wären wohl im Stande, durch die See herauzuwaden und das Schiff auf ihren Schultern ans Land zu tragen.

Solche Thatſachen ſind wohl allein ſchon beweiskräftig genug gegen Rouſſeau'ſche Träumereien von einer ungetrübten Einfalt und einer immer unbefangenen Unmittelbarkeit des reinen Naturmenſchen. Allein es ſollte nicht an Gelegenheit fehlen, hierfür deutlichere Beweiſe zu ſammeln. Auf Tahiti waren es beſonders die kleinen Gegenſtände des Schmucks, Korallen und Federn, auf den freundſchaftlichen Inſeln das nützliche Geräthe, Beile und Nägel, welche die Wünſche der Bewohner ſo mäch-

tig erregten, daß ſie zu behendem Diebſtahl verleitet wurden. Daraus erwuchſen Mißhelligkeiten, in welchen die Gefahr von Mord und Todtſchlag nicht immer glücklich vermieden werden konnte. Tonga-Tabu und Ea-Uhwe erzeigten ihrem Alleinherrſcher eine ſklaviſche Verehrung, ſo daß ſich Forſter „gewiſſermaßen darüber verwunderte, daß die Unterthanen ſo vergnügt und munter waren, da doch ihre politiſche Verfaſſung der Freiheit, jener allgemeinen Quelle der Glückſeligkeit, eben nicht recht günſtig zu ſein ſchien.“*) Und auf den Geſellſchaftsinſeln hatte die bevorzugte Kaſte der Erriohs, die, um ſich nicht zu ſchnell zu vermehren, keine Kinder haben durfte, dem urſprünglich ertheilten Geſetz der Eheloſigkeit aber auf die Dauer nicht gehorchen konnte, die Stimme der Natur ſo weit erſtickt, daß der geheime Kindermord zu ihren Gewohnheiten zählte, der freilich, wenn er ruchbar wurde, von dem gewöhnlichen Volk mit dem Tode geahndet ward. Wo aber Diebſtahl, Krieg, Gewaltherrſchaft und Kindermord auftreten, da hat das Reich der natürlichen Unmittelbarkeit ein Ende.

Um deſto lieber ruht man dabei aus, wenn dennoch Forſter mit ſeinem unbeſtochenen Urtheil immer und immer wieder darauf zurückkommt, daß Gaſtfreiheit, Gutherzigkeit und Uneigennützigkeit unbewußte Tugenden jener

*) I. 377.

Insulaner sind. Man hätte sich dazu verstanden mit anzusitzen an dem Mahl auf Raietea, wofür der Tisch aus einer Menge grüner Blätter auf der Erde bestand, um sich über Maheine's Gemüthswärme zu erfreuen, der, als die Resolution ihn seinem Wunsche gemäß, nachdem er bis zum 71. Grade Süderbreite mitgefahren war, in Raietea, seiner Heimath, zurückließ, sprachlos, mit thränenreichem Blick, in der tiefsten Bewegung von der Schiffsgesellschaft Abschied nahm.

Mit so vielen neuen Eindrücken bereichert, durch frische Luft und gesunde Nahrung gestärkt, trat Forster muthig die Reise gen Süden wieder an. Am 7. October 1773 verließ das Schiff Tonga-Tabu und am 20. desselben Monats befand es sich zum zweiten Male an Neuseelands Küste. Nach einem gefährlichen Sturm, der den Reisenden den blendenden Anblick der schäumen-See gewährte, betraten sie das Ufer der Ship-Cove und rächten sich für die Vernachlässigung der hinterlassenen Thiere durch neue Geschenke von Schweinen und Hühnern, die in einem entlegenen Winkel des Waldes so gut wie möglich der unzeitigen Begier der Indianer entzogen wurden. Die Gartensaat war üppig aufgegangen und Maheine, der damals noch an Bord war und die im Vergleich zu seiner Heimath elende Lage der Neuseeländer mitfühlend begriff, trug ihnen

die fleiſchigen, ſüßen Wurzelknollen ſeiner Yams*) entgegen. Die hohe Bedeutſamkeit ſolcher Wohlthaten erfüllte Forſter's Geiſt und Herz. Die Einführung von zahmem Schlachtvieh, ſo hoffte er, könnte dereinſt den Zeitpunkt beſchleunigen helfen, in dem die Menſchenfreſſerei dem Ueberfluß weichen müßte, durch welchen Viehzucht und Ackerbau das Volk näher zuſammenbringen und geſelliger machen würden.

Nun aber ging es zum zweiten Mal ins Eismeer. Zweimal wurde auf dieſer Reiſe der ſüdliche Polarkreis überſchritten, und der Wechſel zwiſchen hohen und niederen Breiten, der plötzliche Uebergang aus einem Klima in das andere machte die Fahrt im höchſten Grade beſchwerlich. Alle Gefahren von Nebel, Eis und Stürmen, welche die erſte Reiſe in jenen Gegenden bedrohten, wurden im verdoppelten Maßſtab beſtanden. Und dazu kamen ein viel geringerer Vorrath an lebendigem Vieh, verdorbener Schiffszwieback, unüberwindlicher Ekel vor eingeſalzenen Speiſen, eine gefährliche Erkrankung Cook's, auf deſſen Erhaltung alle Hoffnungen für die glückliche Vollendung der Entdeckungsreiſe ruhten, und den armen Forſter quälte in ſeiner elenden, wiederholt von Waſſer überſchwemmten Kajüte ein jämmerlicher Scharbock. Die Albatroſſe, welche die Reiſenden bei

*) Dioscorea alata.

ihrer Einfahrt in den gemäßigten Erdſtrich bewillkommt hatten, waren ihnen in den Eisgürtel nicht gefolgt, und ſchlimmer als dieſes Wetterzeichen war die Verlaſſenheit der Reſolution, die der Nebel vor Neuſeeland zum zweiten Male und für die ganze Reiſe von der Adventure getrennt hatte. Da gab es wenig Troſt, daß ſie am 6. Decbr. des Jahres 1773 Abends 7 Uhr im 51. Grade 33 Minuten ſüdlicher Breite und unter dem 180. Grade der Länge genau über den Strich der Gegenfüßler London's wegſegelten, und die ſprachlichen Forſchungen, bei denen Maheine behülflich war, vermochten es nicht, den Geiſt befriedigend zu ſpannen. Mit Ungeduld zählte Maheine an ſeinen Stöckchen die Zahl der Eisinſeln, und das Anſtaunen der nachtloſen Tage innerhalb des Polkreiſes ward ihm erſt in der Erzählung bei ſeinen Landsleuten zum erhebenden Genuß. In dieſer Stimmung urtheilte Forſter härter, als es in ſeiner begreifenden Gewohnheit lag, über die Rohheit, mit der die Matroſen das Weihnachtsfeſt begingen, und die Schwermuth, die ſich nachher beim Schwanken zwiſchen dem 60. und 71. Grade durch fürchterliche Stille auf dem Schiffe kund gab, hatte auch den kranken Jüngling ſo weit ergriffen, daß er muthlos erzählt: „Eis, Nebel, Stürme und eine ungeſtüme See machten finſtere Scenen, die ſelten genug durch einen vorübergehenden Sonnenblick erheitert wurden. Das Klima war kalt und unſere Nahrungsmittel

beinahe verdorben und ekelhaft. Kurz wir lebten nur ein Pflanzenleben, verwelkten und wurden gegen alles gleichgültig, was ſonſt den Geiſt zu ermuntern pflegt. Unſre Geſundheit, unſer Gefühl, unſere Freuden opferten wir der leidigen Ehre auf, einen unbeſegelten Strich durchkreuzt zu haben! Das war im eigentlichen Verſtande: Propter vitam vivendi perdere causas. Juvenalis.“

Endlich zwang die Krankheit des Kapitains mit unerbittlicher Nothwendigkeit nach Norden zu fahren. Hundert und drei Tage lang hatten ſie kein Land geſehen und keinen friſchen Fiſch gekoſtet, als ſie am 8. März 1774 das öde Oſtereiland mit ſeinen ungeſchlachten Bildwerken entdeckten. Hier war für die Erholung ihrer Kräfte ſchlecht geſorgt. Cook und Forſter ſtrengten ſich beide auf der die magere Bevölkerung kaum ernährenden Inſel übermäßig an, und Cook hatte nachher auf der Reiſe nach den Marqueſas von Krankheit nicht wenig zu leiden. Ohne Vorrath und Labſal, von Hunger und Kummer geplagt, lebten die Kranken an Bord im eigentlichen Sinne „von Wind und Hoffnung.“ Sie wurden erlöſt in Madre de Dios auf Waitahu, und frohen Sinnes verließen ſie die Marqueſas, um eine zweite Heimath in Tahiti zu beſuchen.

Nachdem ſie mehre Wochen auf den geſellſchaftlichen und Freundſchaftsinſeln zugebracht, begann die eigentliche Entdeckungsfahrt der Reiſe. Im Juli des Jahres

1774 wurden die Neuen Hebriden aufgefunden, denen Cook ihren Namen gab, und nach einander Mallicolo, Irromanga und Tanna besucht. Ein von den Bewohnern der Gesellschaftsinseln ganz abweichender, schwarzbrauner Volksstamm, bei dem die kurze, platte Stirn von reichem, krausem Haar umgeben war, mit breiter, flacher Nase und vorragenden Backenknochen bot reichen Stoff, um neue Eigenthümlichkeiten und Zustände zu erforschen. Schon die Geringschätzung, die das weibliche Geschlecht mit den schwersten Arbeiten drückte, belehrte Forster darüber, daß er es hier mit einer tieferen Bildungsstufe als auf Tahiti und Tonga zu thun hatte. Dies wurde bestätigt durch den Mangel an Zierlichkeit in ihrem Geräthe und ihren Waffen, durch die Unbequemlichkeit der Schoppen, die ihnen nothdürftiges Obdach gegen Wind und Wetter gewährten, durch ihre Unreinlichkeit und spärliche Bekleidung, die sich nur auf den Schutz der allerempfindlichsten Körpertheile vor dornigem Gestrüpp zu beziehen schien. Während ein dürrer Ast als Spaten diente, war viel mehr Sorgfalt den Waffen gewidmet, welche sie niemals abzulegen pflegten. Mißtrauen war daher ein sehr hervorstechender Charakterzug und, wie Mißtrauen Mißtrauen erweckt, so kam es nur allzu oft zu einem Friedensbruch in dem Verkehre dieser Wilden mit den Reisenden, deren übereilt strafender Gebrauch des Schießgewehrs Forster's Gemüth des-

halb auf's Tiefste kränkte, weil er von einem streng gesitteten, milden Betragen der Europäer die beste Wirkung auf die empfängliche Gemüthsart seiner Tanneser zu hoffen berechtigt war. Ihre Regierungsform war noch die rein erzväterliche; nur im Kriege schien die Macht aus der Hand der Familienhäupter in die des erfahrensten, tapfersten Helden überzugehen. Leider gehört es zu den betrübenden Wahrheiten, deren Anerkennung die freieste Unbefangenheit voraussetzt, daß Forster seinen feinen Sinn für die Beurtheilung der Menschengattung auch dann beurkundet, wenn er der Tanneser Ehrlichkeit als eins der Zeichen anführt, die für einen geringen Grad der Gesammtentwicklung sprechen.

Aus der ausschließlichen Verwendung des Putzes für die Männer hatte Forster die Sklaverei der Frauen schon errathen, bevor er noch die schwere Bürde gesehen, die das stärkere Geschlecht dem schwächeren auferlegte. Von den Mallicolesern lernte er und wußte er überzeugend mitzutheilen, daß die Schamhaftigkeit nur die Folge unserer Erziehung ist und keineswegs mit einer angeborenen Eigenschaft verwechselt werden darf. Aber auch hier verweilt er mit Wärme bei so manchen Zügen, welche Herzensgüte und Empfindsamkeit als unveräußerliche, hoffnungsvolle Merkmale der Menschheit erkennen lassen. Herzensgüte und die Fähigkeit, sich durch Empfindungen zu bilden, in ihnen liegt das natürliche, von jeder Grille

der Ansicht unabhängige Gewissen des Menschen. Darum hebt Forster die Großmuth der Tanneser hervor, und er erklärt ihre mißtrauische, rachsüchtige Gemüthsart aus ihren unaufhörlichen Kriegen. In diesem Sinne ist es ihm merkwürdig, daß die Vertauschung der Namen hier, wie auf anderen Südseeinseln, als ein Zeichen der Freundschaft gilt. Nicht als eine seltsame Sitte, sondern als ein Gesetz, das in der Menschenneigung herrscht, berichtet er, daß man in Tanna wie auf Tahiti, in Neuseeland und auf Mendaña's Inselgruppe das Haar der Verstorbenen zum Andenken und als ein Zeichen der Trauer zu tragen pflegt. Wenn aber die Tanneser Sparrmann's schwedische Volkslieder den deutschen und englischen vorzogen, wenn sie selbst ernsthafte Weisen mit eigenem Sylbenmaß zu singen wußten, wenn ihre Musik also eine höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht hatte, als irgendwo sonst in der Südsee, dann läßt man sich wohl gern von Forster, der selbst im gewöhnlichen Sinne kaum musikalisch war, daran erinnern, „daß das Wohlgefallen an harmonischen Tönen eine gewisse Empfindlichkeit voraussetzt, die der Sittlichkeit den Weg bereitet." Und man begreift es, daß dieser Jüngling, wiewohl vor Eifer brennend, sich gern zu fügen wußte, wenn Billigkeit und Klugheit es erforderten, der Wißbegierde Schranken zu setzen, weil sie ohne Ungerechtigkeit und Blutvergießen nicht hätte befriedigt werden können.

Neben der geiſtigen Eigenthümlichkeit des Hebridenvolks beſchäftigte ihn die Sprache, die durch Härte, durch Kehl- und Ziſchlaute, ſo wie durch viele mit einem Hauch geſprochene Wörter ausgezeichnet und von der Tahitiſchen gänzlich verſchieden iſt. Die Mallicoleſer haben ein wirbelndes Brr, wie in Mambrrum, Bouombrruai. Groß war die Gelehrigkeit, mit der ſie fremde Sprachen ſich anzueignen ſuchten, und die oft ſchwierige Ausſprache ihrer eigenen Wörter verlieh ihnen die Fertigkeit, die ſchwerſten Töne europäiſcher Sprachen, wie das ruſſiſche ſchtſch, gleich das erſte Mal ohne Fehl und Mühe nachzuahmen. Daß hierzu nicht bloß Biegſamkeit der Sprachwerkzeuge, ſondern auch Auffaſſung gehört, bedarf keiner Erörterung. Im Zuſammenhang mit dieſer Eigenthümlichkeit iſt es für ihre geiſtigen Anlagen bezeichnend, daß ſie die Beſtrebungen des Malers Hodges, ihre Züge auf's Papier zu bringen, nicht nur begriffen, ſondern auch ſo viel innere Sammlung und ruhige Spannkraft beſaßen, daß ſie in der Kunſt, beim Zeichnen ſtill zu ſitzen, die anderen Inſelbewohner der Südſee weit übertrafen.

Ueber ſolchen Thatſachen könnte man den Vulkan und Tanna's beinah' ſiedend heiße Quellen, die neuen Pflanzen, Vögel und Fiſche faſt vergeſſen. Aber Forſter vergaß nichts deſſen Beobachtung nur irgend möglich war: nicht den Strick um den Leib, durch den die Mallico-

leſer oberhalb des Nabels einen ſo tiefen Einſchnitt hervorbrachten, daß Cook ſie mit Ameiſen verglich, nicht die Haartracht und nicht den Umſtand, daß ſie ſtatt, wie die Bewohner von Tonga und Tahiti, die Haut zu tättowiren, mit Bambusrohr und ſcharfen Muſcheln, Blumen und andere ſeltſame Figuren in ihren Körper ritzten, die ſie durch aufgelegte Kräuter in der Geſtalt erhabener Narben hervorzutreiben wußten.

Sechzehn Tage hatten ſie auf Tanna zugebracht, als ſie am 20. Auguſt wieder in See ſtachen, und ſchon der 4. September brachte eine neue Entdeckung. Aber Neu-Caledonien's dürrer, magerer Boden hatte wenig Pflanzen und karge Nahrung aufzuweiſen. Nichtsdeſtoweniger freute ſich in Forſter der Kräuterkenner über die Cajeputibäume*), die hier häufig waren, und der Menſchenforſcher ward beſchäftigt durch die Thatſache, daß die Neu-Caledonier trotz der Dürre des Landes an Größe und Körperkraft die Tanneſer überragten. Er machte ſich klar, daß nur bei völliger Gleichheit aller übrigen Umſtände die beſſere Nahrung den trefflicheren Menſchenſchlag bedingt, während die Wirkung der Nahrung durch urſprüngliche Stammesverſchiedenheit zwar nie vernichtet, aber leicht verdeckt oder überwunden werden kann. Der ganze Menſch ſtand übrigens auf Neu-Caledonien dem Be-

*) Melaleuca Cajeputi.

wohner der Insel Tanna in großen Dingen nach. Schon daß es mit der Fischerei viel besser bestellt war, als mit dem Ackerbau, ist hierfür maßgebend. Die Neu-Caledonier waren freundlich, gutherzig, sanftmüthig, so daß unter allen Südsee-Völkern nur sie von jedem nachtheiligen Zusammenstoß mit dem Seevolk verschont blieben; allein dieser Sanftmuth lag viel Trägheit und Gleichgültigkeit zum Grunde. Von geselligen Freuden hatten sie erst eine dämmernde Ahnung; wortkarg und ernsthaft, ohne Neugierde in sich gekehrt, lachten sie selten, und ihr Gedeihen ließ sich mit dem Wachsthum ihrer Cocospalmen vergleichen. Leider dauerte der Aufenthalt auf dieser großen Insel nicht volle acht Tage, die für Forster's Wißbegierde noch sehr empfindlich verkürzt wurden durch bedenkliche Vergiftungszufälle, die ihm der Genuß der Leber eines Igelfisches *) zugezogen hatte. Er bedauerte schwer, daß es ihm hier so wenig wie auf Tahiti gelungen war, über Sterblichkeit und Lebensdauer befriedigende Nachrichten zu gewinnen. So viel geht indeß aus seinen Mittheilungen deutlich hervor, daß in der Südsee, wie bei uns, graue Haare und Runzeln auch bei munteren Leuten zu den Kennzeichen der späten Lebensjahre gehören, während es gar vielen nordasiatischen und amerikanischen Stämmen

*) Einer Tetraodon-Art.

nachgerühmt wird, daß an ihren Haaren und Zähnen das Alter beinahe spurlos vorübergeht.

Noch einmal wurde die von der langen Reise entkräftete Mannschaft auf Neu-Seeland mit Sellerie und Löffelkraut erfrischt. Cook aber erlebte den Schmerz, daß er seine Gärten verwildert und ihre Nährpflanzen von Unkraut erstickt fand. Inzwischen war auch die Adventure in Charlotten-Sund gewesen und hatte in einem Streit mit den Neu-Seeländern, der durch eine Uebereilung der Mannschaft angefacht war, eine ganze Abtheilung Matrosen sammt ihrem Führer Rowe eingebüßt. Sie waren von den Neu-Seeländern erschlagen und gefressen worden. Forster's persönliche Erfahrung war glücklicher Weise groß genug und in allen ähnlichen Fällen der Jähzorn und ein übermüthiger, oft frevelhafter Mißbrauch des Schießgewehrs auf Seiten der Europäer so deutlich bewiesen, daß seine Ueberzeugung nicht wankte, „man habe nicht das mindeste von den Neu-Seeländern zu besorgen, wenn man nur seinerseits sie in Ruhe läßt und sie nicht vorsätzlich böse macht."*)

Rasch und glücklich wurde der Weg von Neu-Seeland nach Feuerland's unwirthlichen Gestaden, eine Strecke von 725 deutschen Meilen, zurückgelegt. Sie segelten durchschnittlich mit einer Geschwindigkeit von mehr als

*) II. 362.

19 deutſchen Meilen in 24 Stunden. Dieſe Schnelligkeit war deshalb groß, weil Cook, von ächtem Entdeckungsgeiſt beſeelt, bei der Wahl des Schiffes nur darauf geſehen hatte, daß der Bau deſſelben der gefährlichen Erforſchung von Küſten ſo wenig wie möglich im Wege ſtehen ſollte, ohne ſich darum zu bekümmern, daß es ein Paar tauſend Schritte mehr in einer Stunde hätte laufen können. Auf dieſer Fahrt lag das Schiff mehr als einmal unter einem Winkel von 38 Grad gegen die Meeresfläche geneigt. Mitten zwiſchen Neu-Seeland und Amerika's Südſpitze, alſo ſo weit vom Lande entfernt, wie es überhaupt auf unſerem Erdenrunde möglich iſt, wurden ſie von zahlreichen Albatroſſen, von Petrells und Pinguinen begleitet. Und in der Vorrathskammer gingen die aus Charlottenſund mitgenommenen geſalzenen Fiſche nicht aus, ehe ſie am Kap Deſeado die Anker fallen ließen. Forſter hatte indeß auf's Neue vom Scharbock zu leiden. Er fand in Feuerland nur ein Schattenbild vom Sommer. Für den Pflanzenreichthum der ſchönen Südſee-Eilande mußte er Entſchädigung ſuchen in der Beobachtung der Sitten von Seelöwen und Seehunden. Er ſollte aber auch den Menſchen noch kennen lernen, da wo nur ſchmale Grenzen ihn trennen von unvernünftigen Thieren. In ſprachloſer Dummheit, faſt auf das einzige, bald liebkoſend, bald klagend und jammernd vorgebrachte Wort: Peſſeräh beſchränkt, betäubt, gedankenlos ſah er

den Feuerländer unfähig, ſich gegen die ſchneidende Kälte ſeines rauhen Himmels zu ſchützen und doch ſchon bemüht, das kupferglänzende Olivenbraun ſeiner Haut durch rothen und weißen Ocker zu verzieren. Nackt und wehrlos gegen die Kälte und dennoch auf Putz bedacht, lieferte der Peſſeräh von neuem den Beweis, daß der Sinn für Schmuck und Schminke älter iſt bei der Menſchengattung als das Gefühl für Scham und Ehrbarkeit. Das war denn freilich hinreichend, um noch einmal des Jünglings kräftigen Spott herauszufordern gegen die urſprüngliche Waldweisheit, die den wilden Naturzuſtand des Menſchen gegenüber der Geſittung unſerer bürgerlichen Einſchränkung und den Feſſeln altväterlichen Herkommens zu vertheidigen unternahm.

Die Neujahrsinſeln, das unbewohnbare Süd-Georgien, Willis-Eiland und die Vogelinſel, endlich der ſüdliche Theil oder die Spitze von Sandwich-Land waren die letzten Entdeckungen, welche die Erndte dieſer Reiſe vermehrten. Dabei war Cook wieder jenſeits des 60. Grades ſüdlicher Breite vorgedrungen, ohne auf ein Feſtland zu ſtoßen. Er hatte ein Uebriges gethan. Im December des Jahres 1773 hatten einige Officiere Land zu ſehen geglaubt, wo er nur Eis erblicken konnte; am 23 Februar 1775 fuhr er über dieſelbe Stelle, und die freie Fahrt ließ an der Abweſenheit des Landes keinen Zweifel zurück.

Als die Resolution am 22. März die Tafelbai erreichte, war der Kreis von West nach Ost mit seinen Kreuz- und Querzügen von Nord nach Süd und vom Pol nach der Mittagslinie in 27 Monaten, von denen kaum 6 am Lande zugebracht wurden, vollendet. Zuletzt war das Sauerkraut ausgegangen, das Pökelfleisch vor Fäulniß ekelhaft. Ausgemergelt und zaghaft sah die Mannschaft dem Kap und neuem Menschenverkehr entgegen, bebend harrten sie der Briefe und Zeitungen, die von Freunden und Verwandten, von Europa, dem Vaterlande und dessen Schicksal Kunde bringen sollten. Forster's eigene Worte mögen den Eindruck schildern, den er damals am Kap von Europa's Verfassung in sich aufnahm: „Die großen, merkwürdigen Begebenheiten, die sich seit unserer Abwesenheit in Europa zugetragen, waren uns ganz unerwartet und neu. Ein junger Held hatte mit Gustav Wasa's Geiste Schweden vom Joch der aristokratischen Tyrannei befreit. Die finstre Barbarei, die sich im Osten von Europa und Asien, selbst gegen Peters herkulische Kräfte zu erhalten gewußt, war entflohen vor einer Fürstin, deren Gegenwart, sowie das Wunder am nordischen Himmel, mit Lichtstrahlen die Nacht in Tag verwandelt. Endlich nach den Gräueln des bürgerlichen Krieges und der Anarchie hatten die großen Mächte in Europa sich vereinigt, den langerwünschten Frieden in Polen wiederherzustellen, und Friedrich der Große ruhte

von ſeinen Siegen und opferte den Muſen im Schatten ſeiner Lorbeeren, ſelbſt von ſeinen ehemaligen Feinden bewundert und geliebt. Dies waren große, unerwartete Ausſichten, die uns auf einmal eröffnet wurden, die das Glück der Menſchheit verſprachen und einen Zeitpunkt zu verkündigen ſchienen, wo das menſchliche Geſchlecht in erhabenerem Lichte als je zuvor erſcheinen wird."

Solche Hoffnungen erleichterten den Abſchied vom Kap und von Sparmann, dem treuen, thätigen Gefährten in ſo viel Noth und Forſchungsfreuden. Ungeduldig wurden die letzten Wechſelfälle der Reiſe erlebt. Aber doch kommt Forſter nirgends hin ohne zu lernen und zu lehren. Auf St. Helena iſt es die Pfriemenſtaude*), welche, Schatten und Feuchtigkeit erhaltend, den verbrannten Boden in die ſchönſten Raſen verwandelt. Auf der an Dürrheit mit Oſter-Eiland und Feuerland um den Vorrang ſtreitenden Aſcenſionsinſel findet er die Säugethiere nur durch Ziegen und Ratten vertreten, ſo wie es auf Tanna nur Schweine gab und deshalb die Hunde für eine neue Art von Schweinen gehalten wurden. Auf den Azoren ſind wieder Menſchen zu belauſchen; er rühmt den Fleiß, der auf dieſen Inſeln in Wegbau und Feldarbeit, ſo wie im Mangel an Bettlern, ſich ausſprach, im Vergleich zu Madera. In den Kirchen der Klöſter

*) Ulex europaeus.

auf Fayal wundert er ſich über die Gegenwart zweier Kanzeln, die einander gegenüberſtehen. „Es iſt hier,“ berichtet er, „zu gewiſſen Zeiten gewöhnlich, daß man dem Teufel die Erlaubniß ſich zu vertheidigen geſtattet. Er beſteigt alſo die eine Kanzel, indem er von der anderen verklagt und zugleich verdammt wird. Denn das kann man ſich wohl vorſtellen, daß wenn ſein Gegner auch der dummſte Mönch iſt, den je ein Kloſter gemäſtet hat, der arme Teufel dennoch den kürzeren ziehen muß.“

Schon gleitet das Schiff an Eddiſtone, an der Inſel Wight und Hampſhire's fruchtbaren Ufern vorbei und am 30. Juli 1775 ging es zu Spithead vor Anker. In drei Jahren und achtzehn Tagen hatte es eine Fahrt beſtanden, die den dreifachen Umkreis der Erde übertraf.

Cook's Aufgabe war geweſen, zu ermitteln, ob innerhalb des gemäßigten Erdgürtels ein großes Feſtland ſich finde. In Folge ſeiner Fahrten wurde die Frage verneinend beantwortet, eine Antwort, die nur in ſofern uneingeſchränkt gültig iſt, als dabei Rückſicht genommen wird auf die Längengrade, welche Cook wirklich berührte. Daß er in jenen drei Jahren nicht alle gleichlaufenden Kreiſe vom 40. bis zum 71. Grade der Breite ihrer ganzen Länge nach durchſchiffen konnte, bedarf nur für das blödeſte

Auge einer ausdrücklichen Versicherung. Süd-Victoria-land liegt jenseits des Polarkreises, und was von Küsten-strichen diesseits desselben in der südlichen Halbkugel mit Sicherheit entdeckt sein mag, liegt in Längegraden, die der kühne Segler nicht befahren hat. Seine Beobach-tungen sind also nicht widerlegt, und es darf demnach an dem Hauptergebniß seiner Reise nicht gerüttelt wer-den, wenn er gleich selbst demselben durch allzu große Verallgemeinerung eine unwahre Fassung gegeben hat. Forster hat jenen wichtigen Schluß in die folgenden Worte gekleidet: „Es war der Gegenstand unserer ge-fährlichen Reise, die südliche Halbkugel bis zum 60. Grade der Breite zu untersuchen und zu entscheiden, ob dort im gemäßigten Erdstrich ein großes, festes Land vor-handen sei oder nicht. Die verschiedenen Curslinien, welche wir zu diesem Endzwecke gehalten, haben aber nicht nur deutlich erwiesen, daß in der südlichen, ge-mäßigten Zone kein großes, festes Land liegt, sondern da wir innerhalb des gefrornen Erdgürtels bis zum 71. Grade südlicher Breite vorgedrungen sind, so ist dadurch zugleich höchst wahrscheinlich gemacht worden, daß der jenseits des antarktischen Polarzirkels befindliche Raum bei weitem nicht mit Land ganz angefüllt sei.“*) Dagegen

*) II. 411

läßt ſich nichts einwenden, und dieſe Worte bezeichnen ſo ſchön den ächten Geiſt des vorſichtigen, aber ſeinen Beobachtungen kräftig vertrauenden Naturforſchers, daß ſie einer Beleuchtung nicht bedürfen.

Von gleicher Bedeutſamkeit läßt ſich neben dieſes oberſte Ergebniß nur Eine Schlußfolgerung ſtellen, und ſie gehört nicht ſowohl Cook, als unſerm Forſter. Der Menſch zeigt überall denſelben Bau, dieſelben Triebe, denſelben Entwicklungsgang, er hat überall Vernunft und Sprache, befindet ſich nirgends in einem durchaus thieriſchen Naturzuſtande. Aber eine durch alle Stufen ſich bewegende Verſchiedenheit der Menſchennatur iſt klimatiſch bedingt, und daher iſt eine völlige Gleichheit unter den Menſchen weder natürlich vorhanden, noch ſittlich möglich.*)

Erd- und Menſchenkunde bildeten den wichtigſten Vorwurf unter denen, die Cook und Forſter beſchäftigen konnten. Aber kein Zweig der Naturkunde ging leer aus, wo ſolche Männer mit offenen Augen reiſten. Sie mußten ihrem Jahrhundert ausdrücklich beweiſen, daß auch Seewaſſer gefriert, und daß das hieraus entſtandene Eis keine Salze enthält außer an den Stellen, die noch unmittelbar mit der Salzfluth in Berührung ſind. Ihnen verdankt man die erſten genauen Nachrichten von

*) Vgl. V. 150.

den Koralleninseln, die, von Polypen aufgebaut, den Blick des Naturforschers für die Bildung der Erdkruste geschärft und seinen Gesichtskreis erweitert haben. Außer zahlreichen Vögeln, Fischen und Muscheln beschrieben die beiden Forster, trotzdem daß sie im Ganzen nur acht Monate, und sehr oft in ungünstiger Jahreszeit in der Nähe von Küsten und Inseln weilten, 75 neue Gattungen und 265 neue Arten von Pflanzen.*) Der Seefahrer erfuhr, daß Seevögel und schwimmender Seetang in keiner Weise als zuverlässige Boten naher Länder betrachtet werden können, er lernte das Eis der gefrornen Meere als Trinkwasser benützen, der vielen Bereicherungen, welche genaue Bestimmungen der Länge- und Breite der Erdbeschreibung gewährt haben, gar nicht zu gedenken. Für die Lehre von der Vertheilung der Wärme auf unserer Erde wurde die Thatsache festgestellt, daß die südliche Halbkugel, entsprechend ihrer Armuth an Festland, eine geringere Wärme besitzt als die nördliche Hälfte der Erde. Aus diesen Sätzen, denen sich viele ähnliche anreihen lassen, gewinnt man die Anschauung, daß der Blick der Reisenden nicht eingeschränkt war von den Grenzen einer Fachwissenschaft, und noch weniger

*) Characteres generum plantarum, quas in itinere ad insulas maris australis, collegerunt, descripserunt, delinearunt, annis 1772 — 1775, Joannes Reinoldus Forster et Georgius Forster. Londini 1776.

bethört durch vorgefaßte Fragen, deren Beantwortung den ſuchenden Sinn hätte gefangen nehmen müſſen. Vorbereitet und doch mit freiem Urtheil, mit feinem Geſchmack und dennoch immer friſch und nie verzärtelt, nach allen Seiten offen, ſtand Forſter Natur und Menſchen gegenüber; es war nicht anders möglich, als daß er Wahrheiten fand, mannigfaltig und inhaltsſchwer.

Neben der Errungenſchaft an neuen Wahrheiten, mit welcher männliches Forſchen die menſchliche Wißbegierde befriedigt, giebt es eine andere Frucht, die der ſchöpferiſchen Kraft, mit welcher jene Errungenſchaft geſtaltet wird, Saft und Farbe verdankt. Ein reicher Geiſt, der bei der Arbeit ſich von Gedankenfreude getragen fühlt, macht kein Aufhebens von den Dornen des Weges, von den Gefahren und Mühſeligkeiten, die ſeine Forſchung erſchwerten, bis er ſein Ziel erreichte. Forſter erzählt vom Kampf mit Sturm und Wogen, von dem Streite mit Wilden, von halsbrechenden Gebirgspfaden, von Krankheit und Hunger, von Kummer und Kälte mit einer ſo einfachen Ruhe, daß man das alles hinnimmt, als wenn es eben zur Sache mit gehörte, ohne Heldenmuth und Entſagung auf Seiten des Kämpfenden vorauszuſetzen. In ſeiner Darſtellung iſt das tobende Meer

mit Brandung und Klippen kein Ungeheuer, die aufgebrachten Wilden sind nicht wüthende Riesen, die Müdigkeit ist kein Verdienst und der duldende Muth hat nicht für sich Bedeutung in Anspruch zu nehmen. Gefahr und Noth und Freude sind naturwüchsige Begleiter auf einer Entdeckungsfahrt, die von dem eisigen Pol nach lieblichen Eilanden führte.

Die Fülle der Zeugungskraft fühlt sich stark in dem Bewußtsein redlicher und alle Fasern spannender Arbeit. Sie braucht nicht nach Ergebnissen zu haschen, weil die reife Frucht in ihrem Schooße ruht, der spendenden und genießenden Hände gewärtig. In Forster's Reisebeschreibung wird kein Schluß erzwungen, keine leere Vermuthung zu Hülfe gerufen, weil ursprünglicher Gedankenreichthum die grübelnde Qual eines armseligen Scharfsinns überflüssig macht.

Forster fühlt es, daß er nur aus dem Vollen zu greifen braucht. Drum ist seine Beschreibung nirgends gemacht und seine Schilderung kennt das Gesetz der Sparsamkeit, ohne daß er deshalb die kleinen Züge unterdrückt, die dem Gegenstand ein eigenthümliches Gepräge verleihen. Er, der es unnütz fand, von jedem Sturm zu reden und jede drohende Klippenansicht zu beschreiben, verschmäht es nicht zu erzählen, wie ein Neuseeländischer Knabe, der eben in einem geschenkten Hemde, in dessen weitlänftigen Falten er sich verlor, auf dem Verdeck des

Schiffs herumstolziren wollte, durch seine wohlgefällige Possirlichkeit einen alten Ziegenbock zu ärgern schien und von diesem unbarmherzig umgeworfen wurde, so daß er alle Viere von sich streckte. Niemals verliert er sich in freudiger Selbstbespiegelung, wenn eine reiche Erndte ihn für des Tages Arbeit belohnt; aber an einem Bewohner des Ostereilands geht er nicht vorüber, wenn dieser mit ausgespannten Armen die Länge des fremden, ungeheuerlichen Schiffes von einem Ende bis zum anderen durchmißt. Und er bewundert es ohne Sprödigkeit, daß am Kap und auf St. Helena die Armuth an Brennholz die Köchinnen so sparsam erzogen hat, daß eine Menge von Speisen bei einem Feuer bereitet wird, das eine englische Köchin zum bloßen Kochen eines Theekessels gebrauchen würde.

Wer mit solcher Liebe sieht, dem gleitet die Wahrheit durch das Sinnenthor in die Seele. Ihm zeigt sich überall Zusammenhang, gleichviel ob die scheitelrechte Sonne, deren Strahlen kein Baum unterbricht, den Ostereiländer zu einer Verzerrung des Gesichtes mit gerunzelten Augenbrauen und heraufgezogenen Backenmuskeln zwingt, oder ob der durch Mangel an ebenem Land beschwerliche Feldbau auf Huaheine den Flitterstaat von rothen Federn und Glaskorallen verachten läßt, gegen welchen der Tahitier begierig seinen Ueberfluß an Lebensmitteln vertauschte.

Aber Reichthum der Anschauung erschließt nicht bloß die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, er ist auch das allmächtige Schutzmittel gegen einseitige Verfolgung von Lieblingsvorstellungen und voreilige Abzirkelung einer auf wenigen Fährten erforschten Gedankenwelt. Darum konnte Forster sich nicht mit Buffon entschließen, den Gemüthscharakter, die Sitten und den Geist der Völker lediglich vom Klima abhängen zu lassen, und gern berichtet er das Mißverhältniß zwischen den Nahrungsmitteln und der Körperkraft der Neu-Caledonier, weil er wohl weiß, daß das Ende der Rechnung nur gewinnt, wenn keine Zahl und kein Werthzeichen der Zahlen bei ihr vernachlässigt worden.

Mit der Schöpferkraft, die seinen Denkbildern Glut und Leben einhauchte, verband er den Sinn für Form und Farbe und die reine Unmittelbarkeit der Naturempfindung, die seine Darstellungen zu dem Rang von Kunstwerken erheben mußte. Seine Reisebeschreibung ist ein episches Gedicht und, wie ein ächtes Dichtwerk, liebenswürdig und menschlich in jeder Zeile. Man weiß nicht, ob von der Schönheit die Einfalt oder von der Klarheit die Wärme übertroffen wird; man weiß nicht, ist ihm der Mensch und seine Bildung und sein Glück näher, oder die schöne Flur vom heitern Himmel überwölbt. Man möchte immer weiter hören, wenn man begonnen hat seinen Erzählungen zu lauschen, in welchen

jedes Wort ein Pinſelſtrich iſt, feſt und rein geſtaltend, ſo daß man zu ſehen glaubt, wo man anfangs nur horchte. Schlagen wir ſeine Beſchreibung der Haartracht der Tanneſer auf, um nach ſeinem Beiſpiel uns hinzugeben an die Naturwahrheit, ſtatt in Bewunderung uns zu verlieren.

„Das Seltſamſte", ſagt er, „iſt ihre Friſur. Dieſe beſteht nämlich aus lauter kleinen Zöpfen, die kaum ſo dick als die Spule einer Taubenfeder und ſtatt eines Bandes mit dem zähen Stengel einer Glockenwinde dergeſtalt bewickelt ſind, daß am unteren Ende nur ein kleines Büſchchen hervorragt. Wer einigermaßen ſtarkes Haar hat, muß wenigſtens etliche hundert ſolcher kleinen, ſteifen Zöpfchen am Kopfe haben, und da dieſe mehrentheils nur 3 bis 4 Zoll lang ſind, ſo pflegen ſie wie die Borſten eines Stachelſchweins gemeiniglich aufrecht und auseinander zu ſtehen. Iſt aber das Haar etwas länger, z. B. zwiſchen 5 und 9 Zoll, ſo fallen die Zöpfchen an beiden Seiten des Kopfs gerade herunter, und dann ſehen die Leute aus wie die Flußgötter mit ihrem von Näſſe triefenden Binſenhaar."

Forſter war der Meiſter in jener Naturſchilderung, die den Künſtler nicht weniger erwärmt, als ſie den Forſcher belehrt, die reich an dichteriſcher Schönheit und frei von jedem bloß maleriſchen Schmuck, einfach und groß, die Wahrheit erhebt zu einer Herzensfreude. Wir

wollen Tauna mit ſeinen Augen betrachten. Er war recht tief ins Land gedrungen. „Ueberall mit dichter Waldung umringt, ward er ſelten etwas von der Gegend gewahr, wenn nicht hie und da eine Lücke zwiſchen den Bäumen ihm einige Ausſicht verſchaffte.“

„Dann aber“, fährt er fort, „hatte ich ein deſto reizenderes Schauſpiel. Ich überſah einen Theil der am Abhange des Hügels befindlichen Pflanzungen, wo die Einwohner in voller Arbeit waren. Sie fällten oder beſchnitten Bäume, beſtellten ihr Land ſtatt eines Spatens mit einem dürren Aſt und ſetzten Yams oder andere Wurzeln. An einem Orte hörte ich ſogar einen Indianer bei ſeiner Arbeit ſingen und erkannte bald an der Melodie, daß es eins von den Liedern war, die ſie uns bei ihren Wohnhütten mehrmals vorgeſungen hatten. Dieſe Gegend war zum Entzücken ſchön und ſelbſt Tahiti konnte ſich nicht leicht einer ſchöneren Landſchaft rühmen. Dort iſt das ebene Land nirgends über zwei engliſche Meilen breit und mehrentheils mit ungeheuern Felſenmaſſen begrenzt, deren ſchroffe Gipfel gleichſam herabzuſtürzen drohen; hier aber hatte ich eine ungleich größere Strecke Landes voll ſanft abhängender Hügel und geräumiger Thäler vor mir, die alle angebaut werden konnten. Auch die Plantagen hemmten die Ausſicht nirgends, weil mehrentheils nichts als Piſangs, Yams, Arum und Zuckerrohr darin gezogen werden, welches

lauter niedrige Gewächse sind. Nur hin und wieder streckt ein einzelner Baum den dickbelaubten Wipfel in die Höhe, davon einer immer malerischer geformt ist, als der andere. Hinterwärts war der Gesichtskreis durch eine Anhöhe eingeschlossen, auf deren Rücken überall Gruppen von Bäumen standen und aus diesen ragte die stattliche Krone der Cocospalme in großer Menge hervor."

„Wer es je selbst erfahren hat, welch' einen ganz eigenthümlichen Eindruck die Schönheiten der Natur in einem gefühlvollen Herzen hervorbringen, der, nur der allein kann sich eine Vorstellung machen, wie in dem Augenblick, wenn des Herzens Innerstes sich aufschließt, jeder sonst noch so unerhebliche Gegenstand interessant werden und durch unnennbare Empfindungen uns beglücken kann. Dergleichen Augenblicke sind es, wo die bloße Ansicht eines frisch umpflügten Ackers uns entzückt, wo wir uns über das sanfte Grün der Wiesen, über die verschiedenen Schattirungen des Laubes, die unsägliche Menge der Blätter und über ihre Mannigfaltigkeit an Größe und Form so herzlich, so innig freuen können. Diese mannigfaltige Schönheit der Natur lag in ihrem ganzen Reichthum vor mir ausgebreitet. Die verschiedene Stellung der Bäume gegen das Licht gab der Landschaft das herrlichste Colorit. Hier glänzt das Laub des Waldes im goldnen Strahl der Sonne, indeß dort eine Masse von Schatten das geblendete Auge

wohlthätig erquickte. Der Rauch, der in bläulichen Kreisen zwischen den Bäumen aufstieg, erinnerte mich an die sanften Freuden des häuslichen Lebens; der Anblick großer Pisangwälder, deren goldne, traubenförmige Früchte hier ein passendes Sinnbild des Friedens und Ueberflusses waren, erfüllte mich natürlicher Weise mit dem herzerhebenden Gedanken an Freundschaft und Volksglückseligkeit, und das Lied des arbeitenden Ackermanns, welches in diesem Augenblicke ertönte, vollendete dies Gemälde gleichsam bis auf den letzten Pinselstrich. Gegen Westen zeigte sich die Landschaft nicht minder schön. Die fruchtbare Ebene war daselbst von einer Menge reicher Hügel begrenzt, wo Waldungen und Obstgärten mit einander abwechselten. Ueber diese ragte eine Reihe von Bergen hervor, die den Gebirgen auf den Societätsinseln gleich zu kommen, jedoch nicht so jäh und rauh zu sein schienen. Selbst das einsame Plätzchen, aus welchem ich diese Gegend betrachtete, hatte die Natur nicht ungeschmückt gelassen. Es war eine Gruppe der schönsten Bäume, an deren Stämmen sich mancherlei wohlriechend blühende Schlingpflanzen und Glockenwinden hinaufrankten. Das Erdreich war außerordentlich fett und dem Wachsthum der Pflanzen so günstig, daß verschiedene Palmen, die vom Winde umgeworfen worden, ihre Gipfel fast durchgehends von der Erde wieder in die Höhe gerichtet und neue, grünende Zweige getrie-

ben hatten. Vögel von allerhand buntem Gefieder belebten dieſen ſchattenreichen Aufenthalt und ergötzten das Ohr oft unerwartet mit harmoniſchen Liedern. Ueber mir der Himmel heiter, das Säuſeln des kühlen Seewindes um mich her, ſtand ich da und genoß in Ruhe des Herzens all das Glück, welches ein ſolcher Zuſammenfluß von angenehmen Bildern nur gewähren kann."

Nichts iſt natürlicher, als daß ein Jüngling, der ſo friſch in die dichteriſche Stimmung einer ſchönen Landſchaft ſich verſenken und mit ſo wonniger Wärme dem Leben und Weben des Menſchen ſich anſchmiegen konnte, niemals ein liebloſes Urtheil über die Lippen brachte, ſo wechſelvoll auch die Lagen waren, in denen er ſich mit den Völkern der Südſee zuſammenfand. Wenn die Mannſchaft von Diebereien jener Inſelbewohner zu leiden hatte, ſo verweilt er mit Aufmerkſamkeit bei den offenen Wohnungen, in denen ſie für einander nichts zu verſchließen brauchten, und daß ſie der ehrlichen Gewohnheit, die aus ihrem Vertrauen ſo deutlich ſprach, im Verkehre mit Europäern untreu wurden, erklärt er aus dem ungewohnten Reize, den ganz neue Geräthſchaften und Zierrathen auf die Unerfahrenen nothwendig ausüben mußten. Und wer dies ſo begriff, der konnte nicht umhin, wenn Offiziere und Matroſen mit einer unverzeihlichen Raſchheit zum Mordgewehre griffen,

es herzlich zu bedauern, „daß Europäer sich so oft ein Strafrecht über Leute anmaßen, die mit ihren Gesetzen so ganz unbekannt sind.“ Die musikalische Empfänglichkeit der Neu-Seeländer erfüllte ihn mit der Hoffnung, daß unerachtet ihrer heftigen Leidenschaften ihre Herzen sich guten und milden Empfindungen erschließen würden, da Niemand behaupten könne, „daß heftige Leidenschaften immer nur zu schädlichen oder gar unmenschlichen Leidenschaften führen.“ Als sie einmal auf Neu-Seeland den gräßlichen Anblick der Menschenfresserei über sich ergehen lassen mußten, verfolgt er unbefangen die sonderbaren und sehr verschiedenen Wirkungen, welche dieses Schauspiel bei der Schiffsgesellschaft hervorrief. „Einige schienen“, so berichtet er, „dem Ekel zum Trotze, der uns durch die Erziehung gegen Menschenfleisch beigebracht worden, fast Lust zu haben, mit anzubeißen, und glaubten etwas sehr witziges zu sagen, wenn sie die Neu-Seeländischen Kriege für Menschenjagden ausgaben. Andere hingegen waren auf die Menschenfresser unvernünftiger Weise so erbittert, daß sie die Neu-Seeländer alle todt zu schießen wünschten, gerade als ob sie Recht hätten, über das Leben eines Volkes zu gebieten, dessen Handlungen gar nicht einmal vor ihren Richterstuhl gehörten! Einigen war der Anblick so gut als ein Brechpulver. Die Uebrigen begnügten sich, diese Barbarei eine Entehrung der menschlichen Natur zu nennen und

es zu beklagen, daß das edelste der Geschöpfe dem Thiere so ähnlich werden könne. Nur allein Maheine, der junge Mensch von den Societätsinseln, zeigte bei diesem Vorfall mehr wahre Empfindsamkeit als die andern alle. Geboren und erzogen in einem Lande, dessen Einwohner sich bereits der Barbarei entrissen haben und in gesellschaftliche Verbindungen getreten sind, erregte diese Scene den heftigsten Abscheu bei ihm. Er wandte die Augen von dem gräßlichen Schauspiel weg und floh nach der Kajüte, um seinem Herzen Luft zu machen. Wir fanden ihn daselbst in Thränen, die von seiner inneren Rührung das unverfälschteste Zeugniß ablegten. Auf unser Befragen erfuhren wir, daß er über die unglückseligen Eltern des armen Schlachtopfers weine! Diese Wendung seiner Betrachtungen machte seinem Herzen Ehre; denn man sah daraus, daß er für die zärtlichsten Pflichten der Gesellschaft ein lebhaftes, inniges Gefühl haben und gegen Nebenmenschen überaus gut gesinnt sein mußte. Er war so schmerzlich gerührt, daß einige Stunden vergingen, ehe er sich wieder beruhigen konnte, und auch in der Folge sprach er von diesem Vorfalle nie ohne heftige Gemüthsbewegung." Auf der ganzen Reise wurde der Menschenfreund nicht müde, sich an dem vortrefflichen Gemüthe dieses Maheine zu erfreuen, und als ein Spiegel für Forster's Menschenherz verdient hier noch seine Mittheilung Platz, „daß Maheine sehr oft die Armselig-

keit der Oſter-Eiländer bejammerte und mehr Mitleid mit ihnen zu haben ſchien, als mit den Neu-Seeländern, weil ſie auch wirklich armſeliger ſind und in manchen Stücken weit größeren Mangel leiden als jene. Er that deshalb zu dem Bündel ſeines Journals ein zweites Stöckchen und erinnerte ſich Oſter-Eilands immer mit der Bemerkung: „das Volk ſei gut, aber die Inſel ſehr elend.“ Zu Neu-Seeland ſtanden ihm die Einwohner weniger an als das Land ſelbſt. Sein Gefühl blieb immer das Gefühl eines warmen Herzens, das durch Erziehung mit aufrichtiger Menſchenliebe erfüllt war; auch war's gemeiniglich richtig, weil er unverdorben und ſcharfſinnig und ſein Verſtand zwar ungebaut, aber doch von vielen Vorurtheilen frei war.“

Bei ſolcher Theilnahme für die Heilighaltung des edelſten Rechtes, das der Menſch in der Anerkennung ſeiner Herzensgüte in allen Erdtheilen beanſprucht, konnte Forſter nie vergeſſen, Cook's Vorſorge zu rühmen, wenn er Matroſen, die von einer anſteckenden Seuche befallen waren, zu landen verbot. Mit dankbarem Herzen erwähnt er bei jeder Gelegenheit, daß der brave Seemann nirgends Gewalt duldete, um von den Inſelbewohnern Lebensmittel zu bekommen, die er nur mit ihrer Einwilligung durch Kauf an ſich zu ziehen berechtigt war. Und mit begeiſtertem Jubel ſpornt er zur Nachahmung der Wohlthat an, die Cook durch Hin-

terlaſſung nützlicher Hausthiere den von Säugethieren faſt entblößten fernen Inſeln zu erzeigen beſtrebt war. Nur durch ſolche Wohlthaten hoffte er das Gleichgewicht hergeſtellt und erhalten zu ſehen, das durch die Einführung fremder Bedürfniſſe und unſittlicher Ueppigkeit auf jenen glücklichen Inſeln ſo leicht vernichtet werden könnte. Die Sorge, mit welcher er die aus Entdeckungsreiſen erwachſenden Vor- und Nachtheile gegen einander abwog, läßt ihm an manchen Stellen betrübende Zweifel zurück. „Wahrlich!“ ruft er aus, „wenn die Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit einzelner Menſchen auf Koſten der Glückſeligkeit ganzer Nationen erkauft werden muß, ſo wär' es, für die Entdecker und Entdeckten, beſſer, daß die Südſee den unruhigen Europäern ewig unbekannt geblieben wäre!“

Mehr als die allſeitige Unbefangenheit ſeines Beobachtungsgeiſtes, mehr als das ſchöpferiſche Gedankenleben und die geſtaltende Kraft, die ſeinen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen ihr künſtleriſches Gepräge verleihen, erquickt uns ſchon in jenem unübertroffenen Reiſebericht die vollendete Menſchlichkeit, die ſein vorzüglichſtes Augenmerk auf Menſchen und Sitten richtete, die ihn mit weiſem Verſtändniß den Kern des Menſchen unter Federn und Tättowirungen erfaſſen und in jeder Geſtalt und unter jeglicher Schminke das Recht der Vernunft aufſuchen und anerkennen ließ.

Von Forſter hat die Welt das Reiſen gelernt, wenn man das Wort verſteht in ſeinem fruchtbarſten und weitumfaſſenden Sinne. Unberechenbar iſt die Wirkung, die es bereits gehabt hat und in ſteigender Entwicklung für alle Zukunft haben muß, daß ein Gemüth, das bei ſeiner Kraft und Treue ſo viel Biegſamkeit zu bewahren wußte, daß ein Geiſt, der Gründlichkeit und Tiefe mit unberührter Freiheit von Vorurtheilen verband, uns Kunde brachte von den Gedanken und Trieben, welche die Inſelbewohner der Südſee bewegten. Achtung vor der Menſchheit, die man bei ihm auf jeder Seite lernen kann, wird dereinſt wieder gut machen, was an jenen Völkerſchaften verdorben und verbrochen wurde. Wenn Tahitier, Neu-Seeländer und Tanneſer ſich einſt betheiligen werden an der Bildung der Völker, die das ganze Menſchengeſchlecht der Freiheit der Vernunft entgegenführt, dann wird man die erſten tiefen Spuren der guten Botſchaft bei dem Jüngling ſuchen, der den reichen Lohn für ſeine That in dem gährenden Bildungsſtoff davon trug, der ſeine Jugend mit kräftiger Anſchauung, mit viel bewegten Erlebniſſen, mit dem Marke der Erfahrung nährte.

III.

Entwickelung in Kaſſel.

Die Reiſe um die Welt war für Forſter nicht bloß in geiſtiger Hinſicht eine Lebensfrage. Sie wurde es, aber in trauriger Weiſe, auch für ſein leibliches Wohlergehen.

Anfangs hatte der Vorſtand der Admiralitätsbehörde ſeinem Vater aufgetragen, mit Benützung der Cook'ſchen und eigenen Tagebücher, den Reiſebericht zu ſchreiben. Bald darauf wurde dieſer Plan aufgegeben. Jeder der beiden Theile ſollte ſelbſtändig arbeiten und dafür ſich mit dem anderen theilen in das Geſchenk der Kupferplatten, welche die Admiralitätsbehörde hatte ſtechen laſſen. Der ältere Forſter reichte nach beiden Vorſchriften rüſtig ſeine Entwürfe ein; ſeine Arbeit wurde beide Male verworfen. Man ſprach ihm das Recht ab, eine zuſammenhängende Geſchichte der Reiſe zu ſchreiben, und geſtattete ihm nur die Veröffentlichung ſeiner naturgeſchichtlichen Bemerkungen. Auch hierin fügte er ſich. Er mußte aber erfahren, wie jede Nachgiebigkeit, wenn man ſein gutes Recht gegen Gewalt vertheidigt, den

Mann als Spielball der Willkür jener Mächtigen Preis giebt. Noch einmal erdreiſtete man ſich, ſeine Arbeit fehlerhaft zu finden; der glänzende Vortheil jener Platten ward ihm und ſeiner Familie gänzlich entzogen.

Wir verdanken dieſem Umſtand die Reiſebeſchreibung, in der uns der jüngere Forſter, ſtatt ſeines Vaters, ein ewiges Gemälde der Südſee-Inſeln zur Bewunderung überlaſſen hat. Allein die Wohlthat, die der Geiſt der Menſchheit davon trug, vermochte den Unſtern der Familie nicht zu bannen, die von jener Zeit an in London mit ſtofflicher Noth zu kämpfen hatte. Die äußere Bedrängniß wuchs ſo hoch, daß Reinhold Forſter in den Schuldthurm gerieth. Freilich mußte der Sohn ſelbſt eingeſtehen, daß des Vaters „Hitze, Heftigkeit und eifrige Verfechtung ſeiner Meinungen ihm unermeßlichen Schaden zugefügt hätten, ſo wie es ein Unglück für ihn wäre, daß er die Menſchen nicht kannte und nie kennen lernen könnte". „Immer mißtrauiſch" ſchreibt Georg an Jacobi, „und leichtgläubig, wo er es gerade nicht ſein ſollte. Ich will nicht in Abrede ſein, daß dieſe Eigenſchaften etwas beitragen, ſeine Sache mit dem engliſchen Miniſterio zu verderben; aber grauſam und ein Schandfleck für England iſt es, einem Manne, der nichts in re, ſondern in modo fehlte, ſeinen verdienten und immer verſprochenen Lohn ganz und gar abzuſprechen und ihn auf ſolche Art ins Unglück zu ſtürzen. Er hatte alle ſeine Ausſichten

aufgeopfert, um ſich in Zeit von zehn Tagen mit mir zu einer Reiſe von ſo langer Dauer, die von ſo vielen unzähligen Gefahren und Mühſeligkeiten wimmelte, einzurichten."

Dieſes Mißgeſchick war folgenſchwer für Georg Forſter's ganzes Leben. Nach ſeiner Rückkehr aus der Südſee, war es ihm noch vergönnt geweſen, eine freie Pilgerfahrt nach Frankreich zu unternehmen, wo er im Jahre 1777 Buffon, den glänzenden Künſtler in naturgeſchichtlicher Darſtellung, kennen lernte, und Franklin, „der mit unbeſtechlicher Vernunft bis an ſein Ende Freiheit, Gerechtigkeit, Frieden, Brudertreue, Liebe und gegenſeitige Duldung predigte, und in jeder dieſer Tugenden mit großem Beiſpiele vorging." — „Wir kämpfen dreißig Jahre zu früh" ſagte ihm Franklin in jenem Jahre zu Paſſy. Von Franklin hatte er die Lehre, daß „die Freiheit nur der Tugend erreichbar ſei, und Tugend nur möglich durch Vernunft; daß ſich mit Blut allein die Freiheit nicht erkaufen laſſe; was Blut koſte, ſei kein Blut werth." *)

Schon im nächſten Jahre mußte er hinaus ins feindliche Leben. Man erkennt kaum den kühnen, forſchensfreudigen Jüngling aus der Südſee wieder in den Briefen, die er aus Holland an ſeine hartbedrängten

*) VI. 207.

Aeltern richtet, ſo hatten ihn Mitleid mit den Seinigen, Nahrungsſorgen und der Gedanke, daß er mit Schulden beginnen müſſe, mitgenommen. Wir müſſen wohl dem trüben Regenwetter eines düſteren Octobers, das die Wege kothig und für Wagen beinah' unzugänglich machte, einen Theil der allzu niedergeſchlagenen Stimmung Schuld geben, die ihn aus dem Haag an ſeine Mutter ſchreiben ließ: „Ich wünſchte, ja ich bete faſt darum, daß es mir gelingen möge, den quälenden Sorgen weniger nachzuhängen, indem ich dadurch untüchtig werde, andern Leuten, mit denen ich umgehen muß, Geſellſchaft zu leiſten, und mir ſelbſt in anderer Leute Meinung Schaden thue." Frommen Gemüthes ſtärkte er ſich am Gottvertrauen. „Ich bin geſund und friſch", meldet er kurz nach dem Abſchied ſeinem Vater, den er mit ebenſo viel kindlicher Ehrerbietung liebte, als er mit Klarheit ſeine Fehler durchſchaute, „ich bin geduldig und getroſt, daß uns Gott nicht verlaſſen wird. Er hat ſeine überſchwängliche Güte oft an uns bewieſen, und wird uns auch noch unſerm jetzigen Unglück und den Mühſeligkeiten entreißen, die uns ſeit etlichen Jahren her gedrückt haben. Ich unterwerfe mich allen Prüfungen mit feſter Verſicherung, daß ſie unſer Beſtes zum Zweck haben, und glaube, indem ich alles den Schickungen des beſten Weſens überlaſſe, nicht ungerecht oder vorwitzig zu handeln, wenn ich es täglich um unſer Aller Ruhe und

zeitliches Wohl anflehe, denn auch hier auf Erden können wir einen gewiſſen Grad von Glückſeligkeit erreichen, und warum ſollten wir denn nicht darum bitten? O Gott, es kann uns noch belohnt werden, daß wir ſo lange gelitten, und vielleicht dient uns dann das Leiden, unſer künftiges Glück beſſer zu ertragen, welches noch ſchwerer iſt, als Widerwärtigkeit auszuſtehen."

Allmälig wich dieſe Zerknirſchtheit einer heiteren Hoffnung durch die freundlichen Eindrücke, welche ihm die wohlwollendſte Aufnahme im Haag bereitete. Zwar hatte er nicht das Glück, dort den als Naturforſcher und Staatsmann gleich viel geltenden Peter Camper anzutreffen, vielmehr den Schmerz, daß er nur all die harten Urtheile zu hören bekam, die ſich ſo leicht in der nächſten Umgebung eines Mannes verknöchern, der durch geiſtige Größe allzu ſehr über den gewöhnlichen Troß von mittelmäßigen Gelehrten hervorragt. Aber Vosmaer, mit dem ihn früher eine gelehrte Streitigkeit entzweit hatte, kam ihm mit höflicher Freimüthigkeit entgegen, und er fand mehrfach Gelegenheit, von dem gründlich unterrichteten Manne zu lernen.

Forſter's nächſter Zweck auf dieſer Reiſe beſtand darin, für ſeine Familie neue Unterhaltsmittel zu ſuchen. Er hatte getrocknete Pflanzen nach Holland mitgenommen, die er dort zu verkaufen hoffte, um weiteres Reiſegeld zu gewinnen. Allein dieſe Hoffnung ſchlug ihm fehl.

So kam er denn „nach einer sehr beschwerlichen Reise auf den heillosesten Wegen, durch ein sehr wenig angenehmes Land", müde und mit dem Gefühl der Verlassenheit am 21. November 1778 nach Düsseldorf. Hier sollte es ihm besser gehen, als er dachte. Sein Geschmack für Gemälde war bereits so weit entwickelt, daß er in der Gallerie sogleich die Meister der vornehmsten Stücke wiedererkannte. Dies erwarb ihm Theilnahme beim Sohne des Vorstehers der Malerakademie, dem jungen Krahn, an dessen Vater er empfohlen war. Beim Hinausgehen erwähnt Krahn den Forster, der, wie sein neuer Bekannter, dessen Namen er nicht vernommen hatte, gleichfalls die Reise um die Welt gemacht habe. Forster stellt sich vor, und Krahn ist außer sich vor Freude und Verwunderung. Er bringt den schon berühmten Jüngling gleich mit Heinse, dem übermüthigen, von sinnlicher Frische und jugendkräftigem Uebermuth sprudelnden Dichter, zusammen, und dieser hat nichts Eiligeres zu thun, als die Bekanntschaft Forster's mit seinem trefflichen Jacobi einzuleiten. Noch bevor der Reisende diesen gesehen hatte, wurde er des anderen Morgens in aller Frühe durch ein Briefchen für den ganzen Tag in Jacobi's Behausung eingeladen. Da ergriff es ihn mächtig, mit einem Male in die Kreise versetzt zu werden, die in dem frisch bewegten, strömenden Elemente deutscher Bildung sich um die Schöpfer unserer klassischen Erzeugnisse zogen.

Jacobi war damals Göthe's Buſenfreund, mit Leſſing, Wieland, Klopſtock bekannt und vertraut. Es wurde Forſter wohl am Heerde geiſtigen und körperlichen Wohllebens. Und gerade in jener Zeit des äußeren Druckes mußte es ſeiner Strebſamkeit behaglich aufhelfen, unter den Beſten zu entdecken, daß er in Deutſchland als berühmter Name galt. „Daß ich hier wieder einen ſchönen Tag genoß", ſchreibt er an ſeinen Vater, „von Allen auf den Händen getragen zu ſein, auf alle erſinnliche Art fetirt, mit allen neuen Büchern in dem Belleslettres-Fach und den ſchönſten neuen Gedichten von Göthe unterhalten, mit köſtlichem Champagner, Xeres- und Capwein getränkt zu werden — O wenn das innigſte Gefühl meiner Unwürdigkeit nicht geweſen wäre, ſo hätte ich alles vergeſſen und mich auf eine Zeit lang ganz glücklich gefühlt." Nur mit Heinſe konnte er nicht recht fertig werden; dies mochte zum Theil auf einem inneren Gegenſatz beruhen, der Forſter im Vergleich zu dem für derbere Eindrücke empfänglichen Dichter mehr als den formgeſtrengen und ſchönheitsſüchtigen erſcheinen ließ, wie ſich das in Beider Kunſturtheilen ſpäter ausſprach. Indeß mag auch der erſte Eindruck in der entgegengeſetzten Stimmung, in der ſie hier einander kennen lernten, das Seinige beigetragen haben, daß ſie einander weniger verſtanden, als es ihre beiderſeitige Bedeutſamkeit vermuthen ließe. Forſter erkannte zwar in Heinſe

den „überaus witzigen, satyrischen Kopf von weitem Umfange, und doch ohne Scheinbarkeit“, zugleich aber nennt er ihn „bissig“, und aus Heinse's Briefen kann man erfahren, daß dieser in späteren Jahren den Forster sogar bespöttelte.

In Kassel sollte die erste Stätte für des Jünglings Bleiben und Wirken sein. Eine kleine Rede, die er in der dortigen Gesellschaft der Alterthumsforscher hielt, erwarb ihm den Beifall des Generals von Schlieffen in so hohem Grade, daß alsbald im Namen des Landgrafen mit ihm über die Annahme einer Lehrstelle am Carolinum unterhandelt wurde. Hier bewährte er sich als treuer Sohn, indem er alles aufbot, um das umfassendere Wissen seines Vaters als gerechten Anspruch auf die Stelle, die er selbst zu opfern bereit war, in den Vordergrund zu stellen. Weil aber nur eine Besoldung von 450 Thalern zu erschwingen war, so wollte man das Amt keinem verheiratheten Mann mit großer Familie antragen, und Georg sah sich urplötzlich in eine Professur eingerückt, auf welche er nicht die geringste Absicht gehabt hatte.

Die sittliche Bedeutung des Lehramts, die gerade von den Lehrern höherer Anstalten so selten in ihren Gesichtskreis gezogen wird, wurde tief und heilig von ihm erfaßt. Wohl kannte er „das Vorrecht, alle Kräfte des Geistes, die der Lehrer im Zöglinge wahrnimmt,

nach seinen Begriffen zu entwickeln, ihrer Wirksamkeit Richtung zu geben, sie zu rühmlichen Endzwecken zu befördern oder zu hemmen." Er nannte dies „ein königliches Vorrecht, das dem Lehrer die reinste und vollkommenste Art des Seelengenusses zusichert." „Die Freude, glückliche Menschen und rechtschaffene Bürger gebildet zu haben, übertraf", nach seiner Meinung, „eine jede andere an Süßigkeit und Dauer, so oft sie Sterblichen zu Theil wird." Allein er beklagte tief, die „Unannehmlichkeiten und das Mißliche eines Lehrgeschäftes, wo Kriegsmann und Kaufmann, Künstler und Gelehrter ihre Bestimmung schon erhalten hatten, ehe man noch wissen konnte, ob sie sich dazu schickten." Und die Freude ward ihm schon früh durch den Gedanken verdorben, wie viele Hindernisse noch den Zeitpunkt fern hielten, in welchem „Männer, die mit der Pflugschaar brauchbare Bürger sein könnten, nicht mehr in die überzählige Zunft mechanischer Gelehrten aufgenommen, und Andre, mit Geistesgaben für den ersten Kreis im Staate, nicht mehr im Staube vergessen werden." *)

Bevor nun Forster sein Amt in Kassel wirklich antrat, war es ihm vergönnt, drei Monate zu einer Reise in das nördliche Deutschland zu verwenden. Er kam nach Göttingen, wo ihn Lichtenberg schon im Voraus in

*) V. 218, 219, 221.

ſeine Wohnung eingeladen hatte, und er wurde mit gleichen Ehren wie in Düſſeldorf empfangen. Mit Lichtenberg verband ihn jedoch mehr ſein Verſtand und eine ſpäter ſich entwickelnde gemeinſame Thätigkeit, als ein inneres Herzensbedürfniß. Was Göttingen damals an bedeutenden Männern in ſich vereinigte, Heyne, Blumenbach, Wrisberg, und all die Sterne dritten und vierten Rangs, die an einer blühenden Hochſchule zu leuchten pflegen, erweiterten durch nähere oder entferntere Einwirkung ſeinen Geſichtskreis. Aber nur Heyne ſcheint ihn näher angezogen zu haben, den er „nicht bloß die Seele und den Verſtand, ſondern auch das Herz von ganz Göttingen“ nannte.

In Braunſchweig wurde er durch den Umgang mit Leſſing, den er erſt ſpäter ganz würdigen lernte, und beſonders durch Jeruſalem angeregt.

Dagegen machte Berlin einen ſehr unbehaglichen Eindruck auf ihn, zunächſt ſchon weil er förmlich „zu Tode gefragt wurde.“ „Während der fünf Wochen,“ berichtet er ſeinem Jacobi, „habe ich wenigſtens in 50 bis 60 verſchiedenen Häuſern Mittag- und Abendbrod gegeſſen, und jedesmal dieſelbe Geſchichte herableiern, dieſelben Fragen hören und beantworten, kurz tauſend müßigen Leuten die Zeit vertreiben müſſen. Eine wahre Freude iſt's, ſich von denkenden Leuten befragen zu laſſen, ihre Fragen, ihre Einfälle ſind wichtig und belehrend,

ſie klären mir meine eigenen Begriffe auf, ſetzen Dinge in ein Licht, in dem ich ſie zuvor nicht geſehen und in dem ich nun weiter fortſehen kann, nachdem ich den Geſichtspunkt einmal gefaßt habe. Aber die leeren, ſchalen Köpfe, die Perrückenſtöcke, die man zuweilen antrifft, die ſich unter ihren Nachbaren ein Anſehen geben wollen, als wüßten ſie wunder wie viel, und deswegen zehn Fragen in einem Athem thun, und wieder von neuem anfangen, ehe die erſte abgefertigt iſt, um nur vom Ueberfluß und der ſchnellen Folge ihrer Ideen (ſie ſeien ſo albern wie ſie wollen) den Naſ' und Maul aufſperrenden Zuhörern das bischen ſaft- und kraftloſe Gehirn einzunehmen, die ſind's, die mich faſt zu Tode gequält haben, und dergleichen Seccatori hat Berlin vorräthig." Er fand ſich aber auch getäuſcht in den Erwartungen, die er von den damaligen Berliner Größen hegte. „Ich erwartete Männer", ſchreibt er, „von ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit ſeinem hellen Lichte erleuchtet, einfältig und demüthig — wie Kinder. Und ſiehe, da fand ich Menſchen wie andere; und was das ärgſte war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weiſen und Schriftgelehrten. Spalding hat mir noch am beſten gefallen; Nicolai, ein angenehmer Geſellſchafter, ein Mann von Kopf, freilich von ſich etwas eingenommen. Engel, ein launiſches, aber ſehr gelehrtes Geſchöpf, munter und dann wieder ganz ſtill, wie alle Hypochon-

driker. Ramler, die Ziererei, die Eigenliebe, die Eitelkeit in eigener Perſon. Sulzer — noch vor ſeinem Tode ſprach ich ihn, heiter und theilnehmend noch, bei anhaltenden Schmerzen und Schlafloſigkeit, — weiter brauche ich nichts zu ſagen. Die franzöſiſche Akademie? Laſſen Sie mich den Staub von meinen Füßen ſchütteln und weiter gehen." Man ſieht, daß er auch auf dem Feſtland des gebauten und gebildeten Europa zu reiſen verſtand.

Freilich gerieth er in Berlin auch durch die Verhältniſſe, die er ſelbſt mitbrachte, in eine peinliche Lage, indem er ſich „in gar zu viele, gar zu ſehr verſchiedene Leute ſchicken mußte", um ſeines Vaters Sache „kein Hinderniß in den Weg zu legen dadurch, daß er bei dieſem oder jenem von ſich ſelbſt widrige Eindrücke zurückließ." „Ich glaube, man iſt ziemlich mit mir zufrieden geweſen", heißt es in demſelben Briefe an Jacobi, „aber ich habe mir gar zu oft Gewalt anthun müſſen. Das ſonderbarſte iſt, daß die Berliner durchaus dieſe Biegſamkeit des Charakters (wodurch der Menſch ſo leicht zum Schurken und Spitzbuben wird) von einem Fremden fordern. Was Wunder alſo, daß Göthe dort ſo ſehr allgemein mißfallen hat, und ſeinerſeits mit der verdorbenen Brut ſo unzufrieden geweſen iſt!"*)

*) VII. 114, 115.

Nach dieſer Strenge, die ſich übrigens in einem vertrauten Schreiben Luft machte, begegnen wir in Deſſau wieder ſeiner erwärmenden Milde. Mit Freude wird er dort gewahr, „daß Fürſten doch wirklich Menſchen ſein können, wenn ſie nur wollen", und vielleicht iſt es den ſanften Eindrücken, denen er ſich im engſten häuslichen Kreiſe des Fürſten hingab, zuzuſchreiben, daß er ſein ganzes Leben lang, trotz dem Haſſe, der ihn gegen jeden Mißbrauch der Fürſtengewalt beſeelte, trotz ſeiner ächt republikaniſchen Geſinnung, mit Wärme alles ergriff, was ſtille und glänzende Tugenden regierender Häupter in ein liebenswürdiges, bewundernswerthes Licht zu ſtellen vermochte. Er ſelbſt fühlte ſich in Deſſau nicht in angeregter Stimmung und es verdroß ihn, daß es gerade dort in ſeinem Kopf ſo wüſt und leer war. „Des Menſchen Seele iſt ein unbegreifliches Ding! Bald Feuer und Aether, bald betäubt und in ſich ſelbſt verſchloſſen!" *) Der Fürſt gab ihm in der allerzartfühlendſten Weiſe, in der Form einer Belohnung für aufgetragene Arbeit, ein für ſeine und Forſter's Verhältniſſe bedeutendes Geldgeſchenk. Menſchenfeinde, die ſich verſucht fühlen, dies als vorzügliche Bewegurſache in Anſchlag zu bringen, weshalb er ſo günſtig vom Fürſten urtheilte, mögen den ganzen ſchönen Brief leſen, den er

*) VII. 109, 110.

aus Deſſau ſeinem Vater ſchrieb*), um ſich zu überzeugen, wie fremd ſolche Triebfedern ſeinem edlen, ſtolzen Sinn geblieben ſind. Auch der rauheſte Republikaner wird dem Verkehre zwiſchen Forſter und dem Fürſten ſeinen Beifall nicht verſagen.

Im März 1779 begann ſeine Wirkſamkeit in Kaſſel. Nach der trübſeligen Gemüthsverfaſſung, die ihn aus England geleitete und in Holland anfangs zu banger, lähmender Hoffnungsloſigkeit heranwuchs, war es ein unſchätzbares Glück, daß er in Deutſchland neben der ermuthigendſten Anerkennung auch ſo bald einen äußeren Wirkungskreis fand, wenn man nicht mit mehr Weisheit die nothwendige Entwicklung der Keime darin ſehen will, die ohne ſeine Abſicht und ſogar gegen ſeinen Wunſch ſich nun zur Thatkraft geſtaltet hatten und deshalb von der Welt benutzt wurden. Sein heimlicher Wunſch war es eigentlich, ein Paar Jahre an irgend einer Hochſchule der Ausbildung ſeiner Kenntniſſe zu leben. Er fühlte nämlich, daß die „Routine, die ſyſtematiſche, einmal angewöhnte Art zu lehren und zu dogmatiſiren, die ſo unentbehrlich iſt, und wozu viele theoretiſche Kenntniſſe gehören, ihm völlig ein Geheimniß war.“ Er ſollte bald durch Erfahrung inne werden, daß gerade dieſes regelmäßige Ausbauen und Gliedern eines wiſſenſchaft-

*) VII. 108 — 111.

lichen Gegenſtandes am allerbeſten durch's Lehren erlernt wird. Denn die tiefe Wahrheit jenes alltäglichen Satzes, daß wir durch's Lehren lernen, liegt viel mehr in dieſer ſteten Nothwendigkeit, die Summe unſerer Einzelkenntniſſe lichtvoll und durch vollendete Kunſt naturwüchſig zu geſtalten, als in dem Vortheil, den die beſtändige Uebung und Wiederholung mit ſich bringen. Forſter war jedoch von ſeiner Weltreiſe her zu ſehr an eine ſchaffende Beobachtung und ſelbſtändiges Forſchen gewöhnt, um nicht ſchmerzlich gewahr zu werden, daß einem gewiſſenhaften Lehrer in den erſten Jahren ſeines Amtes zu jener höchſten Luſt kaum Zeit gelaſſen wird. So kommt es, daß er an Jacobi ſchrieb: „Naturkunde iſt eine Wiſſenſchaft, in der man durchaus fortgehen muß, wenn man Vergnügen daran haben will; das kann der Profeſſor eigentlich nicht, ich muß geſtehen, daß es mir durchaus nicht im mindeſten ſchmeicheln würde, auf der beſten Univerſität Profeſſor zu werden.“ Sein Gehalt war überdies in ſeiner Lage, da er nicht nur für ſich, ſondern auch für ſeinen Vater und die zahlreiche Familie zu ſorgen hatte, viel zu klein, um ſeine Mußeſtunden unverkürzt der förderlichſten Arbeit widmen zu können. Er überſetzte den Buffon und war für Buchhändler mit der Fortſetzung des Martiniſchen Naturlexikons beſchäftigt. Nun bot aber Kaſſel wenig in ſeiner öffentlichen Bücherſammlung und noch weniger in dem landgräflichen

Naturalienkabinet. Und um das Maaß des Unglücks voll zu machen, strandete bei Jütland das Schiff, das seine nöthigsten Bücher, eine vollständige Kräutersammlung aus den Südseeinseln, gute Vergrößerungsgläser und andere Hülfsmittel an Bord hatte, so daß alles verdorben oder völlig vermodert bei ihm ankam.

So wurde er gleichsam gewaltig in sein Inneres zurückgewiesen. Nachdem er von den zartesten Knabenjahren an in einem großartigen Verkehr mit der Natur gestanden und in einem Alter, in dem so mancher andere erst ängstlich begimt, die Fühlhörner zur Beobachtung auszustrecken, die ganze Welt gesehen hatte, sah er sich auf einmal an einer kleinen Anstalt, mit dürftigen Hülfsmitteln versehen, von wenig anregenden Männern umringt und beinahe beschränkt auf Mittheilung seiner bisherigen Erfahrungen. Da öffnete sich gewaltsam die Knospe seines Gemüths, der es auf dem ungeselligen Schiffe, auf dem die strenge Unterordnung, der Mangel an räumlicher Gelegenheit zu vertrauter Unterhaltung und gerade das anhaltende gezwungene Beisammensein vereinsamen, unter Soldaten und Matrosen, am besten Thau gefehlt hatte. Jacobi rief in seinem Busen das erhebende Bedürfniß nach Freundschaft wach und wußte mit edlem Herzen das Bedürfniß zu befriedigen. Forster's Briefe aus der ersten Kasseler Zeit fließen über von rührender Liebe und der innig erwärmenden Verehrung,

welche der Freundschaft zwischen jüngeren und älteren Männern, zum Beispiel zwischen Heinse und seinem Vater Gleim, in jener Zeit so oft eine fromme Weihe verlieh. Wohl darf man es Jacobi nachrühmen, daß er Vaterstelle an dem anfangs heimathlosen Jüngling vertrat und mit inniger Liebe gleich sehr darauf bedacht war, sein Herz zu erwärmen und sein Selbstvertrauen zu stärken, als seine äußere Lage zu verbessern. Als sich Jacobi und Forster kennen lernten, bestand zwar schon die verschiedene Gemüthsart, die später, als auch der jüngere Freund zum selbstbewußten Manne gereift war, ihre Denkweise in zu schroffe Gegensätze brachte, um die Wege ehrlicher Männer nicht zu trennen; aber damals schrieb Forster: „Unsere Temperamente sind sehr verschieden, unsere Denkungsart nicht ..... Wie sehr stimmen wir Beide nicht in unsern Gedanken von der Seele überein.“ Der Genuß dieser Uebereinstimmung, der, aller grübelnden Gegenreden der Halbheit zum Trotz, der Freundschaft beste Würze bleibt, wurde erhöht durch die Erinnerung an den sanften Frieden und das würdevolle Glück, das er bei seinem theuren Jacobi, den eine liebenswürdige Gattin, treffliche Schwestern und gute Kinder um die Wette erheiterten, eigentlich zuerst kennen gelernt hatte. Wer den Zauber kennt, der in solch reinem, anspruchslos gesättigten und doch reich gebildeten Familienwesen lebt, der fühlt gern Forster's Worten

nach, wenn er aus Kaſſel einſam ſchreibt: „Ich vergehe vor Wonne und Wehmuth, wenn ich mich jener glücklichen Stunden erinnere.“

Denn namentlich die erſten Monde ſeines Aufenthalts in Kaſſel ſollte er den Umgang gleichgeſtimmter Freunde bei ſeiner Sorge um die eigene Familie ſchmerzlich entbehren. Dies mochte wohl neben dem Bedürfniß nach den öffentlichen Bücherſälen dazu mitwirken, ihn öfters nach Göttingen zu treiben, wo er doch immer Lichtenberg fand, jene unter Profeſſoren beinah' unbegreifliche Erſcheinung. Gleich bei der erſten Berührung ſetzte ihn Lichtenberg's Gedankenreichthum in Verwunderung, der ihn beſonders dadurch wohlthätig berührte, daß Lichtenberg bei ſeinem aufgehellten Verſtande und ſeiner lebhaften Urſprünglichkeit doch gar nichts von überſpannter „Genieſchaft“ an ſich hatte. „Die thätigſte, lebendigſte Seele im krüppelhaften Körper.“ „Er iſt aus Muthwillen und Leichtſinn zuſammengeſetzt,“ heißt es in einem an Jacobi gerichteten Schreiben. „Ich ehre ſeine Talente, ſeine mathematiſche Wiſſenſchaft, ſeine Schreibart, ſeinen Witz und ſeine muntere Laune, ſeinen oft philoſophiſchen Blick.“ Mit dieſem Manne, dem es kein anderer Deutſcher in Verbindung von Gelehrſamkeit mit vernichtender Lauge eines überlegenen Witzes gleich gethan, unternahm er die Herausgabe des „Göttingenſchen Magazins“, deſſen Stimmung etwas ernſthafter war, als

die des „Deutſchen Merkurs“ und des „Deutſchen Muſeums“, „und mehr die Wiſſenſchaften als die gaukelnde Litteratur des Jahrzehends in ſich faſſen und befördern ſollte.“

Lichtenberg gab ihm indeß nur zu ausſchließlich Nahrung für den Verſtand, ähnlich wie Merk, mit deſſen verneinender Natur er ſich nur langſam vertragen lernte. „Warum giebt es Menſchen in der Welt, wie Merk?“ ruft er einmal aus; „ich kann ſagen mir ſchaudert. Oder ſollte mir nicht mehr vor unſerm Jahrhundert ſchaudern, das nur ſolche Seelen bildet und ſich wünſcht, das nur für den Kopf ſorgt und das Herz vernachläſſigt oder gar verachtet? Ein gelehrter Mann, ein witziger Kopf, einer, der ſeine Feder und ſeine Sprache in der Gewalt hat, den nennen wir groß und vortrefflich, wenn's auch ein Kerl von Leder iſt.“ Später ſah er freilich ein, daß Merk nicht von Leder war, ſondern vielmehr wie ein länterndes Feuer, das den Dunſtkreis der gegenſeitigen Vergötterung, der damals manches Auge umnebelte, hier und da auf's heilſamſte verjagte. Aber an Merk fehlte ihm immerhin zu viel zum ganzen Menſchen. Und ähnlich ging es ihm mit Lichtenberg, „der mit dem äußerſt feinen Takte einen förmlichen Abſcheu gegen die neuere Empfindſamkeit verband, die eigentlich dem guten Leſſing'ſchen Worte einen böſen Stempel aufgedrückt und deſſen Cours im Lande der wirklich Empfindenden verboten hatte.“ „Mit einem Worte“, ſagt er, „Lichtenberg

ſchwärmt gar nicht. Soll ich treuherzig ſagen, was ich davon denke, auf die Gefahr ausgelacht zu werden? Ich wollte lieber, er ſchwärmte ein klein wenig. Ich weiß, ich ſchwärme ſelbſt ſo wenig als ein Menſch auf Erden (freilich aus einer andern Urſache), allein ich finde es ſo liebenswürdig, beſonders ſo lange man ſich ſelber bewußt iſt, daß man ſchwärmt. Wenn es dieſe Grenzen überſteigt, ſo phantaſirt man im hitzigen Fieber." Und an einer andern Stelle: „Ich finde ſchlechthin nichts für mein Herz bei ihm, und unſere Freundſchaft, die, ich weiß nicht wie (durch eine gewiſſe Wärme, womit er ſich meiner bei meiner erſten Ankunft in Göttingen annahm) entſtand, kriecht jetzt wieder in die Schranken der gewöhnlichen Bekanntſchaft zurück, weil ich nicht ſcheinen mag, was ich nicht bin."

Kam er deshalb von Göttingen nach Kaſſel zurück, ſo fühlte er ſich ganz wohl in ſeinem „Schneckenhäuschen" und hatte bei Luſt und Drang zur Arbeit nur über zu häufige Störung zu klagen. Es kam ihm vor, daß er „den ganzen Tag mit Leuten verſchlendern mußte, die ihm ſo fremd waren, als Perſer und Elamiter oder als Gog und Magog." „Er werde es bald wie andere Schnecken machen müſſen," meint er, „die ſich nur deſto feſter verſchließen, je mehr man ſie herausbaben will." Seine äußere Stellung führte manche unvermeidliche Abhaltung herbei. In der Geſellſchaft für Alterthums-

forſcher mußte er öfters Vorträge halten, zu denen er allerdings die Stoffe, die ſeiner Beſchäftigung am günſtigſten waren, ausfindig zu machen wußte, wie über den Phönix oder die Pygmäen, aber er ſprach auch über den Tempel der Diana zu Epheſus, wofür er dann wieder ein ander Mal eine Aufgabe behandeln durfte, die mit Alterthümern nichts gemein hatte, als das graue Alter der Gattungen auf Erden. Dann bekam er eine Zulage von hundert Thalern, wofür er die Aufſicht über die Naturalienſammlung führen, aber zugleich bereit ſein mußte, dem Landgrafen, der das Kabinet täglich beſuchte, durch Unterhaltung die Langeweile vertreiben zu helfen. Die Sammlung war in großer Unordnung, als er ſie übernahm, ſo daß er, um Zeit zu gewinnen, dem Buchhändler die Fortſetzung des Martiniſchen Lexikons aufkündigte. Nichtsdeſtoweniger war ſeine Feder ſehr thätig, und wir verdanken ihr aus jener, wie aus ſpäterer Zeit, eine Menge von Beurtheilungen neu erſchienener Schriften, die in jeder Weiſe als muſtergültig mit Nachdruck empfohlen zu werden verdienen. Die meiſten dieſer Beurtheilungen wurden in den Göttingenſchen gelehrten Zeitungen abgedruckt, für welche Heyne die beſten Kräfte nicht nur anzuwerben, ſondern auch warm zu halten verſtand.

Es war das noch jene gute, klaſſiſche Zeit, in welcher der Regel nach die urtheilende Feder weder von denen ge-

führt wurde, deren allzu jugendliche Kenntniß noch eingeengt iſt durch den Geſichtskreis eines vielleicht ſelbſt nicht weit ſehenden Lehrers, noch von ſolchen, die in dem Richteramt Erſatz ſuchen für den Mangel an ſelbſtſchaffender Thätigkeit. Die Urtheile der gelehrten Zeitungen hatten Werth und für die Fortgeſchrittenen, wie für die Anfänger, unter den Lernenden die Kraft einer Richtſchnur, nicht bloß weil die beſten Männer mit Sorgfalt ihre Stimmen abgaben, ſondern auch weil es unerhört geweſen wäre, daß irgend ein unbekannter Herausgeber ſich zum Mittelpunkt einer Menge von Orakelſprüchen auserwählt hätte, denen ſowohl die Kraft der Gründe, wie die Farbe von Namen und Anſichten fehlt. Selbſtverſtändlich kann ein Richterſpruch, der ſeine Beweggründe verſchweigt, nur dann für die wiſſenſchaftliche Welt einen Schein von Geltung beanſpruchen, wenn der Name des Richters genannt wird, nicht ſowohl um das Anſehen von deſſen Perſon, das man für gleichgültig halten mag, ſondern um ſeine Richtung und ſeinen Standpunkt zu kennen. Und umgekehrt, will man letztere verborgen halten, ſo kann kein anmaßendes Orakel wirken, ſondern nur eine auf Erörterung von Gründen eingehende Beurtheilung. Forſter wollte vor allen Dingen, daß „der Referent außer ſeinem Privaturtheil den Inhalt des vor ihm liegenden Werks genau anzeigte.“ Dann, „ſei es ihm immerhin erlaubt zu ſagen: „„ich gähnte bei dieſem Buche, ich fand (für mich) nichts

Neues darin; ich dachte nichts und fühlte nichts;"" wenn dieſe Erklärung nur nicht ſtatt eines Verbots gelten ſoll, wodurch Andere abgehalten werden, für ſich zu urtheilen, ob auch für ſie keine Belehrung und kein Zeitvertreib davon zu hoffen ſei, ob es auch ihren Verſtand und ihr Gefühl nicht in Anſpruch nehmen werde." „Meine Art zu recenſiren," ſchreibt er im Jahre 1792 an Heyne, „war immer, daß ich mich bemühte, den Geiſt des Autors darzuſtellen, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Aber ſowohl in der Allgemeinen Litteraturzeitung, als in beſſeren gelehrten Zeitungen ſchleicht ſich immer mehr der pedantiſche Ton ein. Man glaubt, man müſſe im Tadeln ſeine Weisheit zeigen, oder man lobt blindlings; beides iſt freilich leichter als gewiſſenhaft recenſiren und darlegen." Wer Forſter's Beurtheilungen von Reiſebeſchreibungen geleſen hat, der weiß, daß man nie eine aus der Hand legt, ohne etwas Wirkliches gelernt zu haben, und der räumt ihm das Recht ein, über den Schaden zu klagen, den manche, die ſich als Richter aufwerfen, verurſachen, indem „ſie ihre engbrüſtige Empfänglichkeit zum Maaßſtab für das Publikum machen."

„Wem iſt es nicht, wie mir, aufgefallen", heißt es in ſeiner Vorrede zu Rochon's Reiſe nach Madagaskar, „daß manches Buch und insbeſondere manche Reiſenachricht, welche nicht bloß im großen Publikum Beifall fand, ſondern auch dem gebildeten Ausſchuß deſſelben

und dem in diesem Fache bewanderten Gelehrten neue Ideen darbot, von irgend einem unserer Aristarchen für unnütz und überflüssig ausgeschrieen ward? Wie oft lesen wir nicht in Recensionen, daß ein Buch dem Recensenten die tödtlichste Langeweile verursacht habe, welches, wenn wir es unbefangen zur Hand nehmen, uns die vernünftigste und angenehmste Unterhaltung gewährt? Wenn empörte es nicht den Leser von Geschmack, der vielleicht an jenen Quellen, worauf die pedantische Belesenheit sich so viel zu gute thut, mit eben dem geduldigen Fleiße, wenn gleich mit besserer Wahl und größerer Bescheidenheit schöpfte, von selbstzufriedenen Kritikern immer nur zu hören, wie dieses oder jenes Factum in einem neuen Schriftsteller ihnen bereits anderwärts her bekannt gewesen, ohne nur einen Augenblick sich träumen zu lassen, daß die neue Verbindung, in welcher dieses Factum erzählt wird, auch etwas werth sein, und, was immer bei jeder Lectüre die Hauptsache bleibt, zu eigenem Nachdenken Anlaß geben könne? Eigenes Nachdenken ist nun freilich unglücklicher Weise das Letzte, was man bei diesem eifrigen Spüren nach Thatsachen von dem Stopplerfleiß erwarten darf."*) Noch eindringlicher hat er diese Gedanken an einer Stelle seiner Geschichte der englischen Litteratur im Jahr 1791 aus-

*) IV. 275, 276.

gesprochen. „Unsere Recensenten“, sagt er, „pflegen den Schriftstellern unaufhörlich vorzuwerfen, daß sie ihnen nichts Neues erzählen, und gegen die meisten deutschen Schriftsteller, deren einziges Verdienst in noch nicht gesagten Factis besteht, mag der Vorwurf nicht ganz unbillig sein. In anderen Ländern hingegen sieht man mehr darauf, wie ein Schriftsteller denkt, wie er das Bekannte, durch neue Verknüpfungen seines denkenden Geistes, zu etwas ihm eigenthümlichen Neuen umbildet und dem gegenwärtigen, immer neue Darstellung erheischenden Zeitpunkte anpaßt. Unsere Bücher sind daher zum Nachschlagen, die englischen und französischen allein zum Lesen gemacht; wir stoppeln, sie schreiben und schaffen Ideen. Ein gebildetes Publikum will Gedanken, Reflexionen, Anregungen eines eigenthümlichen Ideenganges, zarte Berührungen, leichte Uebergänge, umfassende Blicke, mit Einem Worte, Geist und Gefühl, wo dem roheren, langsameren, durch Lage und Regierungsdruck gefesselten und verkümmerten nur grobe Speise, unmittelbar zu benützender und zum nothdürftigen Unterhalt anwendbarer Unterricht, oder auch derbe Erschütterungen nöthig sind.“ *) Ihm schien es die Aufgabe der schriftstellerischen Beurtheilung, „den Ton der Litteratur zu stimmen, über die Richtung, welche die Schriftstellerei im Ganzen nimmt,

*) VI. 125, 126.

mit Strenge zu wachen, den Fortschritt oder den Verfall ganzer Zweige der Wissenschaften anzuzeigen, das Subjective vom Materiellen, den Geist vom todten Buchstaben zu unterscheiden, im Buche den Menschen, nicht im Menschen das Buch aufzusuchen."

In diesem Sinne war er thätig von dem ersten Augenblicke, daß er Sitz genommen hatte in jenem vollkommen befugten Gerichte, in dem ein Sömmerring sein Amtsbruder war. Um aber zu sehen, wie fein und streng die Ansprüche waren, die er an die Form der Bücher stellte, lese man den Anfang seiner Anzeige von Le Vaillant's Afrikanischer Reisebeschreibung. „Dies ist wieder eines von den Produkten des Auslandes", heißt es da, „bei denen man wünschen möchte, daß der Sinn für dasjenige, was die Form eines guten Buches ausmacht, dieser Sinn, der vorzüglich in Frankreich so allgemein ist, sich doch einer gewissen zahlreichen Klasse von einheimischen Schriftstellern einimpfen ließe. Wenn man diese Reisebeschreibungen einmal in die Hand genommen hat, kann man sie nicht ungelesen wieder weglegen; und indem man liest, läuft der Faden der Erzählung so ohne allen Anstoß, ohne alle Unebenheiten fort, daß die Vorstellung eines unzertrennlichen, gleichsam beseelten, Ganzen dem Leser von Anfang bis zu Ende gegenwärtig bleibt, da hingegen die Werke des geschmacklosen Fleißes von diesem schöpferischen Gepräge

nicht die geringste Spur verrathen, sondern todte Zusammensetzungen sind, deren Fugen oft bis zum Uebelstand in's Auge fallen, und deren einzelne Theile man nach Gutdünken ausheben kann, ohne den Verlust bemerklich zu machen. Erzwingen läßt sich freilich auch vom Schriftsteller nicht die ästhetische Vollkommenheit; sie muß, wie alles Schöne, aus der inneren Energie des Geistes hervorgehen, und zum Ideenreichthum muß sich ein enthusiastischer Mittheilungstrieb gesellen." *)

So ersprießlich eine solche richtende Thätigkeit für die Mitwelt auch war, indem sie fruchtbar anregte, so war sie doch, selbst im Verein mit dem Lehramt, nicht im Stande, Forster's Sehnsucht nach einer gesunden, das Maaß seiner Kräfte ganz ausfüllenden Leistung zu beschwichtigen. Und hier liegt ein Grund für die Verstimmung, die sich namentlich im Jahre 1783 seiner bemeisterte. Er war „entblößt von Hülfsmitteln, Büchern, Naturalien, Instrumenten und Muße." Er sah die Zeit, „wo er pflügen und säen sollte, ungenützt vorbeigehen." „Ihn drückte das größte aller Leiden, deutlich den Weg zu sehen, den man nehmen sollte, und doch Augenblicke, Stunden und beinahe ganze Tage zu haben, wo man eine völlige Trägheit und Unfähigkeit fühlt, ihn zu verfolgen, und die Seele mit Wünschen nährt, die nie er-

*) V. 362.

füllt werden können.“ Er ſah es ein, „daß er der Welt weit nützlicher ſein würde, wenn er noch eine große Reiſe thun, unbefangen ſehen, und das Geſehene ehrlich aufzeichnen könnte, allein“, fügt er hinzu, „das ſind Träume aus einer beſſeren Welt.“

Er war zu reich, um ſich, nachdem er Jahre lang die größten Bildungsſtoffe in ſich aufgenommen und ſchöpferiſch aus ſich herausgeſtaltet hatte, mit der nachträglichen Gährung und Anfränmung dieſes Bildungsſtoffs zufrieden zu ſtellen. Die Nachwirkung der Reiſe blitzte zwar in einzelnen künſtleriſchen Darſtellungen hervor, wie denn eine ſeiner ſchönſten kleineren Schriften, die über den Brodbaum, im Jahre 1784 in Kaſſel entſtand. Auch ließ er keine Gelegenheit zu forſchen ungenützt vorübergehen. Er ſtellte allerlei Verſuche an mit dem damals entdeckten Luftballon, mit dem Sauerſtoff, und wechſelte darüber brieflich und mündlich mit Lichtenberg und Sömmerring. Aber es fehlte ihm z. B. jede elektriſche Vorrichtung, und er fühlte ſich bei jedem größeren Beginnen beſchränkt und gehemmt. Kurz, er ſehnte ſich nach gewaltigeren Stoffen, die ihm der Mangel an Muße gefährlicher noch als die Armuth an Hülfsmitteln vorenthielt.

Je mehr ihm nun die Verhältniſſe eine gegenſtändliche Naturbetrachtung erſchwerten, um deſto inniger ſchmiegte er ſich perſönlich den Menſchen an, die ihm

Nahrung für Herz und Geiſt zu bieten vermochten. Er ſtillte dabei mehr einen brennenden Durſt ſeines Gemüthes, als daß er es mit forſchendem Bewußtſein auf Menſchenkenntniß abgeſehen hatte. In den erſten Jünglingsjahren, in denen die zarteren Saiten des Herzens ſo gern unter weiblicher Hand erklingen, in denen ſich die junge Bruſt, des Anlehnens bedürftig, im Vertrauen bei einer Freundin ausruht von den ſtürmiſch heranwogenden Eindrücken der Außenwelt, war er, von Mutter und Schweſtern weit getrennt, auf den Anblick der Südländerinnen angewieſen und wurde vorzugsweiſe mit denjenigen Aeußerungen der Weiblichkeit bekannt, die in jener Zeit ſo heilſam in ein ſüßes Geheimniß gehüllt bleiben. Seine von Haus aus weiche Empfindung war in Folge jenes Mangels nicht etwa abgeſtumpft, ſondern nur reizbarer geworden. Ueberhaupt war Forſter in der edelſten, geſundeſten Bedeutung eine ſinnliche Natur. Obgleich er häufig von körperlichen Leiden heimgeſucht war, gab es doch Zeiten, in denen er „über gar nichts klagen konnte, als über zu viel Geſundheit, die mit ſeiner Einſamkeit ſich übel vertrug.“*) Deshalb ließ er ſich ſelbſt von Lichtenberg ſo leicht erwärmen, wenn dieſer eine herzlichere Seite herauskehrte. Aber ebenſo ſchroff wurde er im Anfang von Johannes von

*) VII. 181.

Müller, dem berühmten Schweizer Geſchichtsſchreiber, zurückgeſtoßen, ſo lange er weiter nichts an ihm bemerkt hatte, als daß „er den Mantel nach dem Winde hing und auf beiden Schultern tragen wollte.“ Nachher verband ihn mit Müller ein gemeinſchaftlicher Hang zur Schwärmerei, und er fand bei ihm „wahres Talent, Liebe zur Wahrheit, Selbſtverläugnung und Demuth in hohem Grade.“

Zu den Eigenthümlichkeiten der damaligen Zeit gehörte es, daß die bedeutenden Männer einander mit größerer Hingebung aufſuchten, als das in unſern Tagen gebräuchlich iſt, in denen das raſtloſe Jagen der Arbeit und Strebungen die Einzelnen pfeilſchnell an einander vorbeiführt. Forſter lernte faſt alle Größen ſeiner Zeit perſönlich kennen. So machte er auch während der Kaſſeler Zeit ein Erndtefeſt bei Bürger mit. Man erfährt indeß nicht, ob ſie einander tiefer angezogen haben, und man darf es wohl bezweifeln, ob Forſter bei ſeiner Sehnſucht nach der reinſten Schönheit, die ſich wohl hier und da in das allzu Feine und in Weichmüthigkeit verlor, für Bürger's überſtrömende Friſche und derbe, unübertroffene Volksthümlichkeit den rechten Sinn gehabt habe, zumal da ihm ſpäter Schiller's ſchnöde Beurtheilung aus der Seele geſchrieben war.

Unter den kurzen Begegnungen war natürlich die mit Göthe, der 1779 mit dem Herzog Kaſſel beſuchte, die aufregendſte, leider aber zum Theil deshalb, weil ſie

mehr eine flüchtig anknüpfende, als eine ruhig erfüllende war. Der Herzog hatte auf Forſter einen guten Eindruck gemacht. „Er frug ſehr viel", ſchreibt Forſter, „und doch kein Mal albern; gewiß das heißt alles mögliche präſtiren", ein Lob, welches man ganz verſteht, wenn man ſich ſeiner Klagen über Berlin erinnert. In einem Brief an ſeinen Vater verſucht er den damals dreißigjährigen Göthe zu beſchreiben. „Göthe", heißt es, „iſt ein geſcheidter, vernünftiger, ſchnell blickender Mann, der wenig Worte macht; gutherzig, einfach in ſeinem Weſen. Pah! Männer, die ſich aus dem großen Haufen auszeichnen, ſind nicht zu beſchreiben. Der Charakter eines Mannes von hohem Genius iſt ſelten wetterleuchtend und übertrieben, er beſteht in einigen wenigen Schattirungen, die man ſehen und hören muß, aber nicht beſchreiben kann." Wärmer, wenn gleich mit wenigen Worten, ſchreibt er ſeinem Jacobi: „Sie kennen ihn und wiſſen, was es für ein Gefühl ſein kann, ihn kaum eine Stunde lang zu ſehen, nur ein Paar Minuten lang allein zu ſprechen und als ein Meteor wieder zu verlieren. Sagen läßt ſich das nicht."

Solche Lichtſtrahlen erhellten die Nacht der Sorge, in welcher er während des erſten Jahres in Kaſſel um ſeine Familie lebte. Zwar wurde durch wiederholte fürſtliche Geſchenke für die Nothdurft ſeines Vaters geſorgt, der übrigens mehrfach genöthigt wurde, Bücher um den

dritten Theil ihres Werthes zu verkaufen, um ſich vor ſeinen Gläubigern Ruhe zu verſchaffen. Aber Reinhold Forſter war tief gekränkt, weil er nicht Wohlthaten, ſondern ſein gutes Recht, den wohlverdienten Lohn für ſeine Arbeiten verlangte. Er wurde durch das Gefühl, daß er Unrecht litt, immer härter und bitterer, und ſein Gemüth legte ſich in menſchenfeindliche Falten, welche die im Jahre 1780 erfolgende Anſtellung in Halle nicht wieder zu glätten vermochte. Georg, deſſen Liebe nicht dadurch litt, daß der heftige Vater auch gegen ihn nicht immer billig war, hatte mit jener unglückſeligen Stimmung um ſo mehr zu thun, je wärmer ſein Herz den innigſten Beziehungen des Familienlebens nachhing. Sonntags hatte er „ſeinen trüben Tag, weil er dann am ſchmerzlichſten die Trennung von den Seinigen empfand“, und als im October 1779 Hansmann aus London ihm Nachrichten vom älterlichen Hauſe brachte, wollte er „von deſſen Geſicht und ganzer Figur die Blicke der Seinigen zuſammenfaſſen, wie Werther am Rocke ſeines Jungen that, der von Lotte zurückkam.“ Aus dieſer Innigkeit und jenen Drangſalen erklärt ſich's zur Genüge, daß Forſter ſein eigenes Geſchick faſt nur auf den Vater bezog. Nur um ſeinem Vater zu helfen, wünſchte er eine Verbeſſerung ſeiner äußeren Lage, als ihm Jacobi Ausſichten nach Düſſeldorf, Vosmaer nach dem Haag und ein glänzender Ruf nach Mitau in Kur-

land eröffnete. Er nahm den letzteren nicht an, weil er in Kaſſel eine neue Zulage und vom Landgrafen einen Vorſchuß ohne Zinſen bekam, mit welchem er zwar ſeine läſtigen Schulden, nicht aber das Darlehen Jacobi's abtragen konnte. Von 1000 Thalern, die er anderen ſchuldig war, hatte er früher nur 600 auf Einen Mann übertragen können, während die übrigen 400 auf lauter kleine Poſten vertheilt waren. Von dieſer Plage war er jetzt befreit, aber immer nicht von der Sorge, ſich drükkender Verbindlichkeiten zu entledigen. Wie ſchwer er dies nahm, erſieht man aus einem Brief an ſeine Schweſter, wo er ſich „den ernſten Vorwurf macht, daß er gegen ſich ſelbſt nicht ſtreng genug war, daß er der Mode, der Gewohnheit, dem äußerlichen Schein und zuweilen auch der Lüſternheit etwas aufgeopfert habe, welches er beſſer hätte anwenden können." Und doch hatte er ſo wenig Bedürfniſſe, daß er von ſich ſagen konnte: „Bei den Südländern wäre ich allenfalls noch zu gebrauchen, wo Brodfrucht und Baumrinde alle Sorgen des Lebens in ſich faſſen." „Er ſchränkte ſich immer mehr ein, und fand darin eine Beruhigung mehr, daß er dies und jenes entbehren konnte." Aber er fügt in ſeinem Briefe an Jacobi, in dem die letzten Worte ſtehen, die ſehnſüchtige Klage bei: „Könnte der Menſch durch Entſagung ſeiner Anſprüche auf gewiſſe Arten des irdiſchen Genuſſes das ſittliche Vergnügen allemal erhö-

hen, und ſich ſelbſt mehr fühlen, was und wozu er iſt, wie glücklich, dünkt mich, würde er ſein."

Die Lüſternheit konnte und durfte er ſtreng bekämpfen, ſeine geiſtigen Anlagen durfte er nicht veröden laſſen. Von Anfang an beſtand in ſeiner Laufbahn ein großes Mißverhältniß zwiſchen dem Zehrpfennig und den Zielen, die ſein Geiſt erreichen mußte. Die Schande der Noth, mit der er deshalb kämpfte, fällt auf ihre Urheber zurück, auf die ruſſiſche und engliſche Regierungen, die ſeinem Vater den Lohn für treue Dienſte vorenthielten, auf die Behörden in Kaſſel, in Polen und Mainz, die nicht wußten, was ſolch' ein Kopf werth war. Daß er nur auf die Ziele ſah, und ſich um die Unzulänglichkeit des Zehrpfennigs bei ihrer Verfolgung nicht bekümmerte, das ehrt eine dankbare Nachwelt, für die er tauſendmal mehr als genug gedarbt und gelitten hat.

An geiſtiger Freude hat es ihm in Kaſſel nicht gefehlt, wenn gleich die geiſtige Nahrung für ſeinen Kraftumſatz nicht ausreichend war. Bereits in London hatte er im Jahre 1778 mit Sömmerring Freundſchaft geſchloſſen. Es gelang ſeiner Fürſprache bei Schlieffen, dieſen ausgezeichneten Zergliederer, der, als er die Hochſchule verließ, bereits ſein Meiſterſtück geliefert hatte, nach Kaſſel zu ziehen. Im Juni 1779 erfolgte die Wiedervereinigung. Forſter und Sömmerring waren damals beide vierundzwanzig Jahre alt, der erſtere nur

wenig Wochen älter als der zweite. Beide hatten Proben ihres fruchtbaren Geiſtes abgelegt, beide waren in einer Stellung, in der ſie als junge Männer einen edlen Ehrgeiz befriedigt fühlen konnten. Forſter übertraf den Freund durch die Allgemeinheit ſeiner Bildung, Sömmerring war jenem durch die Kraft, die er ſeinem engeren Fache widmete, überlegen. Ihre Forſchungen ergänzten einander, und ohne daß ſie jemals in ihrer Beſchäftigung genau zuſammentrafen, war Jeder hinlänglich eingeweiht in des Anderen Thun, um die wärmſte Theilnahme und ein berechtigtes Urtheil mitzubringen. Sie hatten dieſelben Freunde, dieſelben Gönner, in Wiſſenſchaft und Kunſt denſelben Eifer und in verſchiedener Färbung dieſelbe Fruchtbarkeit, über göttliche und menſchliche Dinge dieſelben Anſichten. Sömmerring war heftig, aber dennoch vorſichtiger als Forſter, wenn es ſich um Lebensklugheit handelte, er wollte z. B. Lebendige bloß gelobt wiſſen; Forſter war beſonnener, feſter im Charakter und konnte die Wahrheit viel weniger verſchweigen. So hatten ſie genug an einander zu erziehen. „Strenger Wahrheitsſinn geſellte ſich zur Schonung, und da, wo die gemeine Erziehung aufhört, bildeten ſie einander fort zu dem hohen Bewußtſein der Reinigkeit in Gedanken, Wort und That, zu dieſem Frieden, der höher iſt als alle Vernunft.“ *)

*) VII. 230.

„Die wenigen Menſchen", ſagt Forſter, „die gleichförmig mit uns denken, ſind uns mehr werth als das ganze übrige Menſchengeſchlecht; ſie ſtärken und befeſtigen uns in unſern eigenen Grundſätzen." *) Dieſer geiſtige Samen zur Freundſchaft war in dem Verhältniß zwiſchen ihm und Sömmerring reichlich ausgeſtreut. Daß er aufging und blühend die ſchönſten Jahre des jugendkräftigen Mannesalters umrankte, bewirkte die Wärme des Gefühls, die innige Frömmigkeit des Gemüths, die Heilighaltung des inneren Menſchen, die für beide die Treue gegen ſich ſelbſt zur Treue gegen den Freund verklärte, aber auch, wie das ſpätere Leben bewies, dieſe von jener abhängig machte.

Innere Wahrheit und ein erſchöpfendes Verſtändniß, von gleicher Stimmung edeler Herzen erwärmt, brachten die Freunde täglich zuſammen, verbanden ſie in Muße und Arbeit. Ihre Arbeit floß durch dieſelben Kanäle in's Leben über, und was dem Einen wichtig war in kleinen und großen Dingen, das hatte von vorn herein ſchon den Andern beſchäftigt. Wer die Sicherheit kennt, die aus all dieſer Uebereinſtimmung für die vertrauteſte Mittheilung erwächſt, der kennt auch die Erquickung, die es gewährt, in ſchwachen Stunden mit Zuverläſſigkeit zu wiſſen, daß man beim Freunde eine Zuflucht, Troſt und

*) VII. 121.

ſtärkende Erbauung findet, — der kennt die Ruhe, mit der in ſtarker Stunde die überſtrömende Begeiſterung ſich in den Buſen des Freundes entleert, ſo daß ſie in der natürlichſten Weiſe, ohne Stoß und Erſchütterung, in das Geleiſe des alltäglichen Treibens hinübergeleitet wird. An der Seite eines ſolchen Freundes bleibt man von der Gemeinheit unberührt, und man ſtrebt in höhere Gefilde, ohne die Spur des Lebens und den Muth für deſſen kleine Kämpfe zu verlieren.

Forſter war dieſes Anlehnens während der Kaſſeler Zeit in hohem Grade bedürftig. Das Gefühl, das in ſeiner allſeitigen Natur in reichſter Anlage mitlebte, war auf der Reiſe um die Welt zu gewaltſam zurückgedrängt geweſen, um nicht nachträglich mit Macht ſeine Rechte geltend zu machen. Während des Schiffslebens war ſeine Anſchauung göttlicher Dinge die natürlich verſtändige, aber dennoch gläubige, wie ſie in jener Zeit unter aufgeklärten Leuten herrſchte. In der Natur bewundert er die Allmacht des Schöpfers; in den Regungen und Leidenſchaften der Menſchenbruſt die weiſe Abſicht, die darauf den Trieb zur Selbſterhaltung gründete; im Sturm, wie in den kleinen Begebenheiten des täglichen Lebens, die Hand der Vorſehung, die über unſer Schickſal wacht. Aber das Wachsthum der Gotteserkenntniß hing nach ſeiner Anſicht „von dem Fortſchritte der Ei-

viliſation ab" *), und er haßte den pfäffiſchen Mißbrauch des Gottesdienſtes, wo dieſer „zum Deckmantel der Ueppigkeit und des Wohllebens eines trägen, wollüſtigen Pfaffen diente, der das Volk ſeiner Bequemlichkeit zinsbar zu machen" ſich bemühte.**) Dieſe Anſchauung war aber, wie es ſcheint, mehr überkommen, als erlebt.

Der Umweg, durch viele Glaubensſätze hindurch zum Wiſſen zu gelangen, ſollte ihm nicht erſpart bleiben. Eine Natur, wie die ſeinige, war unter allen Umſtänden fromm, auf der lichten Höhe des Schauens ſowohl, als wenn er in finſteren Ahnungen befangen war. Wenn aber ein frommes Gemüth ſich Ahnungen hingiebt, dann führen alle Wege zur Schwärmerei. Forſter und Sömmerring wurden in dieſem Drange das Opfer der Gaukeleien der Roſenkreuzer, deren Bund in Kaſſel ſein arges Spiel getrieben zu haben ſcheint. In der geheimthuenden Gemeinſchaft mit Anderen ſuchte das Gefühl einen Ausweg; allein es fing ſich in das Netz einer ſinnbildlichen Scheinthätigkeit. Genaue Nachrichten über jenen Orden ſind nicht bekannt geworden, aber auch für Forſter's Entwicklung gewiß von unerheblichem Werth, da ein Mann von ſeiner Wahrheitsliebe innerhalb des Bundes kein anderer ſein konnte, als draußen in der Welt. Forſter war damals

*) II. 280.

**) I. 371.

bisweilen in Stimmungen, in denen er sich mit Inbrunst den Offenbarungslehren hingab. Er glaubte, „daß ein Fünklein des Glaubens an Gott, welches er in uns rege werden läßt, und ein Fünklein Liebe zu ihm dem Vollkommensten, dem Urquell unendlicher Kräfte und Seligkeiten, uns ein überaus herrliches Gnadenzeichen sei, woran wir erkennen mögen, daß die Pforte zu ihm auch uns offen stehe, daß er sich uns aus unbedingter, unvergoltener Liebe nähern wolle und werde." Er hielt es für etwas Großes, zu „erkennen, daß nichts Geschaffenes unserem Geist Genüge leisten könne; Beruhigung und Sättigung der Seele mit einer ihr homogenen Nahrung, mit geistigen Lichtkräften da zu suchen, von wannen sie uns allein kommen kann; im Glauben so weit gekommen zu sein, daß uns die Gewißheit eines geoffenbarten Mittlers, durch welchen unser in Sinnlichkeit gefesselter Geist wiederum in Gemeinschaft treten mit seinem Urquell, und wieder das Geistige zu empfinden fähig werden möge, — daß uns diese Gewißheit als eine nothwendige Folge der großen Barmherzigkeit Gottes einleuchtet."*) Seinem Glauben entsprach die Innigkeit seiner Vorstellung vom Gebet. In dem Briefe an Johannes von Müller, dem die obige Stelle entnommen ist, finden sich die Worte: „Da das Gebet des Menschen,

*) VII. 212, 213.

meiner geringen Meinung nach, nichts Anderes ſein kann, als eine aus der Vorſtellung der Allgegenwart Gottes fließende Ergebung in und Vereinigung unſeres Willens mit dem ſeinen, ſo iſt auch Erhörung unſeres Gebets, wie ich mir's vorſtelle, nicht eine Folge einer activen Wirkung unſeres Geiſtes, ſondern vielmehr Annahme des zuvor beſtimmten Willens Gottes." *)

Viel heller, aber doch voll unſicheren Zweifels iſt das Glaubensbekenntniß, das er ſeinem Jacobi ablegt. „Ich gehöre nicht zu Ihren Ungläubigen", ſchreibt er im November 1782, „die alle unſichtbaren Kräfte weglängnen. Ich müßte nicht Naturforſcher ſein, wenn ich das thäte. Ich gehe wohl noch weiter und glaube: was der Menſch ſucht, das findet er, was er will, das kann er, was er ſich erbittet, das erlangt er; — nur muß er nicht incompatible Dinge verlangen, nicht zugleich nach Norden und nach Süden ſegeln wollen. Wenn ich mir denke, was iſt Gott? was iſt Zeit? was iſt Raum? was iſt die Seele des Menſchen? was die Materie? was iſt Liebe zum vollkommenſten Weſen? — dann iſt mir als ob alles möglich ſein müßte, was man ſonſt rund wegläugnet und für unmöglich hält. Wer Gott liebt, der — ſo ſcheint es mir wenigſtens — muß ihm nahe ſein, und zwar in dem Grade näher, wie er ihn in allem

*) VII. 213, 214.

liebt, ſeine Kraft in allem fühlt, und ſich ſelbſt von allem anderen unabhängig erhält. Wo der Geiſt iſt, da iſt Freiheit, ſagt Paulus“*). Zur ſicheren Deutung kann man die an Müller ergangene Ermahnung leſen: „Das iſt gewiß die höchſte Weisheit, immer die Gegenwart des lieben Schöpfers vor Augen zu haben! Laſſen Sie, mein Beſter, ſich immer dies und die Liebe des Gekreuzigten genügen, und trachten Sie nicht nach hohen Dingen“**). „Laßt uns mit der Demuth beginnen“, ſchreibt er an ſeine Schweſtern, „die aus wahrer Selbſterkenntniß entſpringt, und unſere Fähigkeiten und das wenige Gute, was wir in uns ſelbſt bemerken mögen, Ihm zuſchreiben, der deſſen Urheber iſt, von dem allein wir einen Zuwachs an Vollkommenheit erhalten können. Wir ſind nicht unſer eigen, wir ſind ſein Eigenthum, und ſind nie ganz glücklich, bis wir ihm ganz ergeben ſind, und uns als die Werkzeuge betrachten, durch die er ſeinen heiligen Willen vollbringt. Dieſe Geſinnung, indem ſie uns von Eigenliebe frei macht, muß zugleich unſere Liebe für unſere Mitgeſchöpfe erhöhen“***).

Bei dieſer ſchwärmeriſchen Ergebenheit war er frei von einem engherzigen Verkehr mit ſeinem höchſten Weſen. Denn er fand es „entſetzlich und ein Gräuel über alle Gräuel, daß damals Religion nichts weiter heißen ſollte,

---

*) VII. 175, 176. — **) VII. 210, 211. — ***) VII. 167.

als Fürbitte um Regen und Sonnenſchein, um Brod und Wein und Kleidung und Obdach und was der Armſeligkeiten mehr ſind, die unſer himmliſcher Vater auch den Thieren giebt, die ihn nicht darum bitten, wie viel mehr uns, die er gelehrt hat, um ganz was Anderes vertraulich ihn anzugehen" *)?

Aber der Menſch iſt nicht aus Einem Guſſe, und während die fortſchreitende Gährung die Hefe abſetzt und manche eitle Luftblaſe entweichen läßt, entwickelt ſich auch der Geiſt zu Kraft und Klarheit. Forſter ſtimmte mit Jacobi nicht überein, als dieſer Unglauben für gefährlicher hielt als Aberglauben. „Aberglaube", ſagt Forſter, „iſt unmöglich der Weg zur Wahrheit, und führt auch nicht näher dazu als Unglaube. Ich kann mir nichts Schrecklicheres denken, als die Autorität eines Menſchen, der in einer näheren Relation mit unſichtbaren Kräften ſtehen will (und gleichwohl nicht ſteht), und kraft dieſes Verhältniſſes über die Vernunft und das Gewiſſen der Menſchen unumſchränkt regieren will" **).

Dunkele Gefühlsahnung und klares Urtheil wogten auf und ab, und es iſt bei dem innigen Verkehr, der Forſter mit Sömmerring verband, ein ſehr bezeichnender Zug, daß der letztere ſeinem Vater beruhigend verſicherte, er werde kein Freigeiſt werden, während Forſter ſeinem

*) VII. 195.

**) VII. 174, 175.

Vater die Sorge nehmen mußte, daß er katholiſch werden könnte. Er hatte ſich noch in Kaſſel von allen kirchlichen Schranken befreit und ſich aus den Feſſeln jener finſteren Schwärmerei herausgewunden.

Forſter ſelbſt hatte eine ganz klare Einſicht in die ſeltſame Umkehr ſeiner Entwicklungsſtufen, die ſich durch die ungewöhnlichen Verhältniſſe der erſten Jugendzeit und die Gefühlsverirrung unter Roſenkreuzern kund gegeben hatte. „Sie wiſſen," ſchreibt er an Heyne's Tochter, „daß ich von Jugend auf Vieles gelitten, daß ich die Sorgen einer zahlreichen Familie, die ich in dem Alter, wo man ſich dem lachenden, einladenden Ruf der Natur ſonſt überläßt, wo man ganz Gefühl zu ſein, und kein Geſchäft, als Genuß des Lebens und Vorbereitung zu dieſem Genuß zu haben pflegt, anhaltend gearbeitet habe, und dadurch als Knabe und Jüngling ein ziemlich trübes, niederdrückendes, alle Leibes- und Geiſteskräfte erſchlaffendes Leben geführt, ſo zum einzigen, was mir übrig blieb, zur religiöſen Schwärmerei hinüber getrieben, und allgemach gewöhnt worden bin, Leiden für gut und zuträglich, Genuß für gefährlich, wo nicht gar ſchädlich, anzuſehen" *).

Ein Ruf nach Wilna in Litthauen traf ihn zu Ende des Jahres 1783 mitten in der Umwälzung, die nach.

*) VII. 234, 235.

der letzten Schwärmerei der Jugend die Klarheit des reifenden Mannesalters herbeiführen ſollte, mitten in der Ueberzeugung, daß ſein Wirkungskreis in Kaſſel von dem Umfang ſeiner Kräfte weit überſpannt wurde. Aus der Ferne wurden ihm die Polniſchen Pläne mit jener Hochſchule ſo verlockend, als ſicher ausgemalt. Er konnte deshalb nicht zögern, dem Ruf zu folgen, ſo klar er auch wußte, was er an Kaſſel und Göttingen aufgab, was er in ſeinem Sömmerring verlor. Er wollte wirken. „Was das Schickſal an uns Einzelnen fortbildet," ſo ſchrieb er an Sömmerring kurz nach dem Abſchied, „indem es uns in neue Thätigkeit verſetzt, uns neue Berührungspunkte verſchafft, und auffordert für Andere zu wirken, das iſt der erhabene Zweck unſeres Daſeins, wobei wir nur das Zuſehen haben, indeß der Zweck unſerer Handlungen dazu nur Mittel iſt. Ich ringe acht oder zehn Jahre mit neuen Verhältniſſen, ſammle neue Vorſtellungen, neue Begriffe, laſſe durch neue Eindrücke Reactionen hervorrufen aus meinem eignen Selbſt, die mir jetzt noch unbekannt ſein mögen, Vernunft und Empfindung, durch einander geſchärft und berichtigt, ſchaffen in mir eine Welt, wozu ich jetzt nur die formleere Hyle in mir trage: ſo geht ein vollkommneres Weſen hervor, mit erhöhtem Bewußtſein, mit anderen Quellen des Genuſſes, mit einem umfaſſenderen Sinne, zu erleſeneren Freuden und Leiden gebildet!"

Nicht nur dieſe Hoffnung, fortzuſchreiten und zu wachſen an innerer Kraft, erleichterte ihm die Trennung von Kaſſel, ſondern auch das Bewußtſein, daß er eine ſchwere Umgeſtaltung ſeines Weſens glücklich vollendet habe. Der Ort, an dem der innere Menſch mit Noth und Mühe, in trüber Erfahrung und gedrückter Stimmung ſich gehäutet hat, bekommt leicht einen düſteren Widerſchein von den geiſtigen Schlacken, die dort zurückblieben, und macht den äußeren Wechſel erwünſcht. Es iſt, als wenn man dem alten Selbſt zu begegnen fürchtete, und dieſe Furcht iſt um ſo größer, je reizbarer die Kraft der Jugend ſich erhielt.

Forſter beſchreibt dies, bevor er Kaſſel verließ, in einem Briefe an Jacobi's Schweſter: „In meinem Denken iſt noch ganz kürzlich eine Revolution vorgegangen, die, wie ich hoffe, ſehr zu meiner Zufriedenheit in Zukunft beitragen wird; ich habe eine gute Portion Schwärmerei noch fahren laſſen, und danke Gott, daß dieſe Entladung noch vor meinem zurückgelegten 30. Jahre geſchah. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, um wie Vieles ich mich dadurch in meinen geſellſchaftlichen und bürgerlichen Pflichten geſtärkt fühle, — denn aller falſchen Schwärmerei Wirkung iſt es, Menſchen von Menſchen zu entfernen, und wo ſo viele äußerliche Urſachen meiner beſonderen individuellen Lage mitwirkten, iſt es mir räthſelhaft, daß ich nicht noch weiter mich verirrte

und noch zurückzukehren fähig gewesen bin. Nun hoffe ich erst, in Grundsätzen ein Mann, und in ihrer Befolgung ein Mensch zu werden; und auch dazu wird mir Veränderung des Ortes heilsam sein."

IV.

Reisen in Wilna.

Seitdem Forster in Kassel den Lehrstuhl erstiegen hatte, war der Vater des menschlichen Reisens außer dem häufigen Ritt nach Göttingen, der nur ein Ausflug war, und einem Besuch, den er den Seinigen in Halle im Jahre 1781 abstattete, zu keiner Reise mehr gekommen. Als er Kassel im April 1784 verließ, war sein Herz mit Wehmuth erfüllt um den Abschied von Sömmerring, den er seinen lieben einzigen Bruder nannte, aber sein Blick war vorwärts gerichtet, und er, der für seine innere Umbildung ein äußeres abschließendes Zeichen in der Uebersiedelung nach fernen Lander gefunden hatte, sprach seinem Freunde, der viel verlassener zurückblieb, aufmunternd zu. Dies muß auf den kräftigen, thätigen Sömmerring gewirkt haben, weil die Kraftworte aus dem weichsten, wärmsten Herzen kamen.

Forster's reine, unmittelbare Empfindung war ohne alles Weitere dichterische Verklärung des Abschiedswehs.

„Auf den geſtrigen ungewöhnlich lauen Abend“, ſchreibt er, „wo uns der Mond ſo freundlich leuchtete, als wüßte er nichts von unſrem Abſchiede, folgte ſpät in der Nacht ein Gewitter. Der Morgen war gelind und lachend; Alles lebte im Felde; die Anhöhen und Aecker glänzten in freundlichem Grün; die Lerche ſtieg und ſang, und ſelbſt die melancholiſche Leine, die ſich durch das lange Thal hinſchlängelte, hatte ihren Reiz. Doch dies Alles war die täuſchende Erſcheinung eines Sonnenblicks. Bald ſchwärzte ſich der Himmel, und ich hörte das Rauſchen des Wolkenſammlers über mir. Hinter Durſte ſtieg ich aus, weil der Weg ſehr ſchlecht war, und ging zu Fuß durch den Wald. Auf der einen Seite ſtanden dürre Birken; auf der anderen hing am Berge ein finſtrer, naher Tannenwald, deſſen dunkles Grün mir jetzt in der Nähe lieber ward, als es aus der Ferne war; der Wind ſpielte unſanft in den hangenden Zweigen. Dieſer Sturm in der Natur erregte einen anderen in meinem Herzen; ich thue ihm gewiß nicht zu viel, daß ich ihm die Schuld beimeſſe, wenn gleich die finſtre Luft und das trauernde Tannengrün ihr Theil mit beitrugen, die geſtrige Stimmung in mir zu nähren und ſchwermüthige Bilder hervorzurufen.“

Wer von ſolcher Empfindung durchbebt war, der durfte in demſelben Briefe ſchreiben: „Vorwärts den Blick zu richten, iſt jetzt beides Pflicht und Gewinn;

nicht länger darüber zu brüten, daß jeder von uns hinfort allein steht, allein schwimmt durch das Meer der Mühseligkeiten, Hamlets sea of troubles, und allein kämpft und — siegt oder fällt."

Von Kassel ging die Reise über Göttingen, Leipzig, Dresden, Freiberg, Prag und Wien. Sie sollte gleich mit einem Ereigniß für's Leben beginnen.

Noch in Kassel hatte Forster den Tod von Jacobi's Frau erfahren. Trotz der Bewegung, die sein veränderter Lebensplan innerlich und äußerlich mit sich brachte, hatte ihn die Nachricht tief ergriffen. Sie brachte die Einsamkeit, über die er früher schon klagte, zu erhöhtem Bewußtsein; er mochte sie in der Zukunft doppelt fürchten, da er wohl ahnte, daß er in Wilna von halber Barbarei umgeben sein würde. Es herrscht darum eine verhängnißvolle Deutlichkeit in den Worten, die in dem Briefe an Jacobi's Schwester stehen:

„Ich fühle, daß wir Mannspersonen selten zum Wirthschaften Anlage haben, zumal ist dies bei Studirenden und Gelehrten der Fall; ich fühle auch Lücken in meinem Herzen, die nun ausgefüllt werden müssen; wundern Sie sich also nicht, wenn diese Veränderung des Wohnorts bald auch Veränderung meiner bisherigen einsamen Lebensart nach sich ziehen sollte. Ich habe bis jetzt noch keinen Gegenstand, allein bisher habe ich nicht gesucht; wenn es mit dem Suchen Ernst zu werden an-

fängt, dann hat man gemeiniglich auch bald gefunden." *)

Er ſuchte und fand Thereſe Heyne, die Tochter jenes geſchmackvollen Gelehrten, den er als das Herz und die Seele von ganz Göttingen verehrte. Das war nicht etwa ein Bund, nur von berechnender Vernunft geſchloſſen. Aber es war auch nicht das ſüße Finden, das unbewußte Ineinanderweben zweier Herzen, die ſich mit überraſchter Sicherheit beſitzen, noch ehe die Vernunft ihr Loſungswort geſprochen. Forſter und die reich begabte Thereſe wären ſolchen Findens werth geweſen.

„Mit meinem Herzen iſt's nicht richtig", ſchreibt Forſter aus Zellerfeld ſeinem brüderlichen Freunde. „Alles Liebe und Gute was mir widerfährt, und aller Antheil, den ich an Sachen und neuen Begriffen nehme, iſt nicht hinreichend, mich innerlich zu befriedigen. Ich kann dir nicht ſagen, was ich empfand, wie ich unter Heynen's Fenſter um 10 Uhr Abends vorbeifuhr! Ich ſah ſein Licht, und konnt' ihn mir vorſtellen, wie er ſaß und arbeitete! Der gute Mann! Fünf Schritte von mir, und doch ſo fern und ſo getrennt; und dann die liebe Thereſe! Kaum war der Schmerz auszuhalten. Ich werde jetzt eilen, mir Gewißheit zu verſchaffen, und habe ſchon einen Brief an die gute Hofräthin angefan-

*) VII. 226.

gen, der mir aber sehr schwer zu schreiben wird, weil ich mein Herz nicht bändigen kann. Ich muß Gewißheit haben, das ist ausgemacht. Die Ungewißheit ist ärger als der Tod, und hindert mich an allem wissenschaftlichen Fortgang. — Soll ich Thereſe verlieren, so muß ich mich vorerst ganz in Arbeit stürzen; soll ich sie behalten, so muß ich's wissen, damit ich Ruhe habe und Aufmerksamkeit auf alles, was ich zu sehen und zu hören habe." *)

Die Bewegung eines redlichen, fein und lebhaft fühlenden Herzens, die sich in diesen Worten kundgiebt, ist nicht im Stande, die Gewaltsamkeit eines Entschlusses zu verhüllen, dessen Lösung vor allen Dingen Ruhe bringen muß. Er schickt die Antwort von Thereſen's Mutter seinem Sömmerring; er fand sie „völlig beruhigend und befriedigend"; er schrieb der Mutter und Thereſen und war „nun ganz von dieser Seite ruhig."

Auf der Reise nach Wilna entspinnt sich ein eifriger Briefwechsel zwischen Bräutigam und Braut, aber die Tonart der Briefe ist mehr die einer verständigen Erörterung sittlicher Lebensfragen, als die einer selig gesättigten Sehnsucht und Wonne. Wohlthätig berührt die muthige Kraft, mit der sich das Mädchen ihrem Forster ebenbürtig fühlt, und doch kann man sich einer zweifeln-

*) Aus einem Brief an Sömmerring in Rudolph Wagner's Leben Sömmerring's S. 128.

den Verwunderung nicht erwehren, daß ſie die ſeltene Ueberlegenheit eines ſolchen Mannes nicht freudig anerkennt mit dem Stolz der Liebe, die im anderen die Krone aus Lorbeer oder Myrthen erblickt.

Ein Brief, aus Warſchau an Sömmerring gerichtet, ſteigert die Sorge, mit der wir den Schleier lüften, der das zarteſte Verhältniß zwiſchen zwei Menſchenherzen deckt. „Thereſe wird mich ſehr glücklich machen", heißt es, „das bin ich gewiß; und ſehe es täglich mehr ein; aber das war ein Glück, daß meine immer übereilte Wahl, auf ſie gerade fiel; denn übereilt, ſagt meine kalte Vernunft, war es doch immer. Hand der Vorſehung iſt in dem allem, und es iſt ſicher gut, daß ich gewählt habe, vielleicht viel beſſer, als hätt' ich's nicht gethan: aber wenn ich als freier Menſch nach Wien gekommen wäre, ganz anders hätt' ich dem Kaiſer geantwortet, ich hätt' ihn ſo gefaßt, daß er mich da behalten hätte, und wäre geblieben, wenn ſchon ich weniger gekriegt hätte, als ich hier habe. Ich ſage nicht, ich hätte beſſer gethan, aber gewiß als freier lediger Mann hätte ich ſo gehandelt; als einer, der für Weib und Kind ſorgen mußte, durfte ich's nicht." *)

Aus dieſem verſteckten Kriege der Vernunft gegen ein Gemüth, das offenbar nicht ganz Hingebung in der

*) Wagner, S. 144.

Liebe war, erklärt ſich die bei einem vertrauenden Bräutigam ſonſt unbegreifliche Furcht, daß ſich Thereſe, wenn ſie ihn täglich um ſich habe, von ſeinen Fehlern zurückgeſtoßen fühlen könnte. Es mußte ihn wohl oft ein Unbehagen beſchleichen, daß ihnen weder vor, noch während des Brautſtandes das Ineinanderſtimmen der Gemüthsart geſtattet war, bei dem die Eigenheiten, die, wenn die Leidenſchaft erregt iſt, die Geſtalt von eckigen Fehlern annehmen, ſich gegenſeitig abrunden. Denn offenbar thut ſich Forſter Unrecht, wenn er, um Thereſe auf die Schwankungen vorzubereiten, von denen auch der beſte Menſch ſein Betragen gegen die liebſten Weſen nicht frei halten kann, ſeine Sinnlichkeit als häßliche Leidenſchaft und ſeine Eitelkeit als beweinenswerthen Fehler hinſtellt.*) Seine Sinnlichkeit äußerte ſich auf geiſtigen Wegen und was er ſeine Eitelkeit nannte, war das redliche Streben, das Lob der Guten und die Anerkennung der Weiſen zu verdienen.

Der polniſche Erziehungsrath hatte es bei der Ernennung Forſter's vorzüglich darauf abgeſehen, daß er die Anwendung der inländiſchen Erzeugniſſe bekannter und allgemeiner machen ſollte. Er ſah ſich deshalb noch in Kaſſel nach den Hülfsmitteln um, durch welche er die Verwerthung der natürlichen Gegenſtände des Landes

*) VII. 257, 258.

für Landwirthſchaft und Arzneikunde, für Kunſt, Gewerbe und Handel ſo viel als möglich bethätigen könnte. Bei ſeinem gelehrten Vater erkundigte er ſich nach den beſten Schriften über Ackerbau und Bienenzucht, über die Behandlung des Rindviehs und der Schafe, kurz über alle Zweige der landwirthſchaftlichen Naturgeſchichte. Ganz beſonders hoffte man von ihm, daß er durch Auffindung von Salzlagern den Bergbau des Landes heben ſollte. In Folge deſſen war auf der Reiſe ſein Augenmerk vorzüglich auf das Steinreich und den Bergbau gerichtet. Werner in Freiberg, an dem er einen guten, vortrefflichen Kopf fand, war ihm beſonders wichtig. Er rühmte die Gründlichkeit und Ueberſichtlichkeit ſeines Wiſſens und ſeine Kenntniſſe in der Bergwerkskunde; er nannte ihn den größten ſeines Fachs. In früheren Jahren hatten die Pflanzen Forſter mehr als die Steine beſchäftigt, wiewohl er die Tage, die in Plymouth für die Ausrüſtung der Schiffe nöthig waren, mit dem ſtetigen Eifer, dem keine Gelegenheit zur Belehrung entſchlüpft, zu einem Beſuch der Zinnbergwerke in Cornwall benützte und auch auf der großen Reiſe in dieſer Richtung nicht unthätig war. Um ſo aufmerkſamer ſuchte er in der Kunde von Erz und Stein ſeine Lücken auszufüllen, und er ließ ſich deshalb von Born in Wien um ſo mehr anziehen, weil er bei ihm zugleich Sinn für ſchöne Wiſſenſchaften, ein edeles, aufopferndes Herz

und liebenswürdige Sitten vorfand. Mit Born's Empfehlung versehen, besuchte er später Wieliczka, wo er jedoch keine Salzarten sammeln durfte.

Sömmerring's Schicksal beschäftigte Forster vielfach, und es war wohl der Anregung dieses Freundes zuzuschreiben, daß er sich unterwegs mit Männern, die den Bau des menschlichen Körpers untersuchten, und deren Sammlungen näher bekannt zu machen strebte, wie mit Prochaska in Prag. Im October erfuhr er die Anstellung Sömmerring's in Mainz, der also bald genug nach der Trennung von Kassel's Erinnerungen erlöst wurde. Die Wiener Aerzte, Stoll, Quarin, Brambilla, zogen Forster zum Theil durch ihre wissenschaftliche Bedeutung, zum Theil dadurch an, daß der junge Arzt Heyne, ein Bruder der Therese, diesen Männern näher zu treten wünschte. Die Naturforscher Jacquin und Ingenhouß, der Dichter Blumauer, Fürst Kaunitz und der Kaiser, alle wußten durch Unterhaltung und Hoffnungen, die sie für eine dereinstige Anstellung in östreichischen Landen, wohl auch in Wien, bei ihm erweckten, Forster's Wohlgefallen an der behäbigen Kaiserstadt zu steigern.

Alles was er in verschiedenen Briefen von seinen Reiseerlebnissen mittheilt, verräth den alten gegenständlichen Forster aus der Südsee. Er ging mit dem Gedanken um, ein kleines Bändchen aus seinem Tagebuch zu liefern. „Ich werde gewiß nichts sagen", schreibt er

an Sömmerring, „wo ich nichts weiß, und halte Auszüge aus anderen Büchern für keine Reiſebeſchreibung, welche ſich eigentlich nur auf Dinge, die man geſehen, und dann nur auf das, wie man ſie als Individuum in der beſonderen Lage, in der man ſich befand, geſehen hat, einſchränken müßte.“ Eben dieſe Anforderungen ſind in ſeinen Briefen erfüllt und machen ſie ſo anziehend und lehrreich, unerachtet keine großen Begebenheiten zu berichten waren. Prag erfreute ihn, weil dort, wie in katholiſchen Ländern gewöhnlich, bei den beſſeren Köpfen ſo viel guter Wille zur Aufklärung zu finden war. Die Wiener nimmt er in Schutz gegen den Vorwurf der Unmäßigkeit. „Es werde entweder gar nicht, oder äußerſt wenig zu Abend gegeſſen. Da kann man ſich ſchon eine gute Mittagsmahlzeit erlauben“, meint er. „Auch wird wenig getrunken, im Gegentheil iſt es Ton, wenig zu trinken, und das nicht etwa ſeit Nicolai's Zeit“ — der vorzugsweiſe die Wiener der Ueppigkeit beſchuldigt hatte. — „Wenn ſie von den Bemerkungen der Reiſenden über ihr Freſſen ſprechen, werden ſie nie eifrig, ſondern ſagen bloß: Es ſei wahr, daß ſie gern was Gutes äßen, weil ſie es hätten, und man hätte ihnen geſagt, die Berliner äßen auch gern was Gutes, wenn ſie es nur hätten. Sie wollten ja gern die Leute an ihrem Ueberfluſſe Theil nehmen laſſen, wenn man nur zu ihnen käme.“*)

*) VII. 267, 268.

Gewiß muß man ſelbſt liebenswürdig ſein, um liebenswürdige Aeußerungen ſo wiederzugeben. Indem er die Sittſamkeit des ſchönen Geſchlechts vertheidigt, erinnert er daran, daß „der Menſch, der an's Kleinſtädtiſche gewöhnt iſt, freien Ton oft für Ausſchweifung nimmt, und es iſt nichts weniger als das. Wenn ein hübſches Mädchen ſich die Hand, zuweilen gar den Mund küſſen läßt, wenn es keinen Skrupel hat, Jedem, der es ſchätzt, auch zu ſagen, es ſei ihm gut, ſo iſt das keine Todſünde, und wehe dem Menſchen, der davon Mißbrauch macht.“ Das Haus der Gräfin Thun bot die feinſte und gemüthlichſte Geſelligkeit. „Die Mutter“, ſchreibt er ſeiner Thereſe, „iſt eine der vortrefflichſten Mütter, die ich kenne; die Kinder — drei Grazien von Töchtern — ſind lauter unbefangene Unſchuld, heiter wie die Morgenſonne, und voll natürlichen Verſtandes und Witzes, den ich ſo mit Stillſchweigen bewundere, wie den Verſtand und Witz eines gewiſſen lieben Mädchens an der Leine. Die feinſte Unterredung, die größte Delicateſſe, dabei eine völlige Freimüthigkeit, eine ausgebreitete Lectüre, wohl verdaut und ganz durchdacht, eine ſo reine, herzliche, von allem Aberglauben entfernte Religion, die Religion eines ſanften, ſchuldloſen und mit der Natur und Schöpfung vertrauten Herzens.“

Er nahm nach alter Gewohnheit die Menſchen, wie ſie ſind, und er konnte ſich deshalb leicht in die vom

übrigen Deutschland abweichende Mittheilungsweise der östreichischen Gelehrten finden, die durch ein anders vorbereitetes Volk bedingt war. „Mich dünkt es just nicht nöthig", sagt er, „Alles über einen Leisten zu schlagen und die Arbeit der hiesigen Schriftsteller zu verdammen, weil sie nicht den Schnitt der protestantischen hat."

Lernbegierig, anspruchslos anerkennend, lebhaft und fein, mußte Forster, von Ruhm und Erfahrung begünstigt, in der schönen Kaiserstadt viele Freunde gewinnen, und sein gefühlvolles Herz überlieferte sich um so williger der Freude darüber, als er für die Zukunft gern einen guten Grund in Wien legen mochte, in den der Kaiser selbst begehrende Hoffnung zu säen nicht verschmähte. Denn Joseph II., der sich leutselig mit Forster unterhielt, nannte die Polen eigensinnig und dumm. „Wenn Sie arbeiten wollen, werden Sie es dort nicht lange aushalten", hieß es. „Das Beste ist, daß man ja den Weg heraus weiß, wie man hineingekommen ist. Ich denke, ich sehe Sie bald einmal wieder hier."*) Männer, wie Forster, wären allerdings geeignet gewesen, um Joseph's rasches Streben durch weise Mäßigung zu fördern. — Es war, als sollte Forster noch einmal mit allen Vorzügen der Bildung und Anregung, mit den

*) VII. 272.

ſchönſten Hoffnungen auf einen ſeiner edelen Kraft entſprechenden Wirkungskreis geneckt werden, bevor er ſeinen verlorenen Poſten in Wilna bezog.

Dies geſchah am 18. November, wenige Tage bevor er ſein dreißigſtes Jahr vollendet hatte, um in das fruchtbarſte Jahrzehnt des Lebens einzutreten. Wilna war damals von einer Stadt mit hunderttauſend Einwohnern auf kaum zwanzigtauſend herabgeſunken und verrieth durch Schutt und leere Häuſer den kläglichen Zuſtand einer heruntergekommenen Stadt um ſo trauriger, da es ſich aus der Ferne durch viele ſchöne Kirchthürme anſehnlich ausnahm. Die Gegend zeichnete ſich vor dem übrigen Polen durch Hügel aus, aber ſie war ſandig, die Wälder waren lauter Fichten, und es bedurfte einer kleinen Stunde, um in eine Gegend zu kommen, wo Buſchwerk und Schatten in der Natur die reinſte Lebensfreude genießbar machten.

Forſter fand es, als er ſich Wilna näherte, „ziemlich gleichgültig wo er wäre, wenn er nur in der That nützlich ſein und vor allen Dingen Mittel finden könnte, in ſeinem Fache ſeine Kenntniſſe zu erweitern.“ Die Anlage zu einer Bücherſammlung war in Wilna vorhanden, indeß klein, und nur die Pflanzenkunde war durch gute Werke vertreten. Das Naturalienkabinet war „ein Kind in der Wiege, und nicht einmal ein ſchönes Kind.“ Es fehlte der Sammlung beſonders an Erzen und Ge-

ſteinen. Ein Plätzchen hinter dem Hauſe, vierzig Schritt in's Geviert, „kaum groß genug um Kohl darauf zu pflanzen", und noch dazu in einem elenden Zuſtande der Verwahrloſung, hieß der Kräutergarten. Dieſe Mängel wurden nur dürftig ausgeglichen durch einen großen Vorrath getrockneter Pflanzen, die Forſter's Vorgänger hinterlaſſen hatte. Zwar an glänzenden Verſprechungen, dieſe Hülfsmittel zu erweitern, hatte es nicht gefehlt; allein die Erziehungsbehörde war karg, die Hälfte des für Wilna beſtimmten Geldes wurde aus einer beſonderen Vorliebe des Fürſten Primas für Krakau verwendet, und was nun übrig blieb, wurde in ſehr ungenügender Weiſe in Bauſch und Bogen verrechnet. Die Täuſchung, die Forſter hierdurch erlebte, war ſehr bitter, und er wurde bald gewahr, daß es weit mehr an Redlichkeit und gutem Willen, als an Geldmitteln, welche die Anſtalten hätten fördern können, fehlte. Kaiſer Joſeph hatte ihm ſchon geſagt: „ich kenne die Polen, ſie werden viel Worte machen, aber vom Halten iſt nicht die Rede." Und in der That er hatte lange zu ſeufzen, bevor etwas geſchah, um ſeine gerechten Anſprüche zu beſchwichtigen; von einer Befriedigung oder auch nur dürftiger Herſtellung des Nothwendigen, um den Unterricht durch Anſchauung fruchtbar zu machen, war niemals die Rede. Auf der Reiſe hatte er wieder Unglück mit ſeinen Sachen, einige Bücher nahmen Schaden, ein engliſcher Wärme-

meſſer zerbrach und viele Pflanzen vom Kap der guten Hoffnung wurden durch Feuchtigkeit verdorben. In ganz Wilna war kein Buchhändler aufzutreiben, ſeine Freunde in Deutſchland verſorgten ihn, wie das immer geht, unregelmäßig mit wiſſenſchaftlichen Neuigkeiten, deutſche Buchhändler, denen er Aufträge gegeben, ließen ihn gleichfalls im Stich. Die Verbindung war ſo ſchlecht, daß ein für Forſter beſtimmtes Packet aus London einmal bis nach Liebau, fünfzig Meilen von Wilna, kam, dann aber wegen der Umſtändlichkeit, welche die Weiterbeförderung durch einen Fuhrmann mit ſich gebracht hätte, wieder nach London zurückkehrte und erſt nach Jahresfriſt in ſeine Hände gelangte. Erſt nachdem Forſter zwei Jahre in der Verbannung gelebt hatte, wurde der Verkehr mit den Buchhändlern geordnet.

Nehmen wir dazu, daß die Umgegend Wilna's arm an Pflanzen war und daß größere Ausflüge ſich mit Forſter's Mitteln kaum ausführen ließen, weil man nicht nur Lebensmittel, ſondern auch ſein Bett zu den Bauern mitnehmen mußte, bei denen nichts zu finden war, ſo haben wir ein vollſtändiges Bild von einer Lage, in der es an allen Hülfsmitteln für einen Lehrer der Naturgeſchichte gebrach. Die Zuhörer waren zum Theil Mönche, zum Theil Knaben von vierzehn bis fünfzehn Jahren, im Ganzen ſo beſchaffen, daß unter dreißig bis vierzig nicht mehr als drei im Stande waren, die Vorträge im

allergewöhnlichſten Wortſinn zu verſtehen. Forſter, der immer nur ſehr ſchüchtern und unſicher auf dem Lehrſtuhl ſprach, mußte ſeinen Unterricht in lateiniſcher Sprache ertheilen. Während er aber zu allen neueren Sprachen gleichſam geboren war und ſelbſt für das Polniſche Geſchick hatte, machte ihm der lateiniſche Ausdruck erſtaunliche Mühe; er war genöthigt, jedes Wort aufzuſchreiben und hielt alſo wirklich Vorleſungen ſtatt freier Vorträge. Alle dieſe Hinderniſſe verleideten ihm vollends einen Beruf, zu dem er niemals rechte Neigung hatte. Schon in Kaſſel „glaubte er ſich genug zu kennen, um ſagen zu dürfen, daß er ſich für's Lehramt gar nicht ſchicke." Trotzdem daß er ſelbſt Johannes Müller den weiſen Rath zu ertheilen wußte, „ja nur Milch den Schwachen zu geben", „konnte er unmöglich das Zutrauen zu ſich ſelbſt faſſen, als Lehrer in vielen Worten ſehr wenig zu ſagen." Ein Kopf von ſeiner Klarheit, von ſeinem Gedankenreichthum, mußte bei der Gewandtheit, die ſeine fließende Unterhaltung im Leben auszeichnete, in jenen Feſſeln eines geſchriebenen Worts um ſo unangenehmer beengt ſein, da es ihm unmöglich entgehen konnte, daß „das Wort nur dann allmächtig iſt, wenn die Entſtehung des Gedankens ſichtbar wird." *)

*) Armand Carrel über Paul Louis Courier.

Es war wohl die natürlichste Folge dieses Mißverhältnisses, daß sich Forster aus seinem Berufskreise in das Heiligthum der Wissenschaft flüchtete. Dies brauchte nicht durch einen Sprung zu geschehen. Das Ordnen der Sammlungen, die Einrichtung des Kräutergartens, kurz und richtig gesagt, die Nothwendigkeit, aus Nichts etwas Zweckmäßiges zu schaffen, übten die Kräfte eines Mannes, der, frei von Selbstsucht, vor allen Dingen nützlich sein wollte. Und wenn ja der Gedanke, daß in Wilna nicht ein „einziger war, der ihn faßte", so wie es dort „keinen Schädel gab, der dem seinigen hätte Nahrung geben können", über den bescheidenen Forster mächtig zu werden drohte, dann sah er Wilna als „einen Raupenstand an, in welchem er unbemerkt fehlen und durch Fehlen klug werden könnte." Er rüstete sich mit männlicher Kraft, um diese Vorbereitungszeit so auszubeuten, daß er dereinst in einer besseren Lage größeren Leistungen nachwandern dürfte. Der Gedanke, in der Stille zu lernen und „mit Begriffen, die ihm fehlten, bekannt zu werden", bekam ordentlich etwas Reizendes für seinen Geist, der dem Gewichte seiner Fesseln die Schwungkraft des Strebens entgegensetzte. Er beschäftigte sich in der ersten Zeit vorzugsweise mit Scheidekunst und Steinkunde, und als er fühlte, daß er in diesen Fächern offenbare Fortschritte gemacht hatte, war er vom Juli 1786 an wieder um so eifriger bedacht,

in ſeinen Hauptfächern, in der Naturgeſchichte von Pflanzen und Thieren ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Ein Dollond'ſches Vergrößerungsglas wurde beſtellt, um die Gewebe der Pflanzen und Aufgußthierchen zu unterſuchen.

Naturgeſchichte des Menſchen blieb aber nach wie vor der Lieblingszweig ſeines Forſchens. Er wurde in Wilna doppelt hierzu angeregt, durch Sömmerring's berühmte Schrift „über die körperliche Verſchiedenheit des Mohren vom Europäer", die ihm gewidmet war, und durch einen ſeltſamen Mißgriff Kant's, der die Menſchenraſſen für erbliche Unterſchiede bei Menſchen Eines Stammes erklärte. Forſter machte hiergegen einfach geltend, daß „man niemals beweiſen kann, daß Menſchen, die erbliche und zwar unveränderliche Unterſchiede haben, von einerlei Stamm ſein ſollten." „Wenn es auf die erwieſene Abſtammung aller Varietäten von einem urſprünglichen gemeinſchaftlichen Aelternpaare ankommt", heißt es in ſeinem Aufſatz über Menſchenraſſen*), „die außer unbezweifelten hiſtoriſchen Belegen nicht dargethan werden kann, ſo findet keine beſtimmte Auflöſung ſtatt; denn ſolche Belege finden ſich nirgends." Und nach der anderen Seite

*) IV. 296.

ſchien ihm Kant's Beſtimmung „um ſo weniger annehmlich, je ungewiſſer und unwahrſcheinlicher es iſt, daß es unter Thieren eines und deſſelben Stammes jemals einen unausbleiblich erblichen Unterſchied geben könne“ *)? „Daß die Menſchen Einer Gattung ſind“, meint Forſter, „iſt wohl ausgemacht, ſobald man den Begriff von Gattung ſo beſtimmt, daß es ſich ausmachen läßt. Ob ſie alle aber Eines Stammes ſind, folgt daraus noch lange nicht“ **). Blumenbach hatte mit ächtem Profeſſorendünkel diejenigen, die es „ſich beikommen ließen“, mehr als Einen Menſchenſtamm anzunehmen, der Böswilligkeit, Nachläſſigkeit und Neuerungsſucht beſchuldigt. Er bekam dafür von Forſter am Schluſſe jener Abhandlung die Worte zu leſen: „Ich gebe keinen geringen Beweis von dem Durſte nach Wahrheit und Belehrung, der in mir brennt, indem ich meine Gedanken bekannt zu machen wage; denn das Urtheil derer, die es ſich beikommen laſſen (dieſen Ausdruck hatte Blumenbach in der Beurtheilung von Sömmerring's Schrift gebraucht), in dieſem Punkte vom gewöhnlichen Wege abzuweichen, iſt ſchon geſprochen. Obgleich ein gewiſſes altes Buch mit keiner Sylbe des Negers erwähnt; obgleich der große Mann, der angebliche Verfaſſer deſſelben,

*) IV. 303.

**) VII. 364.

vermuthlich keinen Neger je geſehen hat, ſo iſt es doch ein Angriff auf dieſes alte Buch, wenn man von mehr als einem Menſchenſtamme ſich eine Möglichkeit vorſtellt, und dieſer Streich, der Niemanden verwundet, heißt eine Ketzerei. Die Ketzer aber ſind boshafte Leute; ſie treibt die Neuerungsſucht, ſie führt die blinde Unwiſſenheit. Wenn Sie mich aber auch (er ſchreibt an Bieſter) nicht immer von dem Verdacht einer ſolchen Begleiterin befreien können, ſo wird wenigſtens eine ächte philoſophiſche Jury mich, in Anſehung der beiden anderen Punkte, nicht für ſchuldig erkennen."

Hören wir aus Forſter's Munde das Loſungswort, welches als Wegweiſer der zwei Hauptbahnen betrachtet werden kann, auf welchen das Menſchengeſchlecht wandert. Er hat es in dem Aufſatz über Menſchenraſſen mit Forſter'ſcher Klarheit, mit ſeiner unſterblichen Ruhe ausgeſprochen: „Eins der zuverläſſigſten Mittel, in einer glückſeligen Alltäglichkeit des Denkens behaglich zu ruhen, ſich in demüthiger Geiſtesarmuth unter das Joch der thörichtſten Vorurtheile zu ſchmiegen, und nie eine nahe, dem Denker winkende Wahrheit zu ahnen, iſt dieſes: wenn man vor einer kühnen Folgerung, die ganz unmittelbar aus deutlichen Prämiſſen floß, zurückbebt wie vor einem Ungeheuer. Hinweg mit dieſer unmännlichen Furcht! Statt derſelben nachzugeben, unterſuche man nochmals ſorgfältig den zurückgelegten Weg, und prüfe

jeden Schritt mit unerbittlicher Strenge. Iſt alles ſicher, nirgends ein Sprung geſchehen, nirgends auf betrüglichen Triebſand gefußt worden: ſo trete man getroſt dem neuen Ungeheuer unter die Augen, man reiche ihm vertraulich die Hand, und in demſelben Augenblick wird alles Schreckliche an ihm verſchwinden. Die Kraft, womit ein Satz uns überzeugt, muß ſich völlig gleich bleiben, er werde jetzt zum erſten Mal behauptet, oder man höre deſſen zehntauſendſte Wiederkäuung. Denn wahr kann dem Selbſtdenker doch nur dasjenige ſein, wovon ſeine Vernunft, nicht die Vernunft aller anderen Menſchen, die Gründe faßt, erwägt, billigt und anerkennt.“*)

Noch immer bot die Reiſe um die Welt reichlichen Stoff, an dem ſich das gelehrte Handwerk üben konnte. Weil man in Schweden anfing, Pflanzen, die Forſter aus der Südſee mitgetheilt hatte, ohne nur ſeinen Namen zu nennen, zu veröffentlichen, ſo gab er ein Verzeichniß aller von ihm unterſuchten, bekannten und neuen Pflanzen heraus, mit kurzen Arterklärungen verſehen, als Vorläufer eines beabſichtigten großen Werks über das geſammte Pflanzengebiet der Südſeeinſeln. Eine zweite Abhandlung über die eßbaren Pflanzen jener Inſelwelt verſchaffte ihm in Halle die höchſten Ehren in der Arzneikunde, die er in Wilna unter Anleitung des ihm befreundeten Langmaier

*) IV. 290, 291.

auszuüben gedachte, wozu es aber bei einem gut gemeinten Anfang blieb. Den Schriften der Göttinger gelehrten Gesellschaft ließ er seine Beschreibung der Magellanischen Pflanzen einverleiben. Endlich sammelte er viele Lichtstrahlen aus seiner Reisebeschreibung zu einem vortrefflich ausgeführten Bilde von „Cook, dem Entdecker", aus welchem das Verdienst des unsterblichen Seemanns in ebenso klaren Zügen hervorleuchtet, wie der tiefere Sinn einer Entdeckungsreise und der Kern der dazu erforderlichen Maaßregeln, beide von Niemandem lebhafter und wahrer, als von Forster, erfaßt.

Man würde übrigens sehr irren, wenn man glauben wollte, daß er die Aufgabe des Lehrers irgendwie lässig betrieben hätte, weil er seine persönliche Befähigung dem freien mündlichen Vortrage nicht entsprechend fand. Wie die lateinischen Vorlesungen für seine männlichen Zuhörer, so brachte er französische Vorträge, die er für Damen über Pflanzenkunde hielt, Wort für Wort auf das Papier. Mit noch größerer Wärme verfolgte er den Plan zu einem Handbuch der Naturgeschichte, welches Campe in Salzdahlum, der Braunschweigische Rath, von ihm für Schulen zu haben wünschte. Forster glaubte diese Aufgabe am besten durch zwei Bücher zu lösen, deren eines für Schüler, das andere für Lehrer bestimmt wäre. Als erster Theil des Buchs sollte eine „Unterscheidungslehre" zur eigentlichen Naturbeschreibung an-

leiten. Im zweiten Theil wollte er die Geſchichte der einzelnen Arten abhandeln, mit Inbegriff von Lebenslauf und Lebensweiſe, Verwandlung, Trieben, Kräften und Nutzen. Der Zuſammenhang des Weltalls war für den dritten Theil beſtimmt, in welchem die Lehre von den Naturerſcheinungen, Naturkräften, Naturgeſetzen unter einen einheitlichen Geſichtspunkt gebracht werden mußte. Dem vierten Theil wurde die Lehre von den Endurſachen vorbehalten. Während dem Schüler dieſer Grundriß in die Hand zu geben wäre, ſollte dann der Lehrer reichlich mit Kupfern verſehen werden, die ſelbſt wiederum durch die lebendige Natur Unterſtützung und Ergänzung bekämen. Denn Geſteine ließen ſich z. B. gar nicht durch Abbildungen veranſchaulichen, während auch behufs der Naturlehre von Menſchen und Thieren Gerippe und eine Sammlung der wichtigſten Werkzeuge in Weingeiſt durchaus nicht entbehrt werden könnten. Wenn irgend Jemand in damaliger Zeit, ſo war Forſter der Mann, der Jugend wie dem Lehrerſtande mit ſolchem Werke vorzuleuchten. Sein Plan beweiſt, daß er Naturkenntniſſe nicht von Naturwiſſenſchaft zu trennen vermochte, daß er ſo wenig wie Richtſchnur und Hülfsmittel das höchſte Ergebniß, den Gedankenkern, vergaß. Leider iſt jener Plan nicht ausgeführt worden, und das Heft ſeiner pflanzenkundigen Vorleſungen für Damen ging verloren.

Wir beſitzen indeß von Forſter, unter der vielverheißenden Aufſchrift; „Ein Blick in das Ganze der Natur“, eine ebenſo viel erfüllende „Einleitung zu Anfangsgründen der Thiergeſchichte.“ In dieſer Arbeit finden ſich die Grundſätze, die in jeder Zeit und in jedem Zweige der Naturkunde den wiſſenſchaftlichen Forſcher vom Handlanger unterſcheiden. Forſter kannte nur Eine Naturwiſſenſchaft, die er gegliedert zu geſtalten ſtrebte, deren Zerſtückelung ihm ein Gräuel war. Denn die Natur ſelbſt war ihm eine Einheit, in welcher gerade der innere Zuſammenhang der einzelnen Erzeugniſſe die größte Mannigfaltigkeit der Körperwelt und ihrer Beziehungen ohne gegenſeitige Zerſtörung möglich macht.*) Die Natur beſtand ihm nicht ſowohl aus über einander liegenden Stufen, als aus Gliedern, die, überall mit einander verwachſen, Stoffe und Kräfte gegenſeitig austauſchen, ſo daß Ein ununterbrochener Strom von Bewegung, Umgeſtaltung und Leben in ihnen kreiſt. Darum eiferte er gegen die Fachgelehrſamkeit, die da alle Schwierigkeiten beſiegt zu haben glaubte, wenn ſie die Wiſſenſchaft in unzählige Unterabtheilungen ſpaltete und auf das Ganze Verzicht that, um ſich dem Theile zu widmen. Nach ſeiner Anſicht „entwich dadurch dem ſchönen Körper die ſchönere Seele, und jedes erſtarrte abgeſchnit-

*) VII. 383.

teue Glied wuchs durch innerliche Gährung zum Unholde von eigner Art. Jeder ſchätzte nur die Wiſſenſchaft, die er gewählt, und ſchien zu vergeſſen, daß ſie nur in Verbindung mit den anderen das Glück der Menſchheit befördert. So ergötzt ſich das Kind noch an den Trümmern ſeiner künſtlichen Spielſachen, die es muthwillig zerſchlug *)."

Forſter hatte ein für allemal das Gebiet der Geſchichte in den Bereich der Naturwiſſenſchaften gezogen, weil ihm der Zuſammenhang zwiſchen ſittlichen und natürlichen Bedingungen zu Einem beſeelten Ganzen verkörpert war. „Die Geſchichte der Erzeugniſſe des Erdbodens", heißt es in ſeiner Schrift über den Brodbaum, „iſt tief und innig in die Schickſale der Menſchen und in den ganzen Umfang ihrer Empfindungen, Gedanken und Handlungen verwebt. Das Reich der Natur grenzt mit dem Bezirk einer jeden Wiſſenſchaft, und es iſt unmöglich jenes zu überſehen, ohne zugleich in dieſe hinüber zu blicken. Auch ſind es nur dieſe Beziehungen der Dinge außer uns auf unſer eigenes Selbſt, die einer jeden Wiſſenſchaft ein allgemeines Intereſſe geben; ſo wie von einer anderen Seite die Gemeinnützigkeit wiſſenſchaftlicher Wahrheiten und ihr Einfluß auf das Glück der Menſchheit, lediglich von ihrer allgemeinen und voll-

*) IV. 308.

kommenen Ausbreitung abhängt. Wer dieſen einfachen Grundbegriffen widerſprechen wollte, den müßte man befragen, ob nicht bittrer Spott einen Künſtler treffen würde, der die lachendſte Landſchaft verſtümmelt hätte, um nichts als ſeines Herrn Gebiet auf ſeiner Leinwand abzuzirkeln? Oder ſollte es nur den Prieſtern der Natur verboten ſein, jede Ausſicht ſo treu und wahr verſinnlicht darzuſtellen, wie ſie verſchränkt mit nachbarlichen Gefilden vor ihren Augen ſchwebt?"

„Dein kühner Genius, unnachahmlicher Büffon! entſchwang ſich zuerſt den Feſſeln dieſes Vorurtheils. Er fand die Naturwiſſenſchaft wie ein bloßes Gerippe, das den Anbeter im Halbdunkel eines Götzentempels mit heiligem Grauſen erfüllt und ſchnell vorüberzueilen zwingt. Gefürchtet ſtand ſie da und nicht geliebt. Aber er umzog die Gebeine mit dem wallenden Umriß eines göttlich gebildeten Körpers. Da hauchte die Tochter Jupiter's, die einſt Pygmalion's Bild beſeelte, dem neuen Meiſterſtück das Leben ein, und alle Charitinnen beſchenkten es mit Anmuth, edler Einfalt, Würde und Macht über Menſchen und Götter*)."

Man ſieht, man lieſt es aus jeder Zeile ſeiner Schriften, die Naturwiſſenſchaft ſtand wie ein Kunſtwerk vor ihm, weil er ſie mit lebendiger Wahrheit, in der pulſi-

*) IV. 347, 348.

renden Unmittelbarkeit von Fleiſch und Blut, in der Einheit einer gegliederten Geſtalt erfaßte. Seine Abneigung gegen die ängſtlich abgegrenzten Hirngeſpinſte und fachmäßigen Eintheilungen der Gelehrten, welche „die Welt bloß im todten Buchſtaben, und nicht in dem Geiſte, den Kenntniſſen und der Empfindungsart eines jeden Beobachters ſtudiren“, erklärt ſich hiermit von ſelbſt. „Man begreift zwar den Reiz“, ſagt er, „womit ſich die Beſtimmtheit, der bündige Zuſammenhang und die täuſchenden Cauſalverbindungen einer Theorie dem denkenden Kopf empfehlen; allein man bedauert zugleich, daß dieſe zarten, faſt unſichtbaren Fäden der Arachne ſich von irgend einer mechaniſchen Fauſt zu Ankertauen drehen laſſen, nicht mehr das leichte Spiel der Gedanken, die mit Schmetterlingsflügeln ſie umgaukeln, ſondern unbehülfliche Laſten, woran Bootsknechte ſich müde ziehn*).“

Darin liegt eine der Zauberformeln, die Georg Forſter vor allen anderen zum Naturforſcher des Volkes weihen: ſeine Darſtellung der Natur iſt überall dichteriſch und wahr. Sie bleibt dies auch dann, wenn er die Geheimniſſe zu verſinnlichen ſucht, deren Schleier ſelbſt an den Stellen, wo der Drang der Thatſachen am ſtärkſten war, wohl verdünnt, aber nicht zerriſſen

*) IV. 274.

und noch viel weniger gehoben wurde. Wir wollen nicht müde werden, uns an der frischen Urquelle dieses Geistes zu laben und zu kräftigen. Die Schilderung des Nordens von Amerika führt ihn zur Besprechung der Pflanzenwelt und von dieser kommt er zu Betrachtungen über Schöpfungsgeschichte. Lesen wir, um immer wieder zu lesen:

„Amerika, auch sogar dessen nördliche Hälfte, ist in Absicht seines Pflanzenreichthums (von unserm Welttheil) gänzlich verschieden. Seine Wälder prangen mit Nadelhölzern, die mit den unsrigen nur eine entfernte Aehnlichkeit verrathen; unter den dortigen Laubbäumen haben viele bei uns nicht einmal eine verwandte Gattung; die Stauden, die Kräuter, die Blumen, die Farren und Moose sind dem Beobachter, der nur europäische Pflanzen gesehen hat, völlig fremd und unbekannt. Mit Recht erstaunt unser Geist, mit Recht versinkt er in stille Bewunderung bei diesem Anblick, der von einer uns unbegreiflichen, unser ganzes Fassungsvermögen weit übersteigenden Kraft und Wirksamkeit der Natur Zeugniß giebt, wodurch einst auf der Grundlage von harten, leblos zusammengehäuften mineralischen Substanzen das Heer der organischen Wesen, mit unendlicher Fortpflanzungskraft begabt, hervorging. Es ward, was bis dahin noch nicht gewesen war, und diese Kraft des Werdens erfüllte den Erdball; denn wohin wir uns wenden, in jedem engen Bezirk, erblicken

wir Pflanzen und Thiere, die nur für ihn geſchaffen, die nirgends außer ihm zu finden ſind, und oft ſogar an keinem anderen Orte leben können."

„Wie ein Sonnenſtäubchen entſtehe, begreifen wir nicht; wir faſſen es nicht, nach welchen Geſetzen die Elemente ſich zu Weltkugeln ballten; es bleibt uns unergründlich, wie Kalk und Thon und Eiſen, überall ſo reichlich geſpendet, aus der Verbindung ihrer Grundſtoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwiſchen zweien Welten, von denen eine uns verborgen iſt, ſo oft wir uns das erſte Werden der organiſchen Schöpfung verſinnlichen wollen. Nur dieſe einzige Vorſtellung bleibt uns übrig: wie einſt an 1000 Millionen Punkten zugleich eine ſolche Miſchung der Elemente entſtand, wodurch die Formation der Mineralien möglich und wirklich ward, ſo kam ein Zeitpunkt, wo jene anderen Kräfte, von denen die organiſche Bildung abhängt, überall in Wirkſamkeit geriethen. Die Oberfläche der Erde bedeckte ſich mit Gräſern, Kräutern und Bäumen, und auch im Pflanzenreiche wurden gewiſſe Formen — nach menſchlicher Weiſe zu reden — von der Natur leichter hervorgebracht; Tauſende von dieſen ſproßten in verſchiedenen Punkten des Erdreichs auf, für eine, die ihr Entſtehen einer bloß localen Modification verdankte. Vereinzelt konnten wenigſtens weder Thier- noch Pflanzenarten ſtehen; ſonſt wäre die

organiſche Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verſchwunden. Den Zeugungskräften, der Unerſchöpflichkeit, dem Reichthume der Natur iſt das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemeſſen: „„Die Erde laſſe aufgehen Gras und Kraut, das ſich beſame nach ſeiner Art;““ — und weiter: — „„es errege ſich das Waſſer mit webenden und lebendigen Thieren!““

„Wenn nun in den Wäldern von Canada, im Schatten jener einheimiſchen Bäume, die jedem anderen Erdboden fremd ſind, hin und wieder einige Pflänzchen aufſproſſen*), die auch im Norden von Europa angetroffen werden; was nöthigt uns, ſie von den Weſen ihrer Art in unſerem Welttheil abſtammen zu laſſen? Was hindert uns zu glauben, daß dieſelbe unbekannte Energie, wodurch gerade dieſe Formen bei uns ſich erzeugten, einſt auch jenſeits des atlantiſchen Meeres wirkſam geweſen ſei? Welch einen Vorzug haben die ſchwediſchen und deutſchen Heiden vor den canadiſchen, daß, wenn auf beiden einerlei Pflanzen ſich unter verſchiedenartigen eingemiſcht finden, wir die amerikaniſchen von europäiſchen Samen herleiten ſollten? Unſtreitig iſt es nicht ſchwerer ſich zu denken, wie in Canada ein Wintergrün**) zwiſchen

*) „Linnaea borealis, Pyrola rotundifolia, Arbutus uva ursi, Myrica gale.“

**) Pyrola.

den Wurzeln der Weymouthskiefer oder der Sproßtanne und durch dieselbe Kraft mit diesen, als wie es in Deutschland unter den gemeinen Kiefern und Weißtannen und durch dieselbe Kraft mit diesen, zuerst hervorgehen konnte. Wo die Natur es vermochte, den Erdboden mit Millionen Weymouthskiefern, Weißcedern, Sproßtannen zu schmücken, konnte es ihr ein Leichtes sein, zugleich andere Pflanzengestalten zu bilden, die, vermöge einer völligen Aehnlichkeit der Umstände, auch in unserem Welttheil entstanden. Die scholastische Grübelei, die in einem dunkeln Zeitalter aus Unkunde der im äußern Sinne gegebenen Welt, auf halbwahre einseitige Beobachtungen allgemeine Gesetze zu gründen sich erkühnte, hat mit dem Satze der Sparsamkeit in der Natur, dem man eine bloß relative Zulässigkeit wohl gönnen kann, die Verwirrung gestiftet, die wir hier bestreiten. Wie die Natur von einer Seite sparsam und einfach genannt werden darf, so ist sie auch in einer anderen Hinsicht verschwenderisch und von unendlicher Mannigfaltigkeit. Wer im Frühling einen Obstbaum mit Blüthen überschüttet sah, wovon unmöglich der zehnte Theil Frucht ansetzen kann, wird der noch an dem üppigen Ueberflusse zweifeln, den die Natur nicht zu achten scheint, um ihres Zweckes gewiß zu sein? Der Drang ist bewundernswerth, womit sich alles Elementarische bestrebt, Gestalten anzunehmen; auch scheint es fast, daß, wie die Urstoffe

der Natur zu höherem Leben gradirt ſind, dieſes Bedürfniß nur deſto dringender werde. Iſt dieſes aber jetzt der Fall, da alle Formen bereits gebunden ſind — mit welcher unaufhaltſamen Gewalt mußten ſie nicht dieſe Urſtoffe aus einem Chaos an ſich reißen, worin noch nichts organiſch Gebildetes vorhanden war, und worin ſie zum erſten Mal ihre Anziehungskräfte äußerten? Man möchte ſich den Augenblick als den erhabenſten in der Geſchichte unſeres Planeten denken, den Augenblick, da Form und Stoff ſich plötzlich auf dem ganzen Erdenrund ergriffen und Millionen organiſcher Weſen ſeine Tiefen und ſeine Berggipfel mit der Götterfreude des jungen Lebens und der Spontaneität, wie auf ein ausgeſprochenes Zauberwort, mit einem Mal erfüllten.“ *)

Forſter's Naturweisheit war von der Freude der Anſchauung erwärmt. Die Geſetze des Schaffens und Werdens wurden ihm gleich Erlebniſſe, und jede Wahrheit fand in ſeiner baukundigen Hand allſogleich ihre körperliche Geſtalt. Kaum war die Thatſache, daß die Pflanzen ihre Hauptnahrung aus der Kohlenſäure der Luft ſchöpfen, indem ſie dieſe im Licht zerſetzen und Sauerſtoff aushauchen, bekannt, als er ſie in eine Form zu kleiden wußte, welche ſie für immer Jedem zu eigen macht, deſſen Denken zugänglich iſt für künſtleriſche

*) IV. 154 — 156.

Formen. „Indeß das Thier", ſagt Forſter, „ſchon ausgebildete Körper verſchlingt, ſie zermalmt, aus ihrem zuſammengeſetzten Safte ſich ergänzt und ihre unreinen Ueberreſte von ſich ſtößt, ſaugen dieſe feinen Röhr- und Zellengebilde die einfachſten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt, wie ſonſt nur Dichter träumen durften, lacht unſerm Blick das ſanfte Grün der Wälder und Fluren; und ſeht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reifenden Früchte, glüht der ſiebenfache Lichtſtrahl, und ziert die Pflanzenſchöpfung mit ſeinem mannigfaltigen Farbenſpiel!"

Er hatte eine vollkommen klare Vorſtellung von jenem Kreislauf der Grundſtoffe, welcher der Thiere Leben von dem Wachsthum der Pflanzen und dieſes von jenem abhängig macht.*) Mit deutlichen Worten hat er die Grundwahrheit ausgeſprochen, die, wie das Herz in der Menſchenbruſt, den unbewußten Puls regiert, der alle Bewegung und alles Forſchen in der Welt belebt. „In einem Syſtem wo alles wechſelſeitig anzieht und angezogen wird, kann nichts verloren gehen", heißt es in ſeinem Blick in das Ganze der Natur; „die Menge des vorhandenen Stoffs bleibt immer dieſelbe." „Doch iſt hienieden keine Geſtalt, ſo wenig als der Menſch ſelbſt,

*) IV. 323.

beſtändig. Unſterblichkeit gab die Natur keinem zuſammengeſetzten, zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem ſie beſtehen, iſt in beſtändiger Bewegung." „In der ganzen Anlage dieſer Welt iſt alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit, nicht auf Dauer und Unzerſtörbarkeit eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Waſſer, überall giebt es lebendige Keime, welche ſich die ſichtbare Materie aneignen, ſie in ihr eigenes Weſen verkehren, ſich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen, und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erſcheint immerfort unter einer anderen Geſtalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in ſeine eigene Subſtanz verwandelte, ſtirbt hin, wird aufgelöſt, und ſein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingeſogen; eben dieſelben Grundſtoffe ſind mineraliſch im Steine, vegetabiliſch in der Pflanze, animaliſch im Thiere. Die Anzahl dieſer plaſtiſchen Kräfte iſt der Menge des Grundſtoffes angemeſſen; veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieſelbe." „Unaufhörlich vererben die Grundkräfte ihre Wirkſamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geſchlecht überall erſetzen, und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Wie groß und prächtig iſt nicht das Schauſpiel dieſes immerwährenden Cirkels!" „Die Erde muß ſich mit neuen Kräften ſchmücken, die veralternden, entkräfteten Körper müſſen

vollends verſchwinden, und Ueberfluß und Schönheit herrſchen wieder wie zuvor.“ *)

Die Lebenswärme ſeiner Anſchauung ergab die ſchöne Geſtalt, die Vielſeitigkeit ſeiner Naturkenntniß führte zu dem tiefſten Verſtändniß allgemeiner Geſetze, wie die Blüthe zur Frucht. Das eben iſt der Grund, warum man Forſter immer leſen kann, weil er uns jederzeit über die Schranken einer augenblicklichen Beſchäftigung auf einen weithin blickenden Standpunkt in der allumfaſſenden Natur zu heben weiß. Bald meldet er, daß die Zahl der Thiergattungen auf dem Lande, wie im Meere, die Zahl der Pflanzengattungen übertrifft. Bald lehrt er uns, daß mit der Höhe der Entwickelung die Anzahl der verſchiedenen Arten in einer Gattung abnehmen. Ein ander' Mal weiſt er darauf hin, daß „es bei den kleinen Thieren mehr unter einander nahe verwandte Gattungen giebt. Der Abſtand, der die großen Thiere von einander trennt, iſt weit größer. Wie viele Mannigfaltigkeiten und verwandte Gattungen haben nicht das Eichhorn, die Ratze und die anderen kleinen Thiere zur Begleitung, als Gefolge oder Vortrab; indeß der Elephant allein, und ohne ſeines Gleichen, an der Spitze von allen einhertritt.“

---

*) IV. 314, 317, 318.

Seine Erklärung von dem Begriff der Gattung ist gleichsam für das Volk geschrieben, in eisenfester Sprache, jedes Wort mit Nothwendigkeit eingefügt, und doch so klar ausgeführt, daß sie jedem andächtigen Leser für immer einleuchtet. „Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, ist in dem Weltalle gleichsam für nichts zu rechnen", heißt es. „Hundert solche einzelne Geschöpfe, ja tausend, sind noch nichts. Die Gattungen selbst sind die einzigen Wesen der Natur: immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte. Um sie richtiger zu beurtheilen, müssen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge, sondern als ein Ganzes, unabhängig von Zahl und Zeit, immer lebend, nimmer dasselbe, betrachten: ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für eins gezählt worden ist, und also auch in der Natur nicht für mehr gelten kann." „Die Zeit selbst hat nur ein Verhältniß zu den einzelnen Geschöpfen, das ist, zu solchen Wesen, deren Dasein vorübergehend ist. Das Dasein der Gattungen aber währt ununterbrochen fort; folglich macht dies ihre Dauer und ihre Verschiedenheit, ihre Anzahl aus."*) Die Handlanger der Philosophie werden meinen, das sei zu einfach klar, als daß es wahr sein könnte.

*) IV. 319.

Es verleiht den Forſter'ſchen Schriften einen eigenen Reiz, daß er ſich niemals zum Botſchafter der Wahrheit aufwirft. Alle ſeine Sätze ſind ruhige Ausſprüche, die ſich als reife Früchte von den immer neuen Zweigen ſeiner Entwickelung ablöſen. Ruhig und reif, das iſt das eigentlichſte Merkmal ſeiner Weisheit. Der Schatz, den wir von ihm beſitzen, iſt reich und ſchwer an Zinſen, weil ſeine Entwickelungsgeſchichte vorliegt vom kindlichſten Glauben bis zur bewußteſten Freiheit. Seine Briefe reichen zurück bis in die Zeit einer befangenen Schwärmerei, die lebendig auf- und abwogt in den aus Kaſſel an Lichtenberg und Jacobi gerichteten Erörterungen und Bekenntniſſen. Während er in Wilna weilt, ſind Sömmerring und in dem erſten Jahre ſeine Braut die Menſchen, die alle Befähigung in ſich tragen, um ſeine Gedanken mitbefruchtend zu empfangen.

Raſch war der Flug, mit dem er ſich zu einer freien Weltanſchauung erhob, ſo daß ihm ſelbſt zu Muthe war, als fielen ihm die Schuppen von den Augen. Wir brauchen nur zuſammenzuſtellen, was er über die Quellen der Erkenntniß und über das Verhältniß des Stoffs zum Geiſte niederſchrieb, um dies ohne alle Erläuterung zu beweiſen.

„Nur wirkliche Sinnesempfindung iſt Wahrheit, und was unmittelbar aus Empfindung fließt.“ *) „Wahrheit iſt das Verhältniß der Dinge unter einander und zu uns.“ **) „Wir können ja, vermöge unſerer Natur, keine anderen Begriffe von irgend einem Dinge (Weſen, Körper oder Materie) haben, als die Veränderungen, die es in uns hervorbringt.“ ***) „Der Urſprung aller unſerer Begriffe iſt ſinnlich.“ ****) „Mag die Welt glauben, was ſie will, wenn ich nur wiſſen darf, was ich will und nichts glauben darf; von nun an heißt bei mir nach dem treuherzigen engliſchen Sprichwort: seeing is believing.“ †) „Denn am Ende, mehr hat man doch nicht, als was einem durch dieſe zwei kleinen Oeffnungen der Pupille fällt und die Schwingungen des Gehirns erregt! Anders als ſo nehmen wir die Welt und ihr Weſen nicht in uns auf.“ ††)

Daß dieſe Anſchauung nicht urplötzlich in ſeinem Gehirn entſprang, beweiſen die Zeilen, die er ſchon aus Kaſſel an Jacobi ſchrieb: „Freund! demonſtriren und empfinden ſind zweierlei, und eine Empfindung iſt, trotz allem, was die Charitin Amalia †††) dawider ſagen mag, zehntauſend Demonſtrationen werth. Was würde aus

---

*) VII. 328. — **) V. 68. — ***) VII. 361. — ****) An Sömmerring bei Wagner, 165.

†) Ebendaſelbſt 200. — ††) VIII. 102. — †††) Die Fürſtin Gallizin.

allen Zahlen werden, wenn nicht Dinge existirten, die ihnen Realität geben?"*) Und noch früher; „Philosophen und kein Ende! Mich dünkt, die Herren schwächen ihr Empfindungsvermögen, indem sie ihre Vorstellungskraft unnatürlich erhöhen wollen. So gerathen sie unvermerkt in lauter Spitzfindigkeiten und dreschen ewig Stroh. Sie lernen immerdar und können nimmer zu Erkenntniß der Wahrheit kommen, sagt der göttliche Paulus," — den er an einer anderen Stelle „den ächten und wahrhaften Jacobiner des Christenthums" nennt.**) — „Sie verkaufen uns Ideen für Gegenstände. Sie können auch keinen Gedanken weniger dulden, als den des Passivverhaltens. Noch ehe sie einmal einen Eindruck ganz weg haben, erhebt sich schon in ihnen die Frage, wem ist er gleich?"***)

So kam er folgerecht dazu, die Metaphysik für bloßes Wähnen zu halten. „Im Cirkel menschlicher Begriffe lag es freilich," schreibt er an Sömmerring,†) „daß unsere Gattung sich einmal mit speculativen Ideen herumtummeln mußte, und zur Entwicklung der Denkkraft hat es freilich genug beigetragen, mithin zur Vervollkommnung des Menschen, insofern jede Uebung des Geistes

*) VII. 181.
**) VI. 134.
***) VII. 157.
†) Bei Wagner, S. 262.

dahin abzweckt. Aber gut ist es doch, daß wir nun endlich diesen Wust in's Reine haben, wissen, man komme immer mehr auf diesem Wege weiter, werfen die jämmerliche Metaphysik auf ewig unter die Bank, und halten uns an das für uns Reelle sinnliche."

„Ich verstehe nichts von Dingen, die über die Materie hinaus sind." „Ja, die Kraft, die den Körper belebte, dauert fort, ist unzerstörbar. Sehr gut. Jedes Atom des Körpers dauert aber auch fort, ist auch unzerstörbar. Kann man beweisen, daß die Kraft, vom Organ gesondert, Besinnung, Gedächtniß, Bewußtsein, Gefühl, Vernunft habe? Nein."*)

Kurzum, Geist und Materie sind ihm Ein Ding.**) Er spricht nicht von „Operationen in seinem Gehirn", sondern „seines Gehirns." ***) „Denn alles Moralische hat bei uns wohl irgendwo seinen sicheren Grund im Physischen". †)

Forster hat für sich die höchste Stufe einer klaren Ueberzeugung erstiegen. Aber mild und frei, wie er war, ist er nie dazu gekommen, seine Anschauung zu einem herrschsüchtigen Losungswort zu machen. Er war ja ohnedies im Besitz des beglückenden Vorrechts, das der

*) Bei Rudolph Wagner, 178, 179.
**) VII. 361.
***) VIII. 61.
†) VII. 324.

Freiere genießt und deſſen er ſich durch die aufrichtigſte Duldſamkeit, durch die geduldigſte Hochachtung vor jeder ehrlichen Ueberzeugung würdig machen muß: er konnte die weniger freie Auffaſſung verſtehen, während der Gläubige ihn nicht verſteht. Forſter kommt daher oft und nachdrücklich auf eine ruhige Nebeneinanderſtellung der beiden ſich bekämpfenden Anſichten, deren Vor- und Nachtheile er mit einander verglich.

„Unter allem, was die Vernunft gebären konnte", ſchrieb er in ſpäteren Jahren an Jacobi, „mußte auch der Atheismus möglich ſein; er iſt wenigſtens ebenſo conſequent als der Spinozismus, der Deismus und der bloß vernünftige Theismus. Eine Vernunft, welche ſich feſt an ſinnliche Erſcheinung hält, und nach der Einſchränkung ihres Weſens, oder nach ihrer Natur, die Succeſſion vom Daſein nicht trennen kann, iſt in ihrer Art berechtigt, grenzenloſe Ausdehnung für Unendlichkeit, und Folge der Momente ohne Anfang und Ende für Ewigkeit anzunehmen. Es giebt ſchlechterdings nichts, was ſie zwingen kann, aus dieſen Schranken herauszutreten, wenn ſie ſich einmal darin feſtgeſetzt hat, und wenn das Gefühl der eigenen Schwäche nicht ein Bedürfniß des Glaubens erzeugt. Kann der Materialiſt ſich über die Schwierigkeit wegſetzen, auf einem Stäubchen im Weltall, zum lebendigen Spiegel dieſes Alls organiſirt zu ſein, ohne Aufſchluß über ſeine Harmonie zu ver-

langen, so würde er inconsequent sein, diesen Aufschluß sich auch nur als möglich zu denken, und so bleiben die Grenzen der Sinnlichkeit für ihn auch die Grenzen alles Daseins. Kann der Idealist stolz genug sein, um consequent zu bleiben, so muß die transscendente Unwissenheit seines Egoismus für die Idee einer Gottheit ebenfalls unzugänglich bleiben." *)

„In der That", schreibt er an einer anderen Stelle, „wenn man bedenkt, daß Raum und Zeit nur zu unserer bedingten Existenz gehören, und an sich nichts sind, so kommt man auf einen Punkt, wo die Streitigkeiten über die Unsterblichkeit der Seele auf ein bloßes Wortspiel hinauslaufen. Die Folge (Reihe) ist nur Schein, scheint nur etwas Reelles für den, der in der Einschränkung begriffen ist; diese hinweggenommen, und es bleibt vollkommen Freiheit, Unbeschränktheit, vollkommneres Dasein und Gemeinschaft, ohne die Möglichkeit eines Begriffes von Zeit und Raum, d. i. also ohne die Möglichkeit eines Begriffs (nach menschlicher Art) überhaupt. Hier versinkt alles, Ursach' und Wirkung, Folge und Ausdehnung, Personalität und Denken, in einen Abgrund des unendlichen Daseins. Fühlen wir dies, so sind es Worte ohne Begriff, aber das ist es auch Alles, was wir von jenen Dingen, die außer unserer Vor-

*) VIII. 49, 50.

ſtellungsart liegen, je erlangen können; Schatten ſtatt des Weſens. Drum wollen wir nicht aufhören zu ſchreien: Freiheit, Freiheit, grenzenloſe Freiheit in Allem, was über das in empiriſcher Anſchauung des Objectiven Gegebene hinausgeht. Jeder wähle ſich ſeinen Weg, ohne daß es auf ſeine politiſchen Verhältniſſe Einfluß habe. Jeder glaube ſo wenig oder ſo viel als er kann, Jeder ſage frei und ohne Furcht was er glaubt, Keiner erfreue ſich bloß der Duldung, ſondern Jeder des anerkannten Rechts zu denken, wie und was ſein ganzes Weſen mit ſich bringt; nur der ſei ausgeſchloſſen von unſerm Bunde, der auf dem allein ſeligmachenden Wege zu gehen und das Compelle intrare zu mißbrauchen ſich unterſteht, denn er iſt der Feind Aller, und deswegen ſei Jedermanns Hand wider ihn.“*)

Nach dieſer Vorbereitung mögen denn auch Forſter's eigene Worte darlegen, wie er ſich bei ſeiner wiſſenſchaftlichen Entwickelung zu Glaubensſätzen verhielt. Ueberraſchendes kann uns nach dem Obigen nichts mehr begegnen.

„Meines Bedünkens“, ſagt Forſter, „hat mein Freund, der Düſſeldorfer Jacobi, mit ſeiner Rückkehr unter die Fahnen des Glaubens eine klägliche Rolle geſpielt, indem kein Menſch den Schluß einzuſehen vermag, der ihn zu dieſer Rückkehr geleitet hat. Seine Nothwendigkeit eines

*) VIII. 65.

theologiſchen Glaubens, weil ein phyſiſcher Glaube nothwendig iſt, ſcheint ein ſehr ſchwacher, ſophiſtiſcher Grund; denn ein anderes iſt doch, an dasjenige glauben, was alle Erſcheinungen, zu allen Zeiten, für alle Menſchenorgane gleich darſtellen, und dagegen das, was keines Menſchen Organ ſich je darſtellen kann, und folglich nie einem Menſchen Beweis oder Empfindung ſeines Daſeins giebt. Aber freilich berufen ſich Schwärmer auch auf Empfindung, die kein geſunder Menſch je hatte. — Ich könnte indeſſen gar gern dem guten Jacobi ſein Raiſonnement, ſo wie ſein Kopfunter, welches eigentlich ein metaphyſiſcher Purzelbaum iſt, ungeahndet hingehen laſſen, wenn er nur nicht eine verhaßte Gewiſſens- und Moralitätsſache daraus gemacht, und mit ſo viel paſtoriſcher Declamation und ſo viel Salbung behauptet hätte, man müſſe ein Schurke ſein, wenn man nicht, wie er, die Augen zudrückte, und dann überlaut ſchriee, man ſehe ein helles Licht!" *)

An Sömmerring ſchrieb er im December 1785: „Ich bin Dir jetzt ſo ruhig, ſo zufrieden, ſo vergnügt, ohne Gott und ohne Gebet, als ich es ehedem mit aller Kraft und Aengſtlichkeit des Glaubens nie ſein konnte. Wenn es ein Weſen giebt, das als Schöpfer alle Weſen in ſich faßt, ſo bin ich überzeugt, daß das Glück ſeiner Geſchöpfe

*) VII. 361.

ihm angenehmer ist, als ihr unaufhörliches Betteln, und daß man rechtschaffen, gut und edel sein und handeln könne, ohne aus Möglichkeiten und höchstens Wahrscheinlichkeiten sich Gesetze zu machen, viel weniger aber Absurditäten und Lügen zu glauben, und ihnen den gesunden schlichten Menschenverstand zu opfern. Dies ist freilich ein Punkt der Deutlichkeit und Unbefangenheit im Denken, wohin nur wenige kommen; allein weil er für wenige ist, und weil, wenn ich mich sein bewußt bin, ich mich zu den Wenigen zählen muß, — sehe ich nicht ab, daß ich mich darum weniger überzeugt halte, und in meine Vernunft Mißtrauen setzen solle." *)

Man sieht, daß Forster's Ansichten aus einem Gusse waren, wie das von jedem ganzen Menschen, der rücksichtslos die Wahrheit sucht, nicht anders zu erwarten ist. Wenn er sich trotz dem bisher Mitgetheilten darüber wundert, daß Meiners ihn zu den Atheisten zählte, so können wir bloß daraus schließen, daß in diesen Dingen eine friedfertige Unbefangenheit zu seiner Zeit noch ziemlich verbreitet war. „Meiners sagte mir geradezu", heißt es in einem Brief an Sömmerring, „wer von Gott nicht glaube, er habe Vernunft, handle nach Absicht und mit Bewußtsein (offenbar lauter anthropomorphistische Vorstellung!), der sei ein Atheist!" **)

---

*) Bei Wagner, 186. — **) Ebendaselbst, 262.

Sehr nachdrücklich muß hier hervorgehoben werden, daß Forſter noch in Wilna den Glauben an perſönliche Unſterblichkeit feſthielt, und daß ſelbſt in ſeinen reifſten Schriften, wie in ſeinen jüngſten Briefen, ſehr häufig vom Schöpfer, von der Vorſehung die Rede iſt. Allein im Jahre 1789, nachdem er Wilna verlaſſen hatte, ſchrieb er an Jacobi: „Die Perſonalität, offenbar das Reſultat der Einſchränkung, oder eigentlich dieſe Einſchränkung ſelbſt, iſt das Ungöttliche an uns; und eben daß wir mit oder durch Perſonalität genießen, halte ich für eine Unvollkommenheit mehr. Das Ergötzen an unſerer Individualität iſt mir eine Art geiſtiger Onanie, wenn ſie gleich von unſerer Exiſtenz unzertrennlich und oft ihre einzige Reſſource bleibt"*). Und wer Forſter wegen der genannten Redewendungen in ſeiner ſpäteren Entwicklung vorſehungsgläubig nennt, der muß den Naturforſchern, die, wenn von gemüthlicher Erregung die Rede iſt, ihr Herz als Werkzeug der Empfindung bezeichnen, die Anſicht zuſchreiben, daß die bewußte Empfindung im Herzen und nicht im Hirn zu Stande komme. Forſter ſagte: Gott, wie wir vom Himmel ſprechen, wenn wir Wolken und Sterne ſehen. Wer den Buchſtaben ſucht, um vor dem Geiſt zu fliehen, der ſehe auch, wie Forſter ſchreibt: „Wenn ich nicht ganz

*) VIII. 64.

von Gott verlaſſen bin, das iſt, wenn mir meine eigenen Geiſteskräfte nicht fehlen"*), und wie er an anderen Stellen die Vorſehung dem Schickſal**), das heißt der Nothwendigkeit, gleich ſetzt.

Forſter war ehrlich. Er hat es deshalb nicht verläugnet, daß ihm das Chriſtenthum als Lehre von den höchſten Dingen, — die nicht mit der Quelle ſittlicher Vorſchriften verwechſelt werden darf, — nur geſchichtliche Bedeutung hatte. Nicht nur die Schöpfungsgeſchichte des alten Teſtaments hat er als Mythologie bezeichnet***), auch von der Mythologie des Chriſtenthums†) iſt mehrfach die Rede. „Ein ſogenanntes vernünftiges Chriſtenthum" war ihm „eine contradictio in adjectum"††). An Lichtenberg ſchrieb er einmal aus Wilna: „Wie klein kommen einem da die Menſchen vor, die auf ihrem atome de boue, wie Voltaire es nannte, ſich einbilden, der allmächtige Gott ſei ein Jude geworden"†††). Ueberhaupt ſind die Briefe, die an Lichtenberg gerichtet wurden, gleich denen an Sömmerring, diejenigen, die man vorzugsweiſe zu Rathe ziehen muß, um die Entfaltung ſeiner Freiheit kennen zu lernen. Im

*) Bei Rudolph Wagner, 192.
**) VI. 227.
***) IV. 304, vgl. IV. 169.
†) III. 291.
††) Bei Rudolph Wagner, 255.
†††) VII. 362.

Jahre 1792 gestand er Lichtenberg, daß „seine Vernunft noch nicht gesund — oder krank — genug sei, um jene Fortdauer, welcher die jetzige Existenz mit ihrer Erfahrung zu statten kommen könnte, für wahrscheinlich oder nur möglich zu halten" *).

Der ruhige und stetig fortschreitende Entwicklungsgang, den seine Ueberzeugung nahm, erklärt sich einfach daraus, daß er die richtige Einsicht hatte in die Entstehung des Glaubens und der Gottesverehrung. Er wußte, „daß die Anerkennung des objectiven Daseins, welche im Bewußtsein mitgegeben wird, in Anbetung übergeht, sobald der rohe Mensch sich gegen das unaufhaltsam Wirkende nicht nur leidend verhalten, sondern auch sich dadurch eingeschränkt und überwältigt fühlen muß. — Die Tahitier glauben, die Gottheit sei im Wirbelwind, und komme mit Getöse" *). „Der Mensch hatte für alles nur eine Ursache des unbekannten Vermögens", sagt er an einer anderen Stelle, „und dieses nannte er Gott. Ein Gott donnerte ihm in den Wolken, fuhr auf dem Wirbelwinde, blendete ihn im Sonnenlicht, versenkte ihn in Meereswogen; im Löwen wüthete, in der Eiche grünte, in der Blume duftete ihm ein Gott. Allmälig aber reinigte sich der Begriff der

*) VIII. 184.

**) IV. 240

Gottheit von seinen Schlacken, und man scheuete sich vor der grellen Behauptung: das Gute sei Ursache des Bösen"*). „Die Religion führt über das Irdische hinaus. Zu dem Gedanken an Gott gesellt sich die frohe Hoffnung eines Daseins nach dem Tode. So wie jener vom reinen Dienste des höchsten Wesens zum Polytheismus ausarten oder umgekehrt vom rohesten Gefühl zum abstractesten Begriff aufsteigen konnte, so ward diese oft eine Quelle der seltsamsten Einfälle oder der wichtigsten Erscheinungen"**). Wer sagt sich nicht, daß Forster unserem Ludwig Feuerbach vorgedacht hat, und wer freut sich nicht der Uebereinstimmung zwischen jenem klaren Vertreter der Menschenkunde und diesem größten Denker Deutschlands, der die Weltweisheit zuerst in ihrem ganzen Umfang auf menschliche Grundlagen zurückgeführt?

Für Forster, wie für Feuerbach, bildeten die verschiedenen Formen der Gottesverehrung einen lehrreichen Zweig der Menschenkunde. Wie sollte er nicht mit milder Liebe forschen und alles, was er fand, mit anerkennender Duldsamkeit für berechtigt halten?

Hier muß ein Wort seine Stelle finden, das zugleich als der liebenswürdigste und kräftigste Ausdruck der Duldsamkeit für alle Zeiten gelten kann. Kurz nachdem

---

*) VI. 177.

**) IV. 241.

Forſter nach Wilna gekommen war, ſchreibt er an Jacobi: „Wie wünſchte ich, mein Beſter, nun einmal mit meiner reiferen Ueberlegung und Erfahrung vor Ihren Richterſtuhl treten und erfahren zu dürfen — nicht welcher Ring der echte, oder ob ein echter überhaupt vorhanden iſt, — ſondern ob es nicht Finger geben kann, auf welche der Ring, welcher es auch ſei, nicht paßt, und ob der Finger darum nicht auch ein guter brauchbarer Finger ſein könne“*).

Nicht andere Meinungen, nur Unduldſamkeit brachte ihn in den Harniſch. Darum empörte ihn das Treiben der „kölniſchen Kleriſei“, die bewirken wollte, daß dem Profeſſor der Philoſophie in Bonn das Feder'ſche Handbuch verboten würde“**). Und andererſeits vertheidigte er den Hofgerichtsrath Bender zu Eltville im Rheingau, der in frommer Abſicht bemüht war, die Kinder der katholiſchen Wittwe eines Proteſtanten für den katholiſchen Glauben zu gewinnen***). „Denn ſeiner Meinung die Beiſtimmung Anderer verſchaffen“, ſagt er, „iſt im Erkenntnißtriebe gegründet, und an ſich tadelfrei. Nach der gewöhnlichen Auslegung der katholiſchen Glaubenslehre kann der Bekehrungseifer ſogar eine Pflicht ſcheinen.“

*) VII. 290.

**) III. 35.

***) V. 191.

Forſter verlangte, daß die Nichtanerkennung der Wahrheit keinem Menſchen Schande bringen ſollte, ſondern nur die Nichtbefolgung der anerkannten Wahrheit. „Wer ſich nicht belehren ließe, daß die drei Winkel eines Dreiecks zwei rechten Winkeln gleich ſind, dem würde man zwar mit Recht die Fähigkeit zur Mathematik abſprechen; aber ehrlos wäre er darum nicht. Sind nun Begriffe von Ehre und Schande nicht einmal mit der Anerkennung oder Nichtanerkennung mathematiſcher Axiomen verbunden: wie wäre es billig, ſie an ſpeculative Sätze oder gar an Glaubensſachen, deren Evidenz ſchlechterdings nur ſubjectiv iſt, zu knüpfen?*)

Den gerechten Grundſätzen der Duldſamkeit widerſprach es nicht, es war vielmehr eine nothwendige Folge derſelben, daß er die Gebiete des Glaubens und des Wiſſens ſtrenge aus einander halten wollte. „Die Philoſophie", meint er, „muß ſich ſchlechterdings nur auf das Begreifliche, auf das Erweisliche einſchränken; dahingegen die Theologie unbegreifliche Myſterien lehrt, welche nicht demonſtrirt, ſondern geglaubt werden müſſen, vermittelſt eines Glaubens, der die unbedingte Gabe der Gottheit iſt. Soll man nun doch das Unbegreifliche demonſtriren, das heißt begreiflich machen? Einen platteren Widerſpruch giebt es nicht."**) Er wollte „durch keine

*) V. 211. — **) III. 36.

Vernunft das Uebernatürliche gerichtet wiſſen", und hielt es „folglich für ein überflüſſiges und widerſinniges Beginnen, Dinge bei ihr rechtfertigen zu wollen, welche nur durch die Gabe des Glaubens erkannt werden können."*) Wie viele Leiden, wie viel Haß und Verfolgung würden aus der Welt verſchwinden, wenn man durch nie ermüdende Wiederholung ſolcher Worte es dahin bringen könnte, daß diejenigen, die das Bedürfniß des Glaubens haben, und die vom Wiſſensdrang Erfüllten über den Einen Punkt nur ſich verſtändigten, daß ihre Wege ſich durchaus trennen und ein Zuſammenſtoß daher nicht ſtatthaft iſt.

„Wann wird es doch einmal dahin kommen", ruft Forſter aus, „daß Menſchen einſehen lernen, die Quelle der edelſten, erhabenſten Handlungen, deren wir fähig ſein können, habe nichts mit den Begriffen zu thun, die wir uns vom lieben Herrgott und von dem Leben nach dem Tode, und von dem Geiſterreiche machen?"**)

Nicht ſowohl weil dieſe Duldſamkeit als ein beſonderes Verdienſt in Anſchlag zu bringen wäre, — denn ſie koſtet dem Weiſen kein Opfer, — als um zu zeigen, wie Sanftmuth und Liebe ſich mit dem Wiſſen nicht minder gut vertragen als mit dem Glauben, wurde Forſter über

---

*) III. 163.

**) VII. 361, 362.

dieſe Frage, die ſo viel Menſchenglück beherrſcht, ſelbſtredend eingeführt. —

Jetzt, wo der Mann in der Kraftfülle ſeiner Geiſtesreife vor uns ſteht, braucht kaum darauf hingewieſen zu werden, daß er das Geſetz der Nothwendigkeit in der Natur erkannte. War er gleich in ſeiner Jugend gar arg in Zweckmäßigkeitsvorſtellungen befangen, in ſeinen reiferen Leiſtungen kann er durch Wort und That als Muſter gelten für die Ergebniſſe erzwingende Forſchung nach nothwendigen Urſachen. Er hat es nachdrücklich verlangt, daß der „alte Sauerteig jener Zweckmäßigkeitsträume vertrieben werden müſſe", wenn wir nicht fort und fort ſcheitern ſollen an der Neigung des Menſchen, „überall Abſichten anzunehmen, wo er Beziehungen bemerkt."*)

So wie er auf dem Gebiet der Anſichten und Meinungen die Ueberzeugung hegte, daß der Glaube vom Willen des Menſchen unabhängig iſt,**) ſo war er auch auf dem ſittlichen Gebiet des Handelns darüber klar, daß „alles von unſerer Organiſation abhängt."***) „Die Empfindungen, auf die wir uns gütlich thun, ſind oft oder immer Folgen einer körperlichen Stimmung",†)

*) V. 63, 373.
**) V. 198.
***) VII. 311.
†) VII. 231.

ſagt er. „Alles an uns Menſchen iſt erzwungen, iſt nothwendige Folge der Einrichtung, die nicht von uns abhing; der Freie iſt alſo nicht derjenige, der von allem Zwang befreit iſt, denn das iſt kein Geſchöpf, ſondern der dem wenigſten Zwang, dem natürlichſten (wenn ich ſo ſagen darf), allein gehorcht.“*) „So irrig iſt es, die Selbſtbeſtimmung für eine menſchliche Vollkommenheit zu halten! Die Weiſeſten merken höchſtens nur, wie das Schickſal ſie leitet, und ſind es zufrieden.“**)

„Organiſation, Erziehung, Localumſtände (um nicht Klima zu ſagen), wie viel thun die nicht zur Denkungsart und Vorſtellungsart, zur Wirkſamkeit, links, rechts, gerade aus, aufwärts oder abwärts? Gott! und da geht's dann mit der ganzen vielrädrigen Maſchine der Welt gerade ſo und nicht anders, als es getrieben wird. Da hat man gerade ſo viel Gefühl und ſo viel Verſtandeskräfte; bald ſchlägt jene Waagſchale, bald dieſe an den Balken; der arme Menſch thut, was er thun mußte, und will, was er vermöge jenes urſprünglich feſtgeſetzten Verhältniſſes zwiſchen ſeiner Einſicht und ſeinen Trieben wollen mußte, nicht, was das Beſte an ſich iſt, nicht, was zu ſeinem Frieden dient; ja er denkt nicht anders, als wie er, vermöge ſeiner Verbindung mit dem Ganzen denken lernte.“†)

---

*) VII. 242.

**) VII. 229.

†) VII. 196.

„Es hing nicht von mir ab, das zu werden, was ich wollte, mir die Verhältniſſe zu wählen, unter denen ich in der Welt erſchien. Ich ward geboren, erzogen, meiner Denkungsart ward eine Falte geſchlagen, eine Richtung gegeben, ganz unvermerkt, ganz ohne mein Zuthun, und ſiehe! nun dachte ich ſo und nicht anders. Ich mußte endlich in die Welt unter Umſtänden, die wiederum aus meiner nicht erwählten Lage floſſen, ich konnte und ſollte dieſe Verhältniſſe nicht durchbrechen, und beugte alſo meinen Nacken dem Schickſal.“*)

Und dies ſind nicht etwa Ausſprüche, die aus vereinzelten, vergleichsweiſe zu reden, zufälligen Stimmungen hervorgingen. Forſter hat in dieſer Ueberzeugung gelebt, er hat ſie mit all' ihren nothwendigen Folgerungen durchgedacht und durchempfunden.

„Wie das Unendliche an's Endliche“, ſagt er, „ſo iſt, über alle Grenzen menſchlicher Begriffe hinaus, Freiheit an Nothwendigkeit geknüpft, und hiermit zwiſchen dem innigen Bewußtſein des kühnſten Denkers, daß ſeinen Handlungen Gedanken vorhergehen, und der ehernen Wahrheit, daß keine Idee aus nichts entſtehen kann, ein ewiger Kampf erregt“,**) der aber in einem Hirn wie Forſter's ausgefochten iſt.

---

*) VII. 198.

**) V. 62.

Eben deshalb wollte er von Zurechnung nichts wissen. Er hielt es für offenbar, „daß eine verdienstliche Zurechnung nirgends stattfinden kann, die Tugend mag das stille Resultat einer glücklichen Harmonie der Kräfte, oder das gewaltsam erkämpfte eines mächtig wollenden Verstandes sein. Die Eitelkeit, die noch mit dem Bewußtsein eines Verdienstes befriedigt sein wollte, schmälerte den Werth der Tugend, die heroisch oder liebenswürdig, oder unter jeder Gestalt, welche sie nach der persönlichen Verschiedenheit jedes Menschen und seiner Verhältnisse annehmen mag, stets ihr eigener und alleiniger Lohn bleiben muß. Wer eine solche Zurechnung dem Philosophen beimessen kann, möchte wohl an den ächten nicht gerathen sein. Selbstkenntniß und richtige Selbstbeurtheilung, ohne welche man diesen Namen nicht mit Recht tragen darf, sind Bedingnisse, wobei sowohl pharisäischer Stolz als falsche Demuth wegfallen müssen. Wohl dem, der ohne sich mit Anderen zu vergleichen, den Genuß hinnehmen kann, den die Natur mit der Selbstgemäßheit unzertrennlich verbunden hat!" *).

Aus dem Inneren der Menschennatur, aus dem nothwendigen Bau unserer Sinne und der unveräußerlichen Beschaffenheit unserer Empfindung hat er die Begriffe von Gut und Böse hergeleitet, die von Zurechnung und

*) VI. 294.

Glauben ein für allemal unabhängig ſind. „Die Uebereinkunft unſerer Sinne", lehrt er, „iſt der Grund einer gewiſſen Gleichförmigkeit unſerer Vorſtellungen; ſind wir aber einverſtanden über Schmerz und Vergnügen, ſo folgen alsbald daraus die Begriffe von Böſem und Gutem, von Recht und Unrecht, und es hängt nicht länger von uns ab, dieſe Grundbegriffe und ihr Verhältniß zu unſerem Bewußtſein zu ändern. Würden wir nun nicht lächeln, wenn Jemand die angenehmen Empfindungen verachten wollte, bloß weil wir von Natur gewohnt ſind, ſie angenehm zu finden? Iſt alſo der Menſch einmal ſo geſchaffen, daß, ſobald ſich ſeine Geiſteskräfte regen und moraliſche Begriffe zeugen, eben dieſe Begriffe von dem Augenblick ihrer Entſtehung an, die höchſte Gerichtsbarkeit über ſeine Handlungen, trotz aller Widerrede einzelner Vorſtellungen oder Empfindungen, in ihm behaupten; ſo können wir keine Ehre, kein Verdienſt, keinen Genuß darin ſuchen, dieſem inneren Geſetzgeber zu widerſtreben, unter dem Vorwande, daß wir nur auf dieſe Art eine freie, eigenmächtige Wirkſamkeit äußerten. — Iſt es alſo wahr, daß die Richtung, nach welcher ſich unſere ganze Gattung bewegen ſoll, in der allgemeinen ſittlichen Anlage des Menſchen ſchon voraus beſtimmt iſt, — und bei aller Mannigfaltigkeit, welche die menſchliche Natur durch alle Glieder ihrer Kette darbietet, iſt dies der große Durchklang, in welchem

alle einzelnen Accorde verhallen: — ſo können nur die Grade und die Art der Entwicklung unſerer Geiſtesanlagen den äußeren Verhältniſſen, worin wir uns befinden, unterworfen ſein.“ *)

„Was auch morgen geſchehen könne, wir handeln heute, nach heutigem Gefühl und heutiger Ueberzeugung, und in uns ſpricht die untrügliche Richterſtimme des Gewiſſens, ob unſer Thun uns dem Glück und dem Genuß, deren wir fähig waren, näher brachte oder nicht. Schon dies allein iſt hinlänglich, zu beweiſen, daß es eine falſche, zum Zurückſcheuchen von aller Nachforſchung erdachte Lehre ſei, daß dem, der keine Wiedervergeltung nach dem Tode glaubt (unerwieſen annimmt), nichts als Befriedigung jeder Leidenſchaft übrig bleibe, ja, zur Pflicht werden müſſe. O, nichts weniger als das; unſere bürgerlichen Verhältniſſe, und mehr als Alles, unſer inneres Gefühl ſteht nicht mit dieſem oder jenem Lehrſatz in ſo enger Verbindung; aber freilich iſt jene ſophiſtiſche Lehre mit der verrätheriſchen Philoſophie verſchwiſtert, die uns das Gegenwärtige um einer ungewiſſen, unerwieſenen Zukunft willen ganz verſtoßen lehrt! Der Moment, in dem wir leben, iſt unſer, das Vergangene iſt ein Traum, und das Zukünftige exiſtirt erſt, wenn es nicht mehr zukünftig iſt. An Leib und an Seele ſind

*) VI. 293.

wir heute nicht mehr, was wir gestern waren, morgen nicht mehr die heutigen. Alles ist Kreislauf, alles Veränderung, und doch gründet sich das Angenehme, das Einschmeichelnde der Idee von Fortdauer nur auf die Idee der Identität. Diese weggenommen, so kann es gleich viel sein, ob der Lichtfunke, der mich heute beseelt, über ein Kleines im Aether der Milchstraße, oder im Lichtmeer der Sonne, oder in einem Atom des Veilchens lebt, das auf meinem Grabhügel wächst — oder ob er sich neue Organe aneignen, neue Eindrücke annehmen, ein neues Gedächtniß sich bilden und in neuen Verhältnissen schweben kann*)."

Seltsam genug, der Mensch will ewigen Lohn und ewige Strafe abhängig machen von Tugenden und Sünden, die er selbst vergißt, und er wünscht sich persönliche Unsterblichkeit, während er überwundene Entwickelungszustände wie Schlacken von sich wirft, in deren beschränkende Behausung er kaum mit seiner Vorstellung zurückkehren kann. Wohl möchte man da mit Forster sagen: „Irrthum und Wahrheit sind für uns fast so unzertrennlich wie Seele und Leib, wie die Kraft und die Schranken des Daseins**)."

*) VII. 263.
**) III. 447.

Während Forſter ſo in der Stille Anſichten in ſich zur Reife brachte, an denen man noch wird halten können, nachdem die ſpitzfindigen Grübeleien und ſchulmäßigen Aufſtellungen ſo mancher Lehrgebäude im Bücherſtaube bereits vermodert ſein werden, trieben die Wellen des Lebens den Kahn ſeines Geſchicks über Freude und Leid. Der Briefwechſel mit Thereſe war eifrig und inhaltsreich. Man erfährt daraus, daß Thereſe von einiger Ueberſpanntheit nicht freizuſprechen war. „Sie ſollen nicht in naſſen Schuhen ſitzen bleiben und heftige Trauerſpiele declamiren", ſchreibt ihr Forſter, „nicht mit dem Kopf im Feuer und mit den Füßen im Eiſe ſtecken." So fand er ſie auch „enthuſiaſtiſch in der Liebe und deſto furchtſamer war er wegen der Dauer." Wie wenig ſüßer Liebesverkehr vor der Verlobung zwiſchen beiden ſtattgefunden hatte, ſieht man daraus, daß der Bräutigam an Sömmerring ſchreiben konnte: „Selbſt die Liebe weicht dem Seelenbündniß, welches mich an Dich kettet." In früheren Jahren hatte er einmal an Jacobi geſchrieben, er würde nicht ſo wählen, wie er nachher es that. Man weiß indeß, daß ſolche Ausſprüche nicht nothwendig von übler Vorbedeutung ſind. In der That wurden Forſter's Briefe auch wärmer und zärtlicher, ob es zwar beinahe ſcheint, als wäre Hochſchätzung das erſte Gefühl, das ſie an einander knüpft. „Sie ſind mir", ſchreibt er, „das edeldenkendſte, beſte Mädchen, das ich

je ſah, ich bin Ihnen ein redlicher Mann von weichem Herzen, von ziemlich richtigem Naturgefühl, der nach einigen allgemeinen Grundſätzen nicht an eine ſklaviſche Tugend glaubt, ſondern nach der jedesmaligen Lage der Sachen das Beſte zu wählen wünſcht und ſtrebt. Wir erkennen Beide, daß dies unter den Menſchen heut zu Tage eben nicht allgemein iſt, wir fühlen uns dadurch einander näher, verſtehen uns, und haben durch Selbſtprüfung und Selbſtverläugnung gelernt, mit der menſchlichen Natur nachſichtsvoll zu ſein, nicht zu viel von ihr zu fordern, kleine Irregularitäten zu verzeihen, wenn nur Tugend im Ganzen und mit ihr wahre Glückſeligkeit das Ziel bleibt; wir wiſſen, daß das höchſte, reinſte Glück, deſſen Menſchen auf Erden fähig ſein können, in Mittheilungen beſteht, in Liebe, die ſich ſelbſt in Andern empfindet und Anderer Wohl und Freude zum ihrigen macht.“ Er ordnete ſeinen Geiſt ihren Meinungen mit der milden Nachgiebigkeit unter, die aus der weichen Stimmung der Liebe geboren wird. Ihre Meinung war ihm Geſetz, und er war ſogar bereit, ihrem Beifall ſeine Gründe zu opfern. Seine Sehnſucht nach der Vereinigung ſteigt mehr und mehr, allein die Freude über die endlich feſtgeſetzte Hochzeit iſt von der bangen Sorge gedrückt, ob es Thereſe auch in Wilna heimiſch werden wird. „Thereſe, die mit inniger Liebe an mir hängt und mir die zärtlichſten Briefe ſchreibt“, klagt

er ſeinem Sömmerring, „kann mich nicht mehr aufmuntern; ich fühle bei jedem Ausdruck ihrer Zärtlichkeit, daß ich ſehr unglücklich bin, einer Seele, wie die ihrige, ein ſo elendes Loos, wie das hieſige, bereitet zu haben. Gott! wie iſt es möglich, daß ſie einen freudigen Augenblick in dieſem traurigen abſcheulichen Neſt, in dieſer baufälligen Hütte, unter dieſen Thieren in Menſchengeſtalt wird erleben können. O, daß ich es allein auszudulden hätte! All' mein Schmerz iſt der, daß ich ſie mit in's Unglück ziehe, mit in mein Schickſal das edelſte Geſchöpf verwebt habe! Ich weiß, mir zu Gefallen thut ſie, leidet ſie alles; ſieht nur mich, wo wir auch hinkommen. Aber iſt es erlaubt, daß ich darauf Rechnung mache? Ein Mädchen folgt ihrem Mann, weil's der Mann iſt; aber ſoll der Mann ſie darum in Wildniſſe und in's Elend führen?" Die Freude ſiegte dennoch ob.

Endlich ſetzte er ſich in den Reiſewagen, „mit keiner anderen Abſicht, als zu ihr zu eilen!" Die Ehe wurde im September 1785 zu Göttingen geſchloſſen. Auf der Hochzeitsreiſe, in Poſen, ſchrieb Forſter an Jacobi: „Meine Thereſe iſt anmuthig und intereſſant, ohne ſchön zu ſein; ſie hat das ſeltene Glück gehabt, bei einem emporſtrebenden Geiſte, ganz durch ſich ſelbſt gebildet zu werden, iſt daher frei im edelſten Wortverſtande und ganz Natur in allen ihren Gefühlen und Handlungen;

ihr Herz iſt jedem Eindruck des Guten und Schönen offen; ihre Lectüre iſt ausgebreitet und von der größten Mannigfaltigkeit, ihre Kenntniſſe aber, von dieſer Lectüre abſtrahirt, ſind mit eigener Vernunft und Beurtheilungskraft verdaut und abgeſondert, geſunder Nahrungsſaft durch ſtarke Werkzeuge bereitet; ihr Geiſt wird lebhaft in Geſellſchaft und gedeiht zur unterhaltenden Munterkeit des Witzes; ihre Schätzung der Welt, der Menſchen, des Lebens iſt richtig, iſt mit meinem Gefühl übereinſtimmend, flößt ihr Muth und Entſchloſſenheit ein, alles Mühſelige zu überſtehen, um der Freude willen, einen Glücklichen gemacht — oder beſſer — einem Unglücklichen ſeine Leiden erleichtert zu haben, und Verachtung oder wenigſtens Gleichgültigkeit gegen die kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, gegen die Freuden des Umgangs, gegen die Vorzüge der ſchönen Natur, oder des beſſeren Klimas, woran ſo Viele hangen; ſie erkennt den Werth aller dieſer Dinge, weiß ſie zu genießen, kann ſie aber ohne einen Wunſch entbehren, ſobald es darauf ankommt, durch dieſe Verläugnung einem Herzen, welchem ſie Alles iſt, Glück und Ruhe zu gewähren." In einem Brief an Lichtenberg nennt er ſie „ein vernünftiges Weib, das über dem Vernünftigſein ihr Gefühl nicht eingebüßt hat."

In Wilna begann ein geiſtig' Liebeleben. Wenn Forſter zeigte, daß er in der That den Werth der Frau

kannte, indem er sie in seinen geistigen Bestrebungen mit sich nahm und für ihre Fortbildung sorgte: sie hat sich ihrerseits das schöne Verdienst erworben, daß sie ihm die Verbannung erleichterte. Sie lasen zusammen den Herder, Archenholz und andere geschichtliche Schriftsteller, und was er schrieb, das las er seiner geschmackvollen Therese zur Beurtheilung vor.

Rührend ist es zu sehen, wie ihre Liebe sich groß zog an der Wärme ihrer Herzen, an der Feinheit und Bildung ihres Geistes.

„Ich sterbe nachgerade der Welt ab, und lebe nur noch meinem Weibe", vertraut Forster seinem Sömmerring. „Sie ist mir alles und ersetzt mir alles. Ich entdecke täglich Seiten an ihr, die unschätzbar sind; und so lange wir verheirathet sind, habe ich oft zwar mit mir selbst, aber nie einen Augenblick mit ihr mißvergnügt zu sein Gelegenheit gehabt. Mein bester Bruder! ich wünsche Dir ein solches Weib. Wir leben mit einander wie die Kinder, und freuen uns wie Kinder; wir genießen unserer Liebe und wissen, daß alles übrige nichts werth ist — und hoffen, daß wir den Augenblick nicht erleben werden, wo wir zu lange gelebt hätten, wo wir fühlen müßten, daß wir unseren Genuß überlebt hätten."

Eine spätere Stelle in diesem Briefe ist schön, trotz der herrlichen Schilderung vom Wechselleben der Ehe, die Immermann auf seine Lisbeth und Oswald bezogen

hat. „Daß die Ehe der glücklichste Zustand auf der Erde sei", sagt er, „davon bin ich überzeugt. Man sorgt für einander, man ist einer dem anderen Hülfe und Erleichterung; die Haushaltsgeschäfte (versteht sich von rechtschaffenen Weibern) gehen ordentlicher, besser, man fühlt sich so ruhig, so glücklich zu Hause, man bedarf außerhalb so wenig mehr; und genießt nur dann vollkommen, wenn man seinen Genuß theilen kann; nur muß man bedenken, daß man in jeder Lage immer Mensch bleibt, daß es keine Glückseligkeit wie die erträumte der Engel im Himmel und der Heiligen giebt, die so in eins fort ununterbrochen dauerte; ein solcher Zustand müßte ohne Bewußtsein sein, und sodann hörte er ja auf ein Glück zu sein. Nein alles geht ruckweise und stoßweise und mit Zwischenzeiten im menschlichen Leben; und von einem Ruck zum andern muß man aushalten können, muß man die Zwischenräume nützen, um desto inniger zu genießen."

Die schönste Wonne dieses Glückes blieb nicht aus, eine Wonne mehr als jede andere geeignet, um solche Zwischenräume heiter auszufüllen. Im Sommer 1786 wurde dem Ehepaar ein Töchterchen geboren, und wir sehen Forster nun an dem geliebten Einzelwesen die Beobachtungen über unentwickelte Menschennatur fortsetzen, die er vor Jahren so glücklich an ganzen Völkern in der Südsee verfolgt hatte. Schon vor der Heirath hatte

er an Sömmerring geſchrieben: „was iſt mehr Thier als das Kind, eh' es ſpricht?“ Aber gleichwohl fand auch er, wie jeder junge Vater, „erſtaunend, wie Vieles, das nicht bloß vegetirende Entwickelung iſt, ſich ſchon in der allererſten Zeit nach und nach gezeigt hatte. Das Lächeln zum Beiſpiel; davon ſagen die hochweiſen Herren, daß es allemal einen Vergleich vorausſetze, und gründen darauf einen vermeintlichen Unterſchied des Menſchen von den Thieren. Ich kann verſichern, daß ich ſorgfältig Acht gegeben, und keine Spur von Wahrſcheinlichkeit gefunden habe, daß das Lächeln beim Kinde einen Vergleich vorausſetzt, ſondern es gehört ſo zur Natur des Menſchen, Wohlbehagen durch dieſes kindiſche Lächeln auszudrücken, wie es dem Hunde eigen iſt, bei derſelben Gelegenheit mit dem Schwanze zu wedeln, oder der Katze, zu purren.“ Seine unbefangene Beobachtung ſtimmt mit dem glücklichen Sehen der Alten überein, die recht gut wußten, daß zu Ende der ſechſten Woche dieſes behagliche Lächeln ſich als eine geſetzliche Nothwendigkeit der geſunden Kindesnatur geltend zu machen beginnt.

Forſter war von Anfang an bereit, ſeine Anſichten auch in der Erziehung zu vertreten. Wie ſollte auch er ſich der niedrigſten Feigheit haben ſchuldig machen können, die einen Vater abhält, ſeinem Kinde die Wahrheit zu ſagen? an jener Herzloſigkeit, die dem eigenen verjüngten Leben den Schatz vergräbt, der durch Geiſtes-

arbeit errungen wurde und der allein von Glücksfällen unabhängig ist? Nein, „er hielt es für sein Glück, seine für wahr gehaltenen Gedanken frei äußern zu dürfen", und er war gesonnen, „fortzufahren, sich vor keinem Popanz und vor keiner Orthodoxie zu fürchten."*) „Weil es getauft sein muß", schrieb er an Sömmerring, „so soll reformirt getauft werden, und alsdann bin ich sicher, daß ich schalten und walten kann wie ich will, und ehe das Kind groß genug ist, um Unterricht zu bekommen, bin ich nicht mehr hier. Aber bei Jesuiten wäre das nicht der Fall; die würden von Jesus und Maria bei einem lallenden Kinde sprechen." Und später: „Wenn über 14 Jahre die Umstände es erfordern, daß mein Kind confirmirt sein muß, so werd' ich es confirmiren lassen; ist es dumm, so mag es tout de bon sich confirmiren lassen; ist es gescheidt, so kann ich ihm alsdann von der Saloppe nach der Mode, wie Du es ausdrückst, etwas sagen. Jetzt bilde und erziehe ich es erst so gut ich kann zum guten, tauglichen und folglich glücklichen Menschen."*) Er hatte an sich selbst erfahren, daß man auch ohne Confirmation zum guten, tauglichen Menschen werden kann.

All' sein häusliches Glück war jedoch nicht im Stande, ihn Wilna mit anderen Augen als die eines Verbannten

---

*) Bei Rudolph Wagner, 224. — **) Ebendaselbst, 208, 218.

anſehen zu laſſen. Für eine gedeihliche Erfüllung ſeiner Berufspflichten fehlten die Hülfsmittel, ſeine Zuhörer verſtanden ihn nicht, und ſeine Amtsgenoſſen vermochten ihn weder anzuregen, noch von ihm angeregt zu werden. Zwar Langmaier war ein verſtändiger Arzt, und Sartoris verſtand etwas von Chemie, allein jener war, wenngleich „ein ſehr guter Kopf, in der methodiſchſten Mühle eingewöhnt, ging ſeinen gleichen Gang fort und ſprach ſo wenig von anderen Sachen wie Richter"; und Sartoris fühlte, ſo wenig wie einer der anderen, „den Trieb, ſein ſogenanntes Fach um einen Fußbreit zu erweitern, eine einzige neue Entdeckung zu machen." „Kein Menſch war da, der ſich an Forſter anſchloß, der ihn verſtand, keiner, der mit den Worten dieſelben Begriffe verband."

Die Geſelligkeit, die er beim Adel ſuchen mußte, war „ein Miſchmaſch von ſarmatiſcher oder faſt neuſeeländiſcher Rohheit und franzöſiſcher Superfeinheit." Wo Herren ſtatt des Sacktuchs ihre Hände gebrauchten und ſtatt der Strümpfe Stroh in den Stiefeln hatten, durfte man ſich nicht wundern, daß Damen ihre Haare zum Fenſter hinauskämmten, und auf eine Schilderung der Küchenreinheit verzichtet man gerne. „Unſere liebe deutſche Reinlichkeit vermiſſe ich noch ſehr", ſchreibt Forſter. „Bei uns nennen wir England und Holland, wenn von Reinlichkeit die Rede iſt, hier iſt alles, was rein iſt, auf

deutſchem Fuß.“ Ueberall Geſchmackloſigkeit und Unwiſſenheit, und dennoch Ueppigkeit neben den Lächerlichkeiten der Mode. Die Spielſucht war Spielwuth und richtete manche ehrliche Haut zu Grunde. Eheſcheidung war an der Tagesordnung. Dienſtboten und Handwerker entſprachen jenem Adel. Nun denke man ſich Forſter, der „zu ſehr verwöhnt war, um ſich an ſeinem Fache genügen zu laſſen“, und finde es nicht begreiflich, daß er ſich „mehr Hülfsmittel für ſein Fach und die Vortheile des geſitteten Umgangs“ wünſchte! Da konnte alle Gaſtfreiheit, welche die Polen mit ungebildeten Völkern gemein hatten, nicht hindern, „Freude und Glück darin zu ſuchen, daß er und ſeine Frau Stolz genug behielten, immerfort Fremdlinge in jenem Lande zu bleiben, bis die Jahre der Gefangenſchaft und des Exiliums überſtanden wären.“ „So lange er nur noch ſo viel Gefühl behielt, ſeine vier Wände lieber zu haben, als das übrige Land, welches ihn umgab, ſo lange war er für ſein Degeneriren nicht beſorgt.“ Man rufe ſich das Bild, das er von ſeiner Thereſe für Jacobi entwarf, vor die Seele und begreife nicht, daß „ſie einander wie Spione bewachten, um auch den leiſeſten Anfall des Verpolackiſirens im erſten Augenblicke zurückzuſtoßen.“

Und Sömmerring fehlte. Ihn vermißte Forſter überall, täglich und ſtündlich, ihn, von dem er „Anregung

beim Schriftſtellern, Urtheil über wiſſenſchaftliche Dinge, Rath bei allerlei Ereigniſſen, Ermunterung bei ſeinen Arbeiten, Beihülfe beim Beobachten und Experimentiren, Mittheilung des Verſtandes und des Herzens" gewohnt war. Und dieſer Mangel ſchlich ſich in jener geiſtigen Einöde ganz unvermerkt als ein Vorwurf gegen Wilna in ſeine Bruſt, ohne daß er bedachte, daß die brüderliche Uebereinſtimmung, die ihn mit Sömmerring verband, auch an der blühendſten deutſchen Hochſchule nicht zu finden geweſen wäre, weil in dem Wirbel des Lebens dieſes Glück nur einmal an die Oberfläche gelangt.

Deſto inniger ſchmiegte er ſich ſeinem Weibe an. Thereſe ſelbſt erwärmte mehr und mehr in dem Verhältniß zu Forſter. Mißtrauen und allerlei Beſorgniſſe, die ſie als Braut beſchlichen hatten, waren geſchwunden. „Sie hatte mehr in Forſter gefunden, als ſie je von einem Menſchen gehofft; ſie war mit einem Worte ruhig und glücklich." Forſter gab ihr das Zeugniß: „ſie wäre nicht mehr ſo übereilt, nicht mehr ſo brauſend wie ſonſt, ohne von ihrer Lebhaftigkeit etwas Weſentliches eingebüßt zu haben." Sie gaben beide ſich den häuslichen Freuden hin. Und Forſter hat ſeiner Thereſe das beſte Denkmal hinterlaſſen in den Worten: in meiner Verbannung „konnte ich, der ich in jeder anderen Rückſicht ſo ausnehmend glücklich in meiner Wahl bin, durchaus vielleicht in der ganzen Welt keine weibliche Seele fin-

den, die mir das geleiſtet hätte, was Thereſe mir leiſtet.“

Trotz alledem, er lebte in Barbarei und Verbannung. Dazu war ſeine Gemüthsart ſchwermüthig, reizbar. Einige Monate vor der Ehe ſchrieb er einmal an Thereſe: „Liebe Freundin, der Forſter, der ruhig an ſeinem Schreibtiſche ſitzt und mit ſeinem Mädchen plaudert, ihr die philoſophiſchen Waidſprüche, welche er den alten gelaſſenen Weiſen nachbetet, um ſich ſelbſt zu erbauen, vorſagt, und dadurch das Anſehen gewinnt, als wohnte Gott weiß! wie tiefe Ruhe und Zufriedenheit in ſeiner Bruſt, als ſei er durchaus unabhängig von allen äußeren Gegenſtänden; — dieſer Forſter iſt doch himmelweit verſchieden von jenem, der ſo oft in ſeinem Zimmer auf- und abläuft und Dinge reimen will, die einmal nicht paſſen, und dann darüber Muth und Munterkeit verliert und mit einer Zerſchlagenheit des Sinnes, wie betäubt an Leib und Seele daſteht.“ In dieſem Forſter wuchs der Unmuth über Wilna auch an der Seite ſeiner Frau. Für den des Wirkens und der Anregung bedürftigen Mann waren des Hauſes Schranken zu eng. Aber in Wilna war „gegen alle neue Verbindungen ein Riegel vorgeſchoben; denn irgendwo, ſagt er, müßte doch eine Seite, wär' es auch ein noch ſo kleines Facettchen, an eine der wenigen paſſen, um uns zum Berührungs- und Vereinigungspunkte zu dienen; allein hier iſt an nichts

dergleichen zu denken." „Hätte ich nicht eine Frau, die mir wahrhaftig alles ersetzt, was ich verlassen habe und entbehren muß, so würde ich es hier nicht aushalten und glauben, daß keine Verbindlichkeit groß genug sei, um mich zu zwingen, das zu werden, was in Polen und Litthauen ein Jeder ist. Dazu habe ich nun einmal das vivitur ingenio zu tief empfunden."

Durch die leidigen Geldverhältnisse und durch sein Versprechen, acht Jahre zu bleiben, war er an Wilna gefesselt. Die Erziehungsbehörde hatte seine Schulden in Kassel getilgt, aber in jährlichen Abzügen von seinem Gehalt mußte er diese Verbindlichkeit ablösen. Schon die erste Reise nach Wilna hatte neue Schulden herbeigeführt. Nun kam die kostspielige Hochzeitsreise, die Herstellung des Haushalts. In Wilna war alles übermäßig theuer, mit alleiniger Ausnahme von Brod, Fleisch und Wildprett. In der unwirthlichen Gegend war es Bedürfniß, einen Wagen zu halten, wenn er seiner Frau nur einigermaßen den Genuß der frischen Luft in der bescheidenen Natur zugänglich machen wollte. Unglaublich große Summen wurden für Fracht von Bücherssendungen verausgabt. Kamen noch die Bücher selbst und so viel andere geistige Bedürfnisse, die er sich nicht versagen durfte.

Offenbar machte das Gebundensein den Aufenthalt in Wilna viel schwerer zu ertragen. Allmälig bildete er

ſich ein, er würde in Kaſſel geblieben ſein, wenn nur der Roſenkreuzerorden nicht geweſen wäre! Und doch hatte ihn dort ein durchaus inneres Lebensbedürfniß zum Wechſel gedrängt.

So hatte Forſter bis zum Jahre 1787 gelebt, von unbeſtimmten oder unbefriedigenden Ausſichten nach Marburg, Mainz und Wien mehr gegängelt und geneckt, als aufgeregt und erquickt, da kam unvermuthet der Antrag, er ſolle ſich an einer Ruſſiſchen Entdeckungsreiſe betheiligen. In die Südſee ſollt' es gehen! „Vom Kap gerades Wegs nach Neu-Holland und Neu-Seeland; von da nach den Societäts- und Sandwichsinſeln; ſodann nach Amerika, wo Cook war, und dann entweder nach Japan oder nach Kamtſchatka." Vier Jahre ſollte die Reiſe dauern. Frau und Kind Zeitlebens verſorgt ſein! Und die Ruſſiſche Regierung kaufte ihn überdies von Polen frei.

Forſter hörte und war entſchloſſen. „Der Muth ſeiner unvergleichlichen Thereſe unterſtützte ihn in allem." Freund Sömmerring ward unter glänzenden Bedingungen gleichfalls für die Reiſe gewonnen. Helfer und Helfershelfer für die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen durften zahlreich angeworben werden, Zeichner, Jäger, Aerzte. Mit fieberhafter Aufregung arbeitete Forſter, um in Wilna, das ihm nun vollends unausſtehlich war, ſeine letzten Obliegenheiten zu erfüllen. Die Sammlungen

übergeben, Rechnungen abſchließen, war das Werk von wenig Stunden. Es wurde raſend gearbeitet. „Sein Kopf ſchwindelte von der Menge von Ideen, die durcheinander liefen.“

Er verließ Wilna den 20. Auguſt und war frei.

V.

Wirksamkeit in Mainz.

Das Geld, um Forster von seinen Verbindlichkeiten gegen Polen loszukaufen, war von dem russischen Gesandten in Warschau bezahlt worden. Der schuldenfreie Reisende war überdies mit einem guten Zehrpfennig versehen. Mit jubelnder Eile ging's den Weg nach Göttingen, wo er das Jubelfest der Hochschule mitmachte, große Pläne für eine ruhmvolle, sorgenfreie Zukunft im Herzen.

Aber der Türkenkrieg war ausgebrochen. Forster machte sich mit dem Gedanken vertraut, daß die Reise einen kleinen, vielleicht auch einen längeren Aufschub erleiden könnte. Der Krieg ward ernster, nahm alle Mittel in Anspruch. Der Reiseplan ward aufgegeben und Forster trat gefaßt von der Schwelle seiner schönsten und bewußtesten Hoffnung, seiner opferfreudigen, nach Wissen dürstenden Wünsche herunter.

Während des Zuwartens in Göttingen und eines Abstechers nach Mainz, um dortige Aussichten zu prüfen,

wurden Anerbietungen nach Madrid oder den Philippinen, nach Petersburg und Pesth theils von den Machthabern nicht weiter betrieben, theils von Forster, der Wilna's Schreckbild nicht vergessen hatte, unbedenklich abgelehnt. Eine Bibliothekarstelle in Mainz mit einem Gehalt von 1800 Gulden lockte dagegen an den schönen Rhein in Sömmerring's Nähe. Die Unterhandlung war kurz. Im April des Jahres 1788 kam Forster zum zweiten Male nach Mainz und noch am 14. desselben Monats war sein Schicksal entschieden. Ein Urlaub von fünf Monaten ward ihm zur Vorbereitung in den Göttinger Büchersammlungen bewilligt.

Die für Mainz nöthige Geschäftskenntniß war nun in Göttingen leicht erworben. Denn „von den in der Mainzer Bibliothek befindlich sein sollenden 50,000 Bänden waren schlechterdings nicht über 15,000 verschiedene Werke (Editionen nicht mitgerechnet) vorhanden, von diesen waren gewiß nicht über 4—5000 seit anno 1700 gedruckt, und sicherlich mehr als die Hälfte (7—8000) theologischen Inhalts. Der Nutzen dieser Bibliothek zum Gebrauch der Lehrer und Lernenden wird durch diese Berechnung beinahe null, wenn man sie gleich noch als einen Raritätenkasten gelten läßt," so schrieb Forster an Heyne.

Was sollte Forster in diesem alten gottesgelahrten Krame? Seine Muße benutzen und kein Opfer scheuen,

um ſich, die Hülfsmittel zu weiterer Ausbildung und Wirkſamkeit zu verſchaffen. Dahin war all' ſein Streben gerichtet.

In ſeiner Seele mochten damals Bilder von Tanna und Tahiti leben. Sonſt kann man kaum erklären, daß er die Mainzer Gegend ſeinen Erwartungen nicht ganz entſprechend fand. „Als er an den Rhein kam, fiel ihm das Herz, als er flache Ufer ſah und nur in der Ferne hinabwärts nach Biberich, die Berge ſich hoben. Die Ausſicht, auf die ſich die Mainzer ſo viel zu gute thun", ſchrieb er, „iſt allerdings ſchön und prächtig, aber romantiſch iſt ſie durchaus nicht, und der ganz erſtaunliche Werth der Ländereien ſowohl, als der Mangel an gutem Geſchmack iſt Schuld daran, daß man nie darauf bedacht geweſen iſt, dieſen großen ſchönen Anblick anders als aus den Fenſtern zu genießen. Kannſt Du glauben, daß es an ſchattigen Promenaden hier faſt durchgehends fehlt, und daß zwar überall reiche Saatfelder, große, oft ſehr weitläuftige Weinberge und koſtbare Obſtgärten die Stadt umgeben, aber mitten in dieſer auf's Aeußerſte bebauten Gegend die liebe Natur mit ihrer reizenden Unregelmäßigkeit, ihrem kühlen Schatten, ihrem grünen Raſen, raſchen Gipfeln, rieſelnden Gewäſſern gänzlich vermißt wird? Die Favorite — ſo heißt ein kurfürſtlicher Garten am Rhein — hat herrliche Ausſichten, aber die Sonne brennt überall dem Beobachter auf den Scheitel, und

nur eine kurze Allee von Linden, die des Gärtners Hand hat verſtümmeln dürfen, bietet einiges Obdach dar. Auf der anderen Seite der Stadt geht eine ſchöne ſchattige Allee am Rhein hinunter, die aber doch das Nachtheilige hat, daß in der Mitte ein Fahrweg iſt, mithin die Fußgänger Staub ſchlucken müſſen.“ — „Der Weinbau giebt wegen der krüppelhaften Figur der Reben einer jeden Landſchaft etwas Kleinliches; die dürren Stöcke, die jetzt (ſo ſchrieb er im März des Jahres 1790 von ſeiner Fahrt durch's Rheingau) von Laub entblößt und immer ſteif in Reih' und Glied geordnet ſind, bilden eine ſtachliche Oberfläche, deren nüchterne Regelmäßigkeit dem Auge nicht wohl thut.“ Nach und nach gewann ihn aber doch „der unnachahmliche Zauber der ſchönen, lachenden Gegend, die majeſtätiſche Pracht des Rheins, das milde Klima und die vorzüglich weiche Luft.“

Die liebenswürdigen Seiten der Einwohner wußte er richtig zu ſchätzen. Zwar klagt er häufig darüber, daß „die Ideenväter etwas ſelten ſeien“, er fand die Mainzer leer und in ſtaatlichen Berechnungen ſchwach, denn „wenn ſie etwas wünſchen“, ſagt er, „ſo denken ſie ſich's auch ſchon als wahrſcheinlich und täuſchen ſich ſelbſt mit Umſtänden, die ihrem Wunſche ſchmeicheln.“ Allein wegen der Beiſpiele, die Prieſterſchaft und Adel dem Volke gaben, fand er „die Weichlichkeit, die Lüſternheit, die fade Leere, den Leichtſinn des gutmüthigen Volks“

verzeihlich, und er vertheidigte der Mainzer Stimmung zum Gemüß. „Warum", fragt er, „warum müſſen die Menſchen aller Orte gerade wie in einer Form gegoſſen ſein, wenn ſie der ängſtlichen Bücherweisheit Genüge leiſten ſollen? Hat jedes Land ſeine eigenthümlichen Vorzüge und ſeine beſonderen Mängel, ſo könnte ſich's mit den Einwohnern eben ſo verhalten, ohne daß die Harmonie des Ganzen unter dieſer Mannigfaltigkeit litte. Fordern wir doch nicht dieſe pünktliche Uebereinſtimmung von den Bürgern eines Orts, ſondern finden es natürlich, daß jede verſchiedene Berufsarbeit, ſowie ſie eine Abänderung in der vorbereitenden Erziehung erheiſcht, auch den Charakter und die Lebensweiſe mit Eigenthümlichkeit ſtempelt. Die den Menſchen erreichbare Vollkommenheit beſteht nicht darin, daß Alle einerlei Vorzüge erlangen, ſondern daß ihre perſönlichen Anlagen, mit Vermeidung eines jeden Abweges, wohin ſie führen könnten, ſich frei entwickeln."

„Wenn nun", fährt Forſter fort, „das milde Klima, die vorzüglich weiche Luft, die ſchöne lachende Gegend und der Zufluß von Allem, was die Sinne, ſelbſt die verwöhnten, verlangen, insbeſondere der edle Wein, unwillkürlich im Buſen des Mainzers eine Stimmung zum Genuß hervorrufen, die ſich mit der rauhen Tugend eines Cincinnatus oder eines Cato gerade nicht verträgt; müſſen ihm darum die liebenswürdigen Tugenden der gebildeten

Gesellschaft alle unerreichbar bleiben, vorausgesetzt daß Regierungsform, Gesetze, Beispiel und Erziehung einst darauf ihr Absehen richten könnten? Wenn alsdann durch einen unverhofften Glücksfall Frankfurt einen Theil seines Handels an Mainz abtreten müßte, und der durch Fleiß erworbene Reichthum seine liebenswürdigen Gefährten, Geschmack und Schönheitssinn, mit sich brächte, wenn die Künste hier endlich blühten und die zarteren Saiten des Gefühls berührten; wäre Deutschland etwa sehr zu bedauern, daß es mit reineren Sitten und einer vollkommneren Ausbildung als einst Groß-Griechenland — seine eigene Sybaris hätte?"

Forster verlebte frohe Tage im häuslichen Kreise und ließ sich hierin nur wenig stören durch den Aerger, den seine fruchtlosen Bemühungen für eine zweckmäßige Aufstellung der öffentlichen Bücherssammlung mit sich brachten. Er war in seinem Amte täglich vier Stunden beschäftigt, gab dem Knaben der Frau von Coudenhoven, der für den Reisenden begeistert war, naturwissenschaftlichen Unterricht, er selbst lernte und schrieb, und da der Gehalt für seine Bedürfnisse nicht reichte, so sah er sich genöthigt, das Uebersetzerjoch sich aufzulegen. Die Haushaltung war sparsam eingerichtet. „So wenig Aufwand wie möglich und so viel stillen, reinen Genuß des Lebens wie möglich", das war sein höchster Wunsch und seiner Therese. Allein er brauchte dennoch das Doppelte sei-

nes Gehalts. Bücher und Landkarten waren theuer. Die Erfriſchung ſeiner Sinne und die Anregung ſeines Hirns, die er daheim nicht finden konnte, wurden auf koſtſpieligen Reiſen erbeutet. Er beſuchte Jacobi in Düſſeldorf, dem er während der erſten Zeit ſeines Mainzer Aufenthalts wieder ſo viel näher kam, daß er bisweilen milder als ſonſt von der Lehre des Ueberſinnlichen urtheilte. Er reiſte nach Karlsruhe zu Schloſſer, nach Mannheim, nach Koblenz, und einer Reiſe, die er im Frühlinge 1790 nach Belgien, Holland und England unternahm, verdanken wir ſein Meiſterwerk, die „Anſichten vom Niederrhein." Alexander von Humboldt war auf dieſer Reiſe ſein Begleiter; die Mitwelt weiß, wie er das Forſter'ſche Reiſevermächtniß gepflegt und entwickelt hat.

Während die Erzählung der Reiſe um die Welt überall Zeugniß davon ablegt, daß Forſter's lebendige Anſchauung ſeine Naturbeſchreibung mit ächter Kunſtform zu vermählen wußte, haben wir in den Anſichten vom Niederrhein das ſprechendſte Denkmal für ſeine ebenſo naturwüchſige als ſinnige Auffaſſung der Kunſt. Für die Verhältniſſe, in denen er aufwuchs, war früh der Schönheitsſinn in ihm entwickelt. Schon bei der erſten Ankunft in Neu-Seeland verglich er die wildnißartige

Landschaft der Dusky-Bai mit einem Salvator Rosa, und als er im Jahre 1778 die damals noch so reiche Düsseldorfer Sammlung besuchte, hatte er sich zu Gunsten der Italienischen Schule gegen das Vollblut der Flämischen Fleischfülle entschieden. Ein Guido Reni war ihm lieber als ein Rubens. Dies war nicht etwa eine jener Geschmacksgrillen, durch welche mancher Kunstrichter im Stande ist, die willkürlichsten und widersprechendsten Liebhabereien mit einander zu reimen. Forster's wählerischer Schönheitssinn, den man im edlen Sinn als Schönheitssucht bezeichnen könnte, war von jeher mehr auf dichterische Formenreinheit als auf malerische Farbenglut gerichtet. So wie er bei Rubens zu viel „sinnliches Gefühl und wüthende Leidenschaft", zu wenig „Seelengröße, gehaltene Kraft und Zartheit des unterscheidenden Sinnes" zu finden vermochte, so vermißte er bei Heinse die bescheidene Sinnlichkeit, und Bürger war ihm zu derb naturwüchsig. Mit Bezug auf das große Bild vom jüngsten Gericht sagt Forster: „Rubens verwechselt Seelenausdruck mit Leidenschaft; anstatt uns beim Gefühl zu fassen, deklamirt er uns vor." Eben das sinnliche Feuer und die schimmernde Farbenpracht des eigenen Gemüthes, die Heinse befähigten, beim Anblick von Rubens'schen Gemälden in Schilderungen zu erglühen, die selbst als Kunstwerke ersten Ranges gelten dürfen, eben diese glühende Farbensinnlichkeit war in Forster nicht hinlänglich

entbrannt, um ihn zum Botschafter von Rubens Ruhm entflammten zu können. Man braucht nur Forster's Urtheil über Rubens mit jenen Kunstgedichten Heinse's zu vergleichen, um den Widerspruch in der Natur der beiden Männer zu begreifen, der eine herzliche Freundschaft zwischen ihnen verhinderte. Allein eben weil die Vorliebe für Italienische Formenreinheit, für die durchsichtige Herrlichkeit ihrer dichterischen Schöpfungen bei Forster nicht eigensinnige Grille war, hat er sich auch so oft an der gewaltigen Wahrheit von Rubens Pinsel ergötzt und erbaut. Darum bewunderte er ihn vorzüglich im Portrait. So wird er hingerissen von dem „Bildniß eines Mönchs, bei dem der graue Rock nur eine Verkleidung zu sein scheint, so wenig paßt er zu dem gebildeten Geiste, der aus seinen Zügen hervorstrahlt. So ein Gesicht", sagt Forster, „mit diesem Ausdruck des eingeerndteten Ideenreichthums, mit dieser Milde, welche nur Erfahrung und Weltkenntniß geben, mit dieser Ruhe, die aus einer richtigen Schätzung der Dinge und ihres unaufhaltsamen Laufs entspringt — wahrlich, das würde man unter tausend Mönchsgestalten ohne Mühe wiedererkennen. Wie der hagere Mann einst den Erdball in der Hand wägte, damit spielte, und doch zuletzt wohl inne ward, der Ball sei mehr als Spielzeug, wenn er's nur ergründen könne; so wägt er jetzt den Menschenschädel, ihm und aller Menschenweisheit

nicht minder unbegreiflich! Es ist kein Traum, den ich da träume; dieser Franciskaner-General, so wie Rubens ihn malte, war zu seiner Zeit im Kabinet allmächtig. Maria von Medicis, bereits in guten Jahren, ist hier noch schön, aber so stolz, so tief verschlossen, so gewandt in allen Künsten der Verwirrung!"

Er weilt jedoch lieber „bei dem eigenen Bildnisse des Malers und seiner ersten Gattin." Er findet „eine überströmende Geistesfülle in seinem Kopf und sein ganzes Wesen, sein Anstand, seine Kleidung verrathen ihm die höchste Eleganz. Wenn Rubens so ausgesehen hat", fährt Forster fort, — „und dieses Bild trägt alle Kennzeichen an sich, daß es treu dem Leben nachgebildet worden ist, — so war der Mensch an ihm bei weitem das Edelste, Größte und Beste; keines seiner Werke giebt einen halb so erhabenen Begriff von ihm, als diese Nachahmung seiner eigenen Züge. Der schöne, kraftvolle Mann sitzt da in der Blüthe des männlichen Alters. Die tiefliegenden Augen sprühen Feuer hervor unter dem Schatten der dunklen Augenbrauen; auf seiner Stirne liest man den Reichthum und ich möchte fast sagen, auch das Ungezähmte seiner Phantasie. Seine Seele ist auf einer Bilderjagd außer dem Bezirke des Gemäldes begriffen. Das hübsche Weib ruht zu seinen Füßen, ihre Rechte in seiner Rechten, und diese Hände sind von vorzüglicher Schönheit ... Was mag er wohl

erſinnen in dieſer traulichen Verſchränkung, auf dem ländlichen Sitz am Gemäuer, wo ſich das üppige Geisblatt mit duftenden Blüthen emporſchlängelt und über ſeinem Haupte leichte Schatten webt? Etwa jenes liebliche Gedicht, wo ſieben Amoretten ſich hineinflechten in einen Kranz von Blumen und Früchten? Mit welcher Fülle, mit welcher Kraft ſind dieſe Formen aus der Anſchauung gegriffen. Welches Leben regt ſich in ihren Gliedern. Wie gaukeln die geſunden Buben ſo froh in vollem Treiben ihrer neuerprobten Muskelkraft! Des ſchönſten Genuſſes Kinder, als Zeit und Sinne ſchwanden; Daſein ihre ganze Beſtimmung, Zweck und Mittel zugleich; und auch ihnen gelten Zeit und Zukunft noch nichts! Hierher den Blick, ihr Weiſen, und ſagt uns, ob es eine andere Wonne gebe, als das ſchöne Leben zu ſehen und zu fühlen: es iſt!"

Die mitgetheilte Kunſtſchilderung iſt muſtergültig für Forſter's Art, den Genuß eines Kunſtwerks in Worten darzuſtellen. „Seines Erachtens erreicht man nämlich beſſer ſeinen Endzweck, indem man wieder erzählt, was man bei einem Kunſtwerke empfand und dachte, alſo, wie und was es bewirkte, als wenn man es ausführlich beſchreibt." „Denn, was mein Auge unmittelbar vom Gegenſtande empfing", heißt es an einer anderen Stelle, „das giebt keine Beſchreibung dem Andern wieder, der nichts hat, womit er mein Object vergleichen kann. Der

Botaniker beſchreibe Dir die Roſe in den gemeſſenſten Ausdrücken ſeiner Wiſſenſchaft; er benenne alle ihre kleinſten Theile, beſtimme deren verhältnißmäßige Größe, Geſtalt, Zuſammenfügung, Subſtanz, Oberfläche, Farbenmiſchung; kurz er liefere Dir eine ſo pünktlich genaue Beſchreibung, daß ſie, mit dem Gegenſtande ſelbſt zuſammengehalten, nichts zu wünſchen übrig läßt: ſo wird es Dir, wenn Du noch keine Roſe ſahſt, doch unmöglich ſein, ein Bild daraus zu ſchöpfen, das dem Urbild entſpräche; auch wirſt Du keinen Künſtler finden, der es wagte, nach einer Beſchreibung die nie geſehene Blume zu zeichnen. Ein Blick hingegen, eine einzige Berührung durch die Sinnesorgane, und das Bild iſt auf immer ſeiner Phantaſie unauslöſchlich eingeprägt. Was ich hier ſage, gilt in einem noch höheren Grade von Dingen, die man vergebens in Worte zu kleiden verſucht. Das Leben iſt ein Proteus, der ſich tauſendfältig verſchieden in der Materie offenbart. Wer beſchreibt das unnennbare Etwas, wodurch in demſelben Auge, bald ſtärker, bald gedämpfter, das inwohnende, geiſtige Weſen hervorſtrahlt? Gleichwohl faſſen wir mit den Sinnen dieſe zarten Schattirungen, und der Künſtler ſelbſt vermag ihr Gleichniß in ſeinen Werken darzuſtellen, ſobald er ſie ſcharf ergriffen, in ſeine Phantaſie getragen hat."

Forſter hat es verſtanden, dieſe Regeln mit einer Meiſterſchaft zu befolgen, die ſeine Geſtaltung großer Kunſteindrücke den Darſtellungen Leſſing's und Göthe's an die Seite ſtellt. Wenn er über das Geſehene „ſinnbildert", ſo überkommt uns die begeiſterte Stimmung, in der Empfindungen und Gedanken, mit einem Worte: Denkbilder in der friſcheſten Bewegung die Schöpferkraft auch bei dem weniger Bevorzugten hervorlocken, deſſen dichteriſches Gefühl in mehr verborgenen Schlupfwinkeln des Innern zu weilen pflegt. Was er über einen Johannes in der Wüſte, deſſen Meiſter nicht bekannt iſt, geſchrieben hat, iſt ein zu ſchönes Blatt in ſeinem Lorbeerkranze, um es nicht ſorgfältig an dieſer Stelle einzureihen.

„Die Zeit", ſagt Forſter, „hat dieſem göttlichen Werke gegeben und genommen: gegeben — eine Wahrheit des Colorits, die es vielleicht bei ſeiner Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den beſtimmten Umriß, deſſen dunkle Schatten ſich in den noch dunkleren Hintergrund verlieren. Auf ſeinen linken Arm geſtützt, den linken Fuß an ſich hinaufgezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig iſt, den rechten vor ſich hinausgeſtreckt, des Körpers andere Stütze, ſo ſitzt Johannes ruhig da in jugendlicher Kraft und Blüthe, ſein ſinnendes Haupt der rechten Schulter zugewandt. Unter ſeiner Linken liegt auf dem Felſenſitze das Kreuz, und

in der Rechten, deren Arm, links gehalten, ſeinen Schooß beſchattet, hält er das andere Emblem des Täufers, die mit dem Quell, der unter ſeinem Sitze hervorſtrömt, angefüllte Schaale. Dieſe Zeichen geben ihm für den Chriſten ein eigenthümliches Intereſſe; ſie verſetzen uns in den beſtimmten Geſichtspunkt, aus welchem der Künſtler beurtheilt werden muß, den nämlich, in deſſen ekſtatiſchem Helldunkel er das Urbild ſeiner Schöpfung erſcheinen ſah. Doch dieſer Künſtler war nicht nur Chriſt, er war zugleich ein Menſch; und mit Menſchen menſchlich zu reden, erſann er dieſes unübertreffliche Denkmal ſeiner Kunſt und ſeines leiſe ahnenden, in die Tiefen der Seele göttlich herabſteigenden Geiſtes. Wenn im Strome wechſelbringender Jahrtauſende die jetzigen Einkleidungen des Wahren längſt verſchwunden und vergeſſen ſind, und es eben ſo unmöglich ſein wird, unſere Hieroglyphen, als es uns jetzt iſt, die ägyptiſchen zu entziffern; dann bliebe dieſes Gemälde, falls ein glücklicher Zufall es bis dahin erhielte, jener ſpäten Nachwelt ein Vereinigungspunkt mit der Blüthezeit unſerer heutigen Kunſt; ein Spiegel, in welchem man die Bildungsſtufe und den Geiſt des vergangenen Geſchlechts deutlich erkennen, und ein lebendiges, ſo lang es Menſchen giebt, verſtändliches Wort, wodurch man vernehmen würde, wie einſt der Sterbliche empfand und dachte, der dieſes Zeugniß ſeiner Schöpferkraft hinterließ."

„Kraft in Ruhe, nicht Abſpannung, ſondern Gleichgewicht; dies iſt das aufgelöſte Problem. Wir ſehen einen Mann in Jünglingsſchönheit ſitzen; der Körper ruht, doch nur vermittelſt wirkender Muskeln, und der rechte Arm ſchwebt frei mit der gefüllten Schaale. Indem er ſie zum Munde führen will, verliert ſich ſein Geiſt in ſeiner inneren Gedankenwelt und ſeine Hand bleibt ihm unbewußt ſchweben. Schön und rein ſind die Lippen, von unentweihter Reinheit. Milde lächelnd belohnen ſie wer ihrer Stimme horcht; jetzt aber folgen ſie dem Zuge eines weicheren Gefühls. Iſt es vielleicht die ſtille Freude der Hoffnung? Wenigſtens umſchweben frohe Gedanken den geſchloſſenen Mund und ſcheinen gleichſam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergeſenkt iſt der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahnten Größe drückt die Augenlieder; unter ihrer großen, ſchwärmeriſchen Wölbung, die ſo himmliſch rein hervortritt aus dem Schatten der Augenbrauen, ſteht ein Göttergeſicht vor der inneren Sehe, wogegen ihm die mit Reiz geſchmückte Erde nur Staub iſt. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf ſeiner Stirn entfaltet. Wie heiter iſt dieſe Stirn! Keine Begierde, keine ſtürmiſche Leidenſchaft ſtört den heiligen Frieden dieſer Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick ſo rege ſind. Vom runden feſten Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderſchön iſt jeder Zug! und

wie verſinkt dennoch die Sinnesſchönheit in hervorſtrahlender, erhabener Seelenſtärke."

„Die Deutung dieſer Umriſſe, dieſer Züge bleibt durch alle künftige Aeonen unverändert dieſelbe; je zarter der Sinn, je reicher der Verſtand, je heiliger glühend die Phantaſie, deſto tiefer nur greifen ſie in den unergründlichen Reichthum, den der Künſtler ſeinem Werke ſchuf. Uns indeſſen kann es individueller in Anſpruch nehmen; uns erinnert es an Geſchichte und an tauſendfache Beziehungen, deren ununterbrochene Kette uns ſelbſt mit unſeren Zeitgenoſſen umſchlingt und mit dem dargeſtellten Gegenſtande verbindet. Wir kennen dieſen erhabenen Jüngling. Das Buch des Schickſals einer verderbten Welt lag auseinandergerollt vor ſeinen Augen. Durch Enthaltſamkeit und Verläugnung geſchärft und geläutert, ergründete ſein reiner Sinn die Zukunft. In einſamen Wüſteneien denkt er dem großen Bedürfniſſe des Zeitalters nach. Zu edel, zu groß für ſein geſunkenes Volk, hatte er ſich von ihm abgeſondert, hatte es geſtraft durch das Beiſpiel ſeiner ſtrengen Lebensordnung und kühn gezüchtigt mit brennenden Schmachreden. Jetzt fühlt der ernſte Sittenrichter tief, daß dieſe Mittel nichts fruchten, in die ekelhafte Maſſe ſelbſt muß ſich der edle Gährungsſtoff miſchen, der ihre Auflöſung und Scheidung bewirken ſoll. Aufopferung, Langmuth, Liebe — und zwar in welchem, den Geſchlechtern der

Erde, ja ſeiner rauhen Tugend ſelbſt noch unbegreiflichen Grade! — fordert die allgemeine Zerrüttung des ſittlichen Gefühls. Hier wagt er es, dieſe Eigenſchaften vereinigt zu denken, im Geiſt das Ideal eines Menſchen zu entwerfen, der ſie bis zur Vollkommenheit beſitzt. Bald aber dünkt es ihn, dieſes Bild ſei nicht ein bloßes Werk der Phantaſie; es verwebe ſich mit bekannteren Zügen, ja, er kenne den göttergleichen Jüngling, in dem die Rettung der Erdbewohner beſchloſſen liegt. Dieſes Bewußtſeins frohe Schauer ſind es, die der geſenkte Blick, im inneren Anſchauen verloren, uns verkündet. Wer ahnet den Feuerſtrom der Rede, der ſonſt von dieſen Lippen floß, allen Widerſtand bändigte und die zagenden Herzen ergriff? Dieſe überwundenen, gerührten Lippen ſinken in die Ruhe der großen, freudigen Zuverſicht. Das iſt der Täufer Johannes."

Einmal muß abgebrochen werden, und doch wie gern möchte man weiter horchen, die Blicke belauſchen, mit denen Forſter vor Johannes ſaß! Wer ſo ſah, war ſelbſt ein Künſtler, und wer das Geſehene in dieſe Zug für Zug lebenden und eigenartig beſtimmten Formen goß, der brauchte weiter nichts zu hinterlaſſen, um ſich die Palme der Unſterblichkeit zu ſichern. Aber die Fülle ſeines Schaffens iſt unbeſchränkt, und mit derſelben Le-

benswärme, in welcher er der Form und Farbe des Malers folgt, begleitet sein Auge die anmuthigen Bewegungen der Tänzer, oder es strebet himmelwärts mit dem Geiste Gothischer Bauten. Hören wir Forster über den Kölner Dom.

„Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbaren in spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte des Schönen. Hier indessen an den gothischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt

der Sinn im Uebermuth des künſtleriſchen Beginnens. Jene griechiſchen Geſtalten ſcheinen ſich an alles anzuſchließen, was da iſt, an alles, was menſchlich iſt; dieſe ſtehen wie Erſcheinungen aus einer anderen Welt, wie Feenpaläſte da, um Zeugniß zu geben von der ſchöpferiſchen Kraft im Menſchen, die einen iſolirten Gedanken bis auf das Aeußerſte verfolgen und das Erhabene ſelbſt auf einem excentriſchen Wege zu erreichen weiß."

Wo Forſter ſchildert, da iſt duftende Blüthe und reife Frucht, Farbe, Form und Vollendung. Und meint man nicht, man höre den Johannes für eine Kunſtanſchauung, welche die künſtleriſchen Lehren unſerer Viſcher und Hettner täglich mehr zum Eigenthum der Gebildeten machen, wenn Forſter über die geſchichtlichen Bedingungen der Kunſt ſpricht, wie folgt?

„Veränderung und Wechſel ſind die Deviſen unſeres ſo ſchief in ſeiner Bahn kreiſelnden Planeten! Der ewige Reihentanz bringt immer neue Verhältniſſe, neue Verwickelungen, neuen Kampf unſerer Kräfte mit den Kräften des Weltalls hervor, und frei heraus bekannt, wäre nicht der Dienſt der ſchönen Ideale geſtürzt, ſo hätten wir noch keinen Raphael, keinen Tizian und keinen Corregio, wir hätten in der Kunſt keine individuelle, menſchliche Schönheit, keinen Farbenzauber und keine Anmuth. Du wirſt mich der Paradoxie beſchuldigen; aber ich will

es hier in Gegenwart der großen Namen, die ich eben nannte, gleichsam unter ihrer Fahne betheuern, daß, weil einmal dem also ist, es auch für uns noch allenfalls am besten sei. Was sollen uns die alten Lappen, wären sie auch noch so schön, auf dem neumodigen Kleide? Griechische Gestalten und griechische Götter passen nicht mehr in die Form des Menschengeschlechts; sie sind uns so fremd, wie griechisch ausgesprochene Laute und Namen in unserer Poesie. Es mag seine Richtigkeit haben mit der göttlichen Vollkommenheit der beiden Meisterwerke des Phidias, seiner Minerva und seines Jupiters; aber je majestätischer sie da säßen oder ständen, das hehre Haupt für unsern Blick angrenzend an den Himmel, desto furchtbarer unserer Phantasie, je vollkommnere Ideale des Erhabenen, desto befremdlicher unserer Schwachheit. Menschen, die für sich allein stehen konnten, hatten keckes Bewußtsein genug, um jenen Riesengottheiten in's Auge zu sehen, sich verwandt mit ihnen zu fühlen und sich um dieser Verwandtschaft willen ihren Beistand im Nothfall zu versprechen. Unsere Hülfsbedürftigkeit ändert die Sache. Wir darben unaufhörlich und trotzen nie auf eigene Kräfte. Einen Vertrauten zu finden, dem wir unsere Noth mit uns selbst klagen, dem wir unser Herz mit allen seinen Widersprüchen, Verirrungen und geheimen Anliegen ausschütten, dem wir durch anhaltendes Bitten und Thränenvergießen, wie wir selbst geduldig

und mitleidig ſind, ohne ihn zu ermüden, Beiſtand und Mitleid ablocken können; dies iſt das Hauptbedürfniß unſeres Lebens, und dazu ſchaffen wir uns Götter nach unſerm Bilde.“

Nicht minder treffend als hier das Geſchichtliche, hat Forſter an anderen Stellen die natürlich-geiſtige Grundlage des künſtleriſchen Schaffens bezeichnet. Oder ſtimmt nicht die folgende Warnung auf's Genaueſte überein mit dem Geſetzbuch, das die Entwickelung der Kunſtwiſſenſchaft in unſerer Zeit auch in der Laien Bewußtſein geſchrieben?

„Den Künſtlern kann man es nicht oft genug wiederholen“, ſagt Forſter, „daß die treue Nachahmung der Natur keineswegs der Zweck der Kunſt, ſondern nur Mittel iſt; daß Wahrſcheinlichkeit ihr mehr als Wahrheit gilt, weil ihre Werke nicht zu den Weſen der Natur gehören, ſondern Schöpfungen des menſchlichen Verſtandes, Dichtungen ſind; daß die Vollkommenheit dieſer Geiſtesgeburten deſto inniger empfunden wird, je unauflösbarer die Einheit und je lebendiger die Individualität ihres Ganzen iſt; endlich, daß Schönheit ihr vollendetes äußerliches Gepräge und zugleich ihre inwohnende Seele bleiben muß. Vermittelſt dieſer Beſtimmungen erklärt man ſich leicht, warum in ächten Kunſtwerken die Darſtellung zuweilen ſo treu und wahr ſein kann, wie in bloßen Kopien nach der Natur; da hingegen

umgekehrt der genieloſe Fleiß, auch wenn er täuſchend genau darſtellt, auf den Namen der Kunſt im höheren Verſtande keinen Anſpruch machen darf."

Forſter hat nur die beiden erſten Bände ſeiner Anſichten vom Niederrhein vollendet. Die mitgetheilten Stellen machen es begreiflich, daß er für den dritten Band, der von England handeln ſollte, „noch eine Doſis Zephyrhauch, Blüthenduft, Frühlingsſonne, Nachtigallengeſang und Augenweide am hervorſproſſenden Grün" verlangte. Er mußte leider bis in die letzten Jahre ſeines Lebens ſeine Feder zwiſchen Ueberſetzungen und urſprünglichen Schriften theilen, und mit dem Wachsthum ſeiner Schöpferkraft vermehrte ſich begreiflicher Weiſe ſein Widerwille gegen das „ewige Ueberſetzen." Außer der Sakontala, die er Abends nach vollbrachter Arbeit mehr als ein „Spiel mit den Blumen Indiens" betrachtete, hat Forſter eine außerordentliche Zahl gediegener Reiſebeſchreibungen auf deutſchen Boden verpflanzt, ſowie denn überhaupt den beiden Forſter das Verdienſt gebührt, die Reiſewiſſenſchaft in Deutſchland zur Blüthe gebracht zu haben.

Doch blieb ihm Zeit genug, ſeine eigenen Schriften zu ſammeln und zu vermehren. Im Jahre 1789 ver-

einigte er seine Abhandlungen über Cook, O-Taheiti, Neu-Holland, den Brodbaum und die Leckereien in einen Band. Diesen kleinen Schriften gehört neben der Reise um die Welt und neben den Ansichten vom Niederrhein der erste Rang unter Forster's Werken nicht nur, sondern unter den Erzeugnissen deutschen Geistes überhaupt. Seine Arbeiten über Amerika, sein „Blick in das Ganze der Natur" und vieles Andere stehen jenen Meisterwerken würdig zur Seite.

Befreit von leeren Vermuthungen über das zweckmäßige Spiel der Naturkräfte, erfüllt von der Einheit von Kraft und Stoff, hatte Forster die Entzweiung von Geist und Körper zu unzertrennlicher Versöhnung ausgeglichen. Klarer, ruhiger, fester als er konnte Niemand die treibende Kraft bezeichnen, welche täglich mehr die Naturwissenschaft zur Herrscherin macht, — man dürfte sagen zur Alleinherrscherin. Denn die einzigen Gebiete, die neben der Natur Berechtigung haben, die der Geschichte, des Staatslebens und der Kunst, fallen der Naturwissenschaft anheim, wenn man Geschichte, Staat und Kunst mit Forster's menschenkundigem Auge betrachten lernt.

Nur Einen Ausdruck giebt's, der Forster's würdig ist, wenn man die Bedeutung jener naturwissenschaftlichen Kunstwerke bezeichnen will. Forster ist der Lessing unter den Volkslehrern der Naturkunde. In diesem Kreise ist

er unſterblich, und es kann unſerer Bewunderung nicht Eintrag thun, daß ihm der Lorbeerkranz von ſpäteren Geſchlechtern erſt geflochten ward, weil er allein in ſeiner Zeit ein neues, herrliches Gebiet bebaute und in ſeiner Richtung der Mitwelt, wie einſt Leſſing, um des Jahrhunderts ganze Hälfte vorangeſchritten war. Durch die Schwungkraft ſeiner allgemeinen Anſchauung hat Forſter die Naturwiſſenſchaft zu einer der mächtigſten Triebfedern für die Geſchichte der europäiſchen Bildung geſtählt.

Seine kleinen Schriften ſind ebenſo volksfaßlich als gedankenreich. Er warnte vor der Verwechslung der für kindliche Faſſungskraft eingerichteten Darſtellung mit dem Kindiſchen. Er war ſich wohl bewußt, „eine weniger vorbereitete Wißbegierde befriedigen zu können", indem „er die allgemein intereſſirende Seite herauskehrte." Aber er verlangte andererſeits vom Leſer „eine gewiſſe Thätigkeit der eigenen Geiſteskräfte und einen richtigen Sinn, um überhaupt alles Neue, ſobald es nicht in Kunſtwörtern verborgen bleibt, unterhaltend, richtig und anwendbar zu finden." Und Neues wußte er Jedem zu geben, indem er das Bekannte in neuen Verbindungen vortrug und aus der eigenen reichen Anſchauung ſchöpfte. Dadurch hat er ſeinen Werken den höchſten Zauber verliehen, der Volksſchriften für den Weiſeſten ſo lehrreich und erquickend macht, wie für den kindlichen Sinn, der unvorbereitet herankommt. Mit wenigen kühnen, geraden

Strichen zeichnet er überall die Gedanken hin, die für uns jetzt noch als leitende Denkbilder gelten können. Was bliebe zum Beispiel einem Schriftsteller, der von den Nahrungsmitteln handeln will, heute zu thun, als Forster's Gedanken, die er in seinem reizenden Aufsatze über Leckereien spielend erörterte, mit Hülfe der Baustoffe, welche die neuere Wissenschaft bietet, gehörig zu entwickeln?

Forster's Sprache ist rein, und ohne daß er ängstlich den Gebrauch eines vereinzelten Kunstausdrucks vermiede, kann man aus seinem fließenden, ungezwungenen Styl erstaunlich viel lernen, um den geschmacklosen Gebrauch von Fremdwörtern durch gefällige, natürliche Wendungen und gelungene Erfindung zu vermeiden. Seine Lehrweise ist einfach und klar, die Darstellung ruhig und würdevoll, weil seine Gedanken immer reif sind. Wie Rahel einst von Thibaut's Buch „über die Nothwendigkeit, ein allgemeines Recht in Deutschland zu haben", so kann man von den Schriften Forster's sagen: sie seien reif, und also sehr klein. Frei von den dürren Formen eines schulmäßig eingetheilten Lehrgebäudes, von der ermüdenden Breite eines fruchtlos nach Erschöpfung ringenden Sammelfleißes, versteht er immer wahr und lebendig, reich und anmuthig zu schildern. Weil er auf seiner aus eigener Anschauung reichen Palette keine Farbe erst zu suchen braucht, weil seine durch eine Fülle von Beobachtungen genährte Einbildungskraft ein vor-

treffliches Skizzenbuch mit ſich herumträgt, ſo gelingt ihm bei ſeinem Geſchmack die dichteriſche Geſtaltung überall von ſelbſt. Weil endlich jeder Strich und jede Tinte ſeines Pinſels nothwendig ſind, ihren Entſtehungsgrund auf feſt gefügte Gedankenreihen zurückführen, ſo ſind ſeine Gemälde ſchön und warm, ohne jemals mit Schmuck überladen zu ſein.

Je mehr man Forſter lieſt, deſto freudiger bewundert man die unerſchöpfliche Kraft, mit der er Tiefe der Gedanken und durchſichtige Schönheit der Form zu paaren weiß. Leſen wir zum Beiſpiel ſeinen Vergleich des Himmels mit dem Meere, als er letzteres in Dünkirchen ſeit zwölf Jahren zum erſten Male wieder begrüßte:

„Ich werde Dir nicht ſchildern können", ſchreibt er an Thereſe, „was dabei in mir vorging. Dem Eindrucke ganz überlaſſen, den dieſer Anblick auf mich machte, ſank ich gleichſam unwillkürlich in mich ſelbſt zurück, und das Bild jener drei Jahre, die ich auf dem Ocean zubrachte und die mein ganzes Schickſal beſtimmten, ſtand vor meiner Seele. Die Unermeßlichkeit des Meeres ergreift den Schauenden finſterer und tiefer als die des geſtirnten Himmels. Dort an der ſtillen, unbeweglichen Bühne funkeln ewig unauslöſchliche Lichter. Hier hingegen iſt nichts weſentlich getrennt; ein großes Ganze und die Wellen nur vergängliche Phänome. Ihr Spiel läßt nicht den Eindruck der Selbſtändigkeit des Mannigfal-

tigen zurück; ſie entſtehen und thürmen ſich, ſie ſchäumen und verſchwinden; das Unermeßliche verſchlingt ſie wieder. Nirgends iſt die Natur furchtbarer als hier in der unerbittlichen Strenge ihrer Geſetze; nirgends fühlt man anſchaulicher, daß, gegen die geſammte Gattung gehalten, das Einzelne nur die Welle iſt, die aus dem Nichtſein durch einen Punkt des abgeſonderten Daſeins wieder in das Nichtſein übergeht, indeß das Ganze in unwandelbarer Einheit ſich fortwälzt."

Wenn man verfolgt, wie Forſter die einfachſten Schauſpiele der Natur mit farbiger Wahrheit und bewegtem Leben in ungebundene Rede zu kleiden wußte, dann fühlt man ſich verſucht zu der Behauptung, daß er in Formen dachte. So wußte er, „ſelbſt mit dem verwöhnten Geſchmack, den er aus den Rheinländern mitgebracht hatte, den eigenthümlichen, großen, wenngleich keineswegs romantiſchen Charakter einer ebenen Landſchaft" mit dem ſtillen Zauber ihrer einfachen Reize wiederzugeben. Vor den „unabſehlichen Gefilden von Flandern, Hennegau und Artois", auf dem Wege zwiſchen Lille und Dünkirchen, ruft er aus:

„O dies iſt das Land der lieblichen, der kühlen Schatten! Hier begrenzen die hochbewipfelten, ſchlanken Ulmen, Eſpen, Pappeln, Linden, Eichen und Weiden jedes Feld und jeden Weg, jeden Graben und jeden Kanal; hier laufen ſie meilenweit fort in majeſtätiſchen

Alleen, bekleiden die Heerſtraßen, oder ſammeln ſich in Gruppen auf den weiten Ebenen und den Anhöhen, um die zerſtreuten Hütten und um die ſtillen Dörfer. Die Anmuth, die Mannigfaltigkeit und Pracht dieſer hohen, ſchön geſtalteten Bäume verleiht den hieſigen Landſchaften einen eigenthümlichen Charakter. Der Teppich der Wieſen iſt in dieſen naſſen Tagen herrlich grün geworden; die Weizenäcker ſchimmern mit einer wahrhaften Smaragdfarbe; die Knoſpen der Bäume wollen trotz dem kalten Hauche der Nordwinde ihren Reichthum nicht länger verſchließen; die Kirſch- und Birn- und Aepfelbäume in den Gärten, die Pfirſich- und Aprikoſenbäume an den Mauern öffnen mitten im Regen ihre Blüthen. Bei dieſer üppigen Pracht des Frühlings entbehrten wir dennoch den Anblick der Dünen und des Meeres, den uns der Nebel neidiſch verhüllte. Jener unermeßliche blaue Horizont, der ſich an die Wölbung des azurnen Himmels anſchließt, muß der hieſigen Ausſicht eine erhabene Vollkommenheit geben, die nur in wenigen Punkten unſerer Erde erreicht werden kann."

Ein ander Mal ſieht Forſter bei Maasſluis, unweit Rotterdam, die Sonne in der Maas ſich ſpiegeln. „Des Stromes ganze Oberfläche", ſagt er, „war wie der Sternenhimmel, nur unendlich dichter mit funkelnden und flimmernden Punkten beſäet, indem der leichte Wind die Oberfläche des Waſſers kräuſelte und in jedem Rändchen,

das ſich erhob, ein Strahl zurückgeworfen ward. Dichter und dichter geſäet, verſchränkten ſich in Reihen und Glieder die Funken, bis ſie ſenkrecht unter der Sonne zuſammenfloſſen in ein Silbermeer von Licht, das blendend vor uns lag. Die zarten Blüthen unſeres Raſenbettes hielten wir über uns in das Licht, gegen den Azur des Himmels; da ſchien uns ihr Roſenroth in das unermeßliche Blau hineingehaucht; von der Sonne durchſchimmert, ſchien ihr Weſen von ätheriſcher Subſtanz; ſo rein und zart ſind die Farben und die Gewebe der Tauſendkünſtlerin Natur!" Man ſieht, wenn Forſter ſchon Italieniſche Formen den Flamändern und Tahiti'ſche Gegenden dem Rheingau vorzog, er verſtand doch auch die dichteriſchen Reize einer Niederländiſchen Landſchaft.

Gilt es nun gar, das natürliche Gepräge von Völkern zu beſchreiben, dann übertrifft der feine Menſchenforſcher allemal ſich ſelbſt. Laſſen wir auch hier das Kunſtwerk reden ſtatt aller Beurtheilung und vergleichen wir ſeine Schilderung der Bewohner des hohen Nordens von Amerika und die noch ſchärfere Beſtimmtheit, mit welcher er die Charakterzüge der Holländer erfaßte.

Es iſt von den Polarmenſchen in Labrador und Grönland die Rede: „Ihre Kleidung, die aus Vogelfellen und Thierhäuten bereitet wird, und ihre wenigen Geräthſchaften verrathen den Fleiß und die Erfindſamkeit des langen, ruhigen Aufenthaltes im Hauſe. Eben

dieſe Nothwendigkeit des Himmelsſtriches, die ihnen eine halbjährige Nacht und einen halbjährigen Tag zu durchleben befiehlt, hat auch vermuthlich einigen Einfluß auf ihre milde, geſellige Stimmung und ihre Geſprächigkeit. Ihre eingeſchränkten Bedürfniſſe und die gewiß auch der Entfernung von der allbelebenden Sonne zuzuſchreibende geringe Heftigkeit ihrer Leidenſchaften ſcheinen es bewirkt zu haben, daß ihre Familienvereinigung beinahe patriarchaliſch geblieben iſt, daß ſich keine angemaßte Autorität darin emporſchwingt, daß kein bürgerlicher Zwang außer etwa dem des Spottes und der Verachtung, den freien Willen eines jeden Einzelnen zügelt, daß kein Oberherr, kein Heerführer, kein Machthabender unter ihnen bekannt iſt, und daß ſelbſt der Kunſtgriff, ſich zum Angekok oder Zauberer zu erklären, noch kein regelmäßiges Syſtem des Betruges und der Unterjochung nach ſich gezogen hat. Ihre Phantaſie trägt den Abdruck des Bodens, den ſie bewohnen, des Himmels über ihnen, der Schwäche ihrer Geſtalt und der Farbe ihres Lebens."

In Holland fand es Forſter ſchwer, „die charakteriſtiſchen Umriſſe beſtimmt anzugeben, worin das Unterſcheidende der Nationalgeſtalt beſteht." Sein Bild iſt deſto lehrreicher gerathen. „Der ganze Körper", ſagt er, „iſt gewöhnlich ſehr robuſt und man wird ſelten eine

Figur von feinen, eleganten Proportionen und zartem Knochenbau gewahr. Das Ueberfütterte aber, das Schlaffe, Abgespannte, wodurch die Brabanter uns so zuwider wurden, habe ich hier nur als seltene Ausnahme bemerkt; gewöhnlich ist hier alles feste Faser und derbes Fleisch. Der blonde Teint hat die starke Kirschenröthe der blutreichsten Gesundheit, wobei die Haut nur selten so zart zu sein pflegt, wie unsere Weichlinge sie verlangen und unsere Mädchen, diesem Geschmacke zu gefallen, sie sich wünschen und durch tausend fruchtlose Künste zu schaffen suchen. Das blaue oder graue Auge hat unter den dichten Augenbrauen einen festen, kalten Blick. Lange Nasen und gerade Profile sind nicht ungewöhnlich, und die Mundwinkel laufen selten scharf zu, sondern bleiben gutmüthig breit, womit zuweilen ein Ausdruck von Beschränktheit verbunden ist. Wie verschieden aber auch der Schnitt der Lippen sei (denn es giebt deren, die allerdings sonderbar geschnitten sind und zumal unter dem Pöbel etwas Keckes, oft auch etwas Hartes verrathen), so scheint mir doch um den Mund und an dem Halse das allgemeine physiognostische Wahrzeichen, welches die Holländer kenntlich machen kann, am deutlichsten ausgeprägt. Ohne Scherz, ich glaube, daß die Theile, welche die Sprache bilden, wieder von ihr und für sie gebildet werden, und die hiesige ganz eigene vokalenreiche Mundart, mit ihren vielen breiten Doppellauten, ihren Gurgel-

tönen und ihrem weichen Gezisch, ertheilt der Kehle, der Zunge, den Mundmuskeln, Halsmuskeln und Wangen die eigenthümliche Bewegung, die mit der Zeit auf die Gestalt dieser Theile wirkt. Man hat, wenn ich mich recht erinnere, die Bemerkung schon eher gemacht, daß die republikanische Verfassung den Sitten und zugleich dem Ausdruck der Gesichtszüge etwas Einförmiges giebt; ich finde hier das Phänomen bestätigt, was es auch für eine Bewandtniß mit der Ursache haben mag. Indeß herrscht doch in den hiesigen Physiognomien ein bestimmter Charakter, der mit der Erziehung und Lebensweise, mit der Denkungsart und der Ausbildung im engsten Verhältnisse steht. Man sage nicht, weil überall nur eine kleine Anzahl von Begriffen unter den geringeren Volksklassen in Umlauf kommt, daß es gleichviel sei, worin diese bestehen und von welcher Art sie sein mögen. Die überwiegende Stärke, womit hier gewisse moralische Grundsätze auf die Handlungen des großen Haufens einfließen, die ebenfalls in Gefühl übergegangenen Ideen von Freiheit, die davon unzertrennliche Selbstachtung und die gefürchtete Gerechtigkeit der öffentlichen Meinung oder der allgemeinen Stimme des Publikums, wirken, nebst vielen anderen Ursachen, um diese Menschen auf eine Stufe der Humanität zu heben, welche vielleicht von anderen Völkern mit glänzenderen Eigenschaften nicht immer erreicht wird und über dem Standpunkt

der faden Raſſen unendlich erhaben iſt, die, gegen den Sporn der Ehre und der Schande unempfindlich, ihre Leere und moraliſche Nullität nur mit dem Firniß der Nachahmung und eines aberwitzigen Leichtſinnes übertünchen. Es iſt wahr, man vermißt hier ziemlich allgemein jene leichte, ſpielende Flamme des Geiſtes, die aus dem Sterne der Augen leuchtet, im Aufſchlag der Wimper proteusähnlich ſich verändert, in den feinen Fältchen der Stirne lauſcht und des Mundes gedankenreiche Stille umgaukelt; jenen leiſen Lebensathem, der alles durchhaucht, jene Empfindung, die nur empfunden werden kann, jenen Blitz, der in einem Augenblick zehn entfernte Ideen zündet und in die Feuerkette des Gedankens knüpft! Hier iſt der Geiſt in der Maſſe gebunden und mit ihr verkörpert; roh, ſchwerfällig und einſeitig iſt der Volksſinn, aber nicht ohne Originalität und Energie. Das Vertrauen in eigene Kräfte, die ſelbſtzufriedene Behaglichkeit, gewinnt oft das Anſehen von kalter Unempfindlichkeit; die langſame bedächtige Gleichmüthigkeit kann zuweilen in Trägheit und Amphibienzähigkeit ausarten; das entſchiedene Wollen geht über in Starrſinn und die nüchterne Sparſamkeit in Habſucht und Geiz. Solche Karrikaturen dringen ſich durch ihre eckigen Züge dem Gedächtniß am leichteſten auf, und darüber vergißt nicht ſelten der Beobachter die Tugenden anzumerken, aus denen ſie entſpringen."

Forſter hat an zahlreichen Stellen bewieſen, daß er die Tugenden nicht vergaß, daß er in Holland, wie in der Südſee, den Menſchen nahm wie er iſt. Die Betrachtung der holländiſchen Geſchichte führt ihn zu dem Ausruf: „Wahrlich, die Beſonnenheit, die mit unermüdetem Fleiße, mit dem redlichen Beſtreben nach einem Vermögen, welches der Erwerb ihrer eigenen Hände ſei, mit Geſchicklichkeit in den mechaniſchen Künſten und Talent zu ihrer Vervollkommnung, mit Kühnheit auf dem Meere, mit Tapferkeit im Kampfe, mit Standhaftigkeit in Gefahr, mit Beharren in Widerwärtigkeit, mit Enthaltſamkeit im Ueberfluß und, was über dieſes alles geht, mit unauslöſchlicher Freiheits- und Vaterlandsliebe verbunden iſt — die darf man wohl etwas mehr als bloßes Phlegma nennen!“ Und Hemſterhuis veranlaßt Forſter zu der Bemerkung: „Wenn es noch eines Beweiſes bedürfte, daß Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geſchmackes, verbunden mit der Fertigkeit und den ſubtilen Stacheln des ächten Witzes, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philoſophie und dem Dichterſchmuck einer Alles verjüngenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdſcholle gebunden ſind, ſo würde wenigſtens ein Mann wie dieſer beweiſen, daß Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeſchloſſen iſt, wo die edelſten Kräfte und die zarteſten Empfänglichkeiten der menſchlichen Natur den

höchsten Punkt ihrer Entwickelung erlangen und die reifsten Früchte bringen können."

Wo der Strom der ächten Schönheit so fruchtbar befruchtend durch die Seele fließt, wie überall in Forster's Werken, da wird es unmöglich karg zu sein, wenn man liebliche Bäche, bewunderswürdige Wasserfälle, erquickende Ufer zu kleinen Bildern wählt, um die Größe des Stromes ahnen zu lassen. Bisher lehrt die Erfahrung, daß die Bekanntschaft mit Forster's Schriften bei der Nachwelt allsogleich zur Freundschaft wurde. Wir dürfen darum hoffen, daß jene vereinzelten Bilder zu dem Gesammtleben locken werden, in dem sie an der eigenen Stelle erst das rechte Licht gewinnen. Entzükkend ist der ganze Strom mit seiner immerwährenden Bewegung, bald eingeengt zwischen hohen Felsen, sich durchkämpfend in lichtvolle Ebenen, bald großartig herabstürzend von einer mächtigen Wand, um nach schönem Wechsellauf zur Meerestiefe hinzueilen. Das sanfteste Wellenspiel muß abwechseln mit dem kräftigen Rauschen, das zarte oberflächliche Gekräusel am Ufer mit der tiefen Furche, die der Schiffskiel zieht; hier liegt der Fluß im engen Bette im Schatten der Felsen, dort kocht die Mittagssonne im schönen Gau an seinen Ufern die Trauben reif. O, folgt ihm darum selbst, von sei-

nen Quellen bis an das Meer der Zeiten, die seine Gedankenwellen in sich aufnehmen. Badet Euch in der Springfluth, die seine Denkbilder erfrischt und Eure Denkkraft beleben wird. Denn nur in der Verbindung des Wechsels treibt und schwillt das volle Leben. Und wenn ihr dann die Stelle findet, die Forster auf die höchste jugendkräftige Kunstleistung bezog, dann werdet Ihr unwillkürlich seiner hehren Gestalt und seiner Schöpferfreuden gedenken.

„Schön ist der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt und die freie Phantasie in rosigen Träumen schwärmt. Uns selbst vergessend im Anschauen des gefühlerweckenden Gegenstandes, fassen wir seine ganze Fülle und werden eins mit ihm. Nicht bloß die Liebe spricht: gebt Alles hin, um Alles zu gewinnen! Bei jeder Art des Genusses ist diese unbefangene Hingebung der Kaufpreis des vollkommenen Besitzes. Aber auch nur was so innig empfangen, uns selbst so innig angeeignet ward, kann wieder ebenso vollkommen von uns ausströmen und als neue Schöpfung hervorgehn. Diesen Ursprung erkennt man in den Werken, die ächtes Genie gebar; sie sind die Kinder eines edlen, großen, umfassenden Sinnes und einer Bildungskraft von unaufhaltsamer Energie!“

Unaufhaltsame Spannkraft, wenn irgend einer, hat Forster sie bewiesen, der aus der Quelle der Wahrheits-

liebe ihre ewige Verjüngung ſchöpfte. Das iſt der letzte und der markigſte Zug, den wir noch in die Schilderung des wirkſamen Volkslehrers aufzunehmen haben. „Des Schriftſtellers höchſte Pflicht in ſeinen Augen war, zur Erweiterung des Reichs der Wahrheit aus allen Kräften beizutragen, und der etwa damit verknüpften Gefahr ruhig entgegen zu ſehen*).“ Nach dieſer Pflicht war ſtets ſein Leben eingerichtet, in der ſtillen Vertretung ſeiner Anſicht in engeren Geſellſchaftskreiſen, und wenn es galt für öffentliches Wohl mit Löwenmuth ſeinen Charakter einzuſetzen. Wahrheit gehörte ſo unzertrennlich zu ſeiner Natur, daß die Erfüllung jener Pflicht immer der Ausübung eines Rechtes ähnlich ſah. Kein Kampf in der gerechten Seele trieb ihn zu blindem Eifer, ruhige Ueberzeugung hatte ſeine feſte Begeiſterung mit beharrlicher Thatkraft verbunden. So einfach wie er verſicherte, „er finde es nicht recht, daß er je ſich ſollte abhalten laſſen, ſeine Meinung über dies und jenes zu ſagen, weil Dieſer und Jener anderer Meinung iſt“, ſo ruhig ſprach er aus: „ich gäbe gar nichts drum zu leben, wenn ich's nicht kann, indem ich mir ſelbſt Beifall gebe für meine Art zu denken und zu handeln**).“ Es war ſein Glück, die Wahrheit ſagen zu dürfen. „Vivitur

---

*) VI. 357.

**) An Sömmerring bei Wagner, 218, 225; vgl. 231.

ingenio, wie Lichtenberg ſagt; das iſt es alles, was ich mit meiner Freiheit ſagen will, womit ich mir herausnehme, Sätze in's Publikum zu ſchreiben, die mir gefallen, weil ſie mir wahr ſcheinen." „Gerade darum iſt Einer anderen Sinnes als der Andere, damit er ſeine Meinung ſage, aber nicht damit er Jemand zwinge ihr beizutreten." Wenn man dieſe und ähnliche faſt kindliche Verſicherungen lieſt, die ſo abſichtslos aus ſeiner Seele kamen, daß ein beſorgter Freund ſie ſeiner Feder entlocken mußte, dann begreifen wir, daß niemals dieſer Mann in Bekehrungseifer aufloderte, allein wir begreifen auch, daß er nie ſich ſelbſt und Andere mit dem Wahn betrogen hat, als dürfte der Weiſere beim Spenden der Wahrheit die Rolle der Vorſehung für den minder hell ſehenden Mann zu ſpielen ſich erdreiſten. Als wenn das Volk nicht mehr Achtung hätte vor dem Lehrer, der rückſichtslos ſein innerſtes Denken verkündigt, und vor dem Staatsmann, der ſich als aufrichtiger Charakter in jeder Lage muthig bewährt, als vor den Schatten des Glaubens und der Täuſchung; zu denen doch nur der hundertſte oder tauſendſte Mann das rechte Fleiſch und Blut zu finden vermag oder zu finden bereit iſt.

Um dieſer ungetrübten Wahrheit und ihrer geſchichtlichen Verklärung willen ſollten Forſter's Schriften nie die Hand des Volkes verlaſſen. In dem Gewühl des

Kampfes wird auch die ruhigſte Ueberzeugung des mitlebenden Denkers oft als berechnete und vorgefaßte Meinung erſcheinen müſſen. Beim Schriftſteller eines vergangenen Jahrhunderts finden wir von Nebenrückſichten geläutert und frei von aller aufreizenden Bezüglichkeit den Kern der Wahrheit leichter, die wir oft mißtrauiſch aufnehmen von der Tagespreſſe, ſelbſt wenn ſie in der That — nicht bloß nach ruhmredigen Bekenntniſſen — von den Beſten und Edelſten des Volkes verſorgt oder geleitet wird.

Forſter hatte während ſeines reifſten Wirkens manche Prüfung auch ſeines duldenden Muths zu beſtehen. Ein Töchterchen und der einzige Sohn wurden geboren; beide ſtarben nach wenigen Monaten. Und manche Stellen ſeiner Briefe laſſen ahnen, daß in dem verhängnißvollen Jahre 1792 ein geheimer Kummer in ſein Hausſchlich, der ſchwerſte, der edle Herzen treffen kann.

„Ich kann nicht ſchreiben, wenn ich nicht froh bin", ſchrieb er an Lichtenberg; „ſehen Sie da den ganzen Grund, warum Ihr Brief bis heute unbeantwortet geblieben iſt. Es iſt zum Erſtaunen was man nicht alles über ſich muß ergehen laſſen, was man nicht alles erfahren muß,

bloß um es erfahren zu haben — denn ſonſt weiß ich keine andere Abſicht, die das Schickſal mit uns haben kann, wenn es die empfindlichſten Leiden über die reizbarſten Gemüther verhängt. Ich glaube, ich bin ſeit Jahr und Tag wenigſtens um 20 Jahre älter geworden, und das nicht im beſſeren Sinn des Worts; ich fühle mich erſtorbener als ich ſollte; wie eine Pflanze, die vom Froſt gerührt iſt und ſich nicht wieder erholen kann."

An Jacobi ſchrieb er: „Weil es beſſer iſt, alle Fäden meines Herzens zu berühren, die es in Bewegung ſetzen, ſo entſchuldigen Sie jene Ausbrüche des Mißmuths, der Hypochondrie und der Traurigkeit damit, daß ich Augenblicke habe, wo eine andere Gattung von Unglück mich das Drückende in meiner äußeren Lage tiefer empfinden läßt."

In einem Briefe an Johannes von Müller ſpricht er von „einer Art des häuslichen Kummers, die vermuthlich nur gute Menſchen verwunden kann."

Nachdem Mainz im October 1792 von den Franzoſen erobert war, ſchickte Forſter im December deſſelben Jahres ſeine Frau und die Kinder nach Straßburg.

Er ſchrieb darüber an Huber: „Daß ich von Thereſe das Opfer, mit mir zu leben und zu ſterben, nicht fordern kann, fühle ich; deſto ſchmerzlicher iſt meine Lage." Und ſpäter: „Daß ſie in Sicherheit iſt, kann auf keinen

Fall überflüſſig ſein, ich bin alſo darüber ruhig, wenn ich ſchon meine Einſamkeit tödtlich fühle.“ Endlich: „Daß ich nicht auf Roſenbetten liege, weiß ich am beſten, und was zumal jetzt mich ängſtet und quält, iſt ſchwer Ihnen zu ſagen, und Sie faſſen mich doch eher als jeder Andere. Ich bin hier ganz allein; Sie wiſſen's und glauben's mir.“

* * *

Die Einnahme von Mainz hatte für Forſter eine öffentliche Thätigkeit zur Folge, die ſeiner geiſtigen Stellung zur Weltgeſchichte eine große Wichtigkeit ertheilt. Nach der Allgemeinheit ſeiner Bildung, nach der ganz eigenartigen Auffaſſung und urſprünglichen Darſtellung von Natur und Kunſt, nach dem menſchenkundigen Standpunkt, den er jederzeit ebenſo geiſtvoll als ernſt ſittlich vertrat, dürfen wir auch in der Betrachtung des Staatslebens das Allerhöchſte von ihm erwarten.

Wir haben den Schwerpunkt der Forſter'ſchen Anſchauung darin zu ſuchen, daß er an Naturnothwendigkeit auch im Völkerleben glaubte. Denn aus der Naturnothwendigkeit fließt das Geſetz der Entwicklung, das er als den Geiſt der Geſchichte erkannte, und aus dem Geſetz der Entwicklung die ſichere Freiheit von Vorurtheilen, welcher die Geſchichte ihre milden Urtheilsſprüche verdankt.

Jener Entwicklungsgang in der Geſchichte der Menſchheit war von ihm als ein Naturgeſetz durch Erfahrung gewonnen, nicht das abgezogene Hirngeſpinſt eines einſeitigen Beobachters von beſchränktem Geſichtskreis und engherzigen Liebhabereien. Er wußte daher, daß „das Jahrhundert, wie das Menſchengeſchlecht überhaupt, nicht in einem regelmäßigen Schritt vorwärts rückt, ſondern in einer unaufhörlichen Rotation. Der Ball wird von unzähligen Händen geſchlagen, geworfen, geſtoßen, geſtreift, berührt, und alle dieſe verſchiedenen kleinen und großen Impulſionen treiben ihn fort.“ Bei dieſer Einſicht war es unmöglich, daß ſcheinbare Rückſchritte ihn irre machten an der fördernden Bewegung des Ganzen. Allein eben ſo ſicher erwartete er einen bedenklichen Rückſchlag, ſo oft der Fortſchritt gewaltſam, mit erkünſtelter Frühreife gemacht war. Die Heftigkeit von Joſeph's Uebereilungen erſchien ihm ebenſo bedenklich, wie er es thöricht fand, wenn man die Großartigkeit der franzöſiſchen Umwälzung mit dem jungen und verjüngten Maaßſtab der „winzigen griechiſchen Freiſtaaten“ meſſen wollte. Er war im Stande beim „majeſtätiſchen Fluß der Lava der Revolution“ „ſich an die Rieſengröße der Zeit mit den ungewöhnlichſten Opfern“ hinzugeben; aber er wünſchte herzlich, daß „der Vulkan Frankreichs Deutſchland vor dem Erdbeben ſichern“, daß Deutſchland ſich an Frankreichs „Feuer wärmen und nicht ver-

brennen" möchte. In der Festigkeit seiner Auffassung kam er bei vertrauten Mittheilungen in dieser Richtung wohl auch zum derbsten Ausdruck, wie wenn er an Lichtenberg aus Polen schrieb: „Die Natur geht stufenweise zu Werke, und Peter der Große, glaube ich, hatte das Ding beim rechten Zipfel gefaßt, als er seine Bären vorerst durch die Knute und Ukasen zu Hunden umbildete; seine große Nachfolgerin hat noch ein viel zu weiches Herz, um ihnen den thierischen Schwanz mit Stumpf und Stiel zu benehmen."

So sehr auch diese Stelle über Forster's gewöhnliche Milde hinausgeht, so ist sie doch gerade dadurch eigenthümlich, daß er sogar die russische Knute in geschichtlichem Naturrecht verstand. Er geht noch weiter. Er wendet auf das Völkerleben die große Wahrheit an: „Die Menschen erscheinen in ihren Handlungen, wie sie sind; jeder thut, was er nicht lassen kann, und trägt die unausbleibliche Folge."*) Darum, meint er, „thäten wir am besten, Niemand zu richten und zu verdammen."

Von diesem höchsten Standpunkt steigt er nie herunter, wenn er sich auf die Beurtheilung des Völkerlebens einläßt. „Tugend und Laster sind ihm relative Begriffe, welche im Nationalcharakter nur verhältnißweise mit anderen Völkern gebraucht werden dürfen;

*) VI. 314.

und auch alsdann muß man keinem Volk, ohne Zuziehung der Sittenlehre, welche ihm zur Richtschnur dient, das Urtheil sprechen. Auf diese Art vermeiden wir den Vorwurf, daß wir fremden Völkern unsere Gedanken leihen und uns dafür das Recht nehmen, sie nach dieser unbilligen Voraussetzung zu züchtigen oder loszulassen."*) Das hindert indeß Forster nicht, den Franzosen mehr Festigkeit, Wärme und Liebe, mehr Herz und Empfindung zu wünschen, es zu beklagen, daß sie fast lauter „Kopf und Phantasie" sind, daß „bei den meisten das Herz Eis ist und nur der Kopf glüht." Aber solche Wünsche und Klagen stören ihn nicht, weil er „keine Nation einzeln als Ideal ansieht", weil „alle zusammen die Masse der ganzen Gattung ausmachen." Für die Franzosen findet er Ersatz unter Engländern, denen „warme Empfindung und kalte Ueberlegung" beschieden ist.

Aus solchen allgemeinen Betrachtungen tritt Forster dann mit beneidenswerther Sicherheit wieder tief in die einzelnsten Bezüge des werkthätigen Lebens hinein. Sein geschichtlicher Blick reicht immer in das Herz des Rechtslebens. Wie oft und nachdrücklich eifert er gegen „die thörichten Anmaßungen des neuen Völkerrechtes, das auf Entdeckungen den Anspruch auf Besitz und Eigenthum fremder, von freien Völkern schon bewohnter

*) IV. 234.

Länder gegründet hat!“ Und läßt ſich wohl das Anrecht, das der Neger hat auf menſchliche Behandlung, menſchlicher vertheidigen als Forſter that, indem er die Furcht beſeitigt, daß der Satz, welcher „die Neger als einen urſprünglich verſchiedenen Stamm vom weißen Menſchen trennt, den letzten Faden zerſchneiden könnte, durch welchen dieſes gemißhandelte Volk mit uns zuſammenhing und vor europäiſcher Grauſamkeit noch einigen Schutz und einige Gnade fand? Laſſen Sie mich lieber fragen“, ſo fährt er fort, „ob der Gedanke, daß Schwarze unſere Brüder ſind, ſchon irgendwo ein einziges Mal die aufgehobene Peitſche des Sklaventreibers ſinken hieß! Peinigte dieſer nicht, in völliger Ueberzeugung, daß ſie ſeines Blutes wären, die armen duldſamen Geſchöpfe mit Henkerswuth und teufliſcher Freude? Menſchen einerlei Stammes, die der unerkannten Wohlthat einer gereinigten Sittenlehre theilhaftig waren, bezeigten ſich ja darum nicht duldſamer und liebreicher gegen einander. Wo iſt das Band, wie ſtark es auch ſei, das entartete Europäer hindern kann, über ihre weißen Mitmenſchen ebenſo deſpotiſch wie über Neger zu herrſchen? War es nicht vielmehr noch immer edles Selbſtgefühl und Widerſtreben desjenigen, den man bedrücken wollte, das hier und dort den Uebermuth des Tyrannen in Schranken hielt? Wie ſollen wir alſo glauben, daß ein unerweislicher Lehrſatz die einzige Stütze des Syſtems unſerer

Pflichten ſein könne, da er die ganze Zeit hindurch, als er für ausgemacht galt, nicht eine Schandthat verhinderte? Nein, mein Freund, wenn Moraliſten von einem falſchen Begriffe ausgehen, ſo iſt es wahrlich ihre eigene Schuld, wenn ihr Gebäude wankt, und wie ein Kartenhaus zerfällt. Praktiſche Erziehung, die jeden Grundſatz durch faßliche und tiefen Eindruck machende Beiſpiele erläutert, und aus der Erfahrung abſtrahiren läßt, kann vielleicht es dahin bringen, daß Menſchen künftig fühlen, was ſie Menſchen ſchuldig ſind, was jede Thierart ſogar, mit der ſie doch willkürlich umgehen, an ſie zu fordern hat; Köhlerglaube hat es nie gekonnt und wird es nie bewirken. In einer Welt, wo nichts überzählig iſt, wo alles durch die feinſten Nüancen zuſammenhängt, wo endlich der Begriff von Vollkommenheit in dem Aggregat und dem harmoniſchen Zuſammenwirken aller einzelnen Theile des Ganzen beſteht, ſtellte ſich vielleicht dem höchſten Verſtande die Idee einer zweiten Menſchengattung als ein kräftiges Mittel dar, Gedanken und Gefühle zu entwickeln, die eines vernünftigen Erdweſens würdig ſind, und dadurch dieſes Weſen ſelbſt um ſo viel feſter in den Plan des Ganzen zu verweben. Weißer! der du ſo ſtolz und ſelbſtzufrieden wahrnimmſt, daß, wohin du immer drangſt, Geiſt der Ordnung und Geſetzgebung den bürgerlichen Vertrag begründeten, Wiſſenſchaft und Kunſt den Bau der Cultur vollführen half;

der du fühlst, daß überall im weiten volkreichen Afrika die Vernunft des Schwarzen nur die erste Kindheitsstufe ersteigt und unter deiner Weisheit erliegt — Weißer! du schämst dich nicht, am Schwachen deine Kraft zu mißbrauchen, ihn tief hinab zu deinen Thieren zu verstoßen, bis auf die Spur die Denkkraft in ihm vertilgen zu wollen? Unglücklicher! von allen Pfändern, welche die Natur deiner Pflege anbefohlen hat, ist er das Edelste! Du solltest Vaterstelle an ihm vertreten, und indem du den heiligen Funken der Vernunft in ihm entwickeltest, das Werk der Veredlung vollbringen, was sonst nur ein Halbgott, wie du oft glaubtest, auf Erden vermochte. Durch dich konnte, sollte er werden, was du bist oder sein kannst: ein Wesen, das im Gebrauch aller in ihn gelegten Kräfte glücklich ist.“*) So sprach die Weisheit seines warmen Herzens. Seine Lebensklugheit „stellte ihm vor, den Negerhandel allmälig zu unterdrücken, wäre kein besseres Mittel, als die Neger zu lehren, die Waaren, welche sie von den Europäern für Sklaven eintauschen, in ihrem eigenen Lande zu bereiten.“**)

Forster brauchte das Richtige nicht zu suchen, weil er die stete Wechselwirkung von Natur und Geschichte

*) IV. 304 — 306.

**) VIII. 51.

niemals aus den Augen verlor. Er war „für ſein Theil überzeugt, daß auch ohne wirkliche Vermiſchung der Raſſen bloß durch das Allgemeinwerden einer andern als der Landesſprache, durch die vermittelſt derſelben in Umlauf gekommenen Vorſtellungsarten und Ideenverbindungen, endlich durch den Einfluß, den dieſe auf die Handlungen und auf die ganze Wirkſamkeit der Menſchen äußern, eine Modification der Organe bewirkt werden kann.“*)

Der höchſte Gedankenſchwung und die freieſte Begeiſterung ſind nicht im Stande, ihn vergeſſen zu laſſen, daß die einzigen ausreichenden Triebfedern zum Guten in ſtofflichen Bedürfniſſen und nach Genüſſen ſtrebenden Wünſchen liegen. „Vernünftig“, ſagt er, „muß der Menſch zuvor werden, um ſeinen wahren Vortheil im Wohl des Anderen zu erkennen; aus Eigennutz und Verlangen nach einem glücklichen Genuſſe des Daſeins muß er Gerechtigkeit und Billigkeit ausüben, und durch die Gewohnheit recht zu handeln, den wohlthätigen Trieb der Bruderliebe erſt von ſeinen Feſſeln entbinden, ehe es ihm gelingt zu der hohen Einfalt jenes reinen Gefühls zurückzukehren, welches, ohne Rückſicht auf die kalten Geſetze der Vernunft, göttlich ahnet, was er, göttlich liebend, Gutes wirken ſoll.“

---

*) III. 169.

In allen Schattirungen hat ihn das Wechselleben von Vernunft und Eigennutz beschäftigt. Wie lebhaft stand ihm der Kreislauf der Bildung in der Bewegung des Handels vor der Seele! Wie freut er sich darob in Amsterdam! Begeistert ruft er aus: „Die Stadt mit ihren Werften, Docken, Lagerhäusern und Fabrikgebäuden; das Gewühl des fleißigen Bienenschwarmes längs dem unabsehlichen Ufer, auf den Straßen und den Kanälen; die zauberähnliche Bewegung so vieler segelnden Schiffe und Boote auf dem Süderse und der rastlose Umschwung der Tausende von Windmühlen um mich her — welch' ein unbeschreibliches Leben, welche Grenzenlosigkeit in diesem Anblick! Handel und Schifffahrt umfassen und benützen zu ihren Zwecken so manche Wissenschaft; aber dankbar bieten sie ihr auch wieder Hülfe zu ihrer Vervollkommnung. Der Eifer der Gewinnsucht schuf die Anfangsgründe der Mathematik, Mechanik, Physik, Astronomie und Geographie; die Vernunft bezahlte mit Wucher die Mühe, die man sich um ihre Ausbildung gab; sie knüpfte ferne Welttheile an einander, führte Nationen zusammen, häufte die Produkte aller verschiedenen Zonen — und immerfort vermehrte sich dabei ihr Reichthum von Begriffen; immer schneller ward ihr Umlauf, immer schärfer ihre Läuterung. Was von neuen Ideen allenfalls nicht hier zur Stelle verarbeitet ward, kam doch als roher Stoff in die benachbarten

Länder; dort verwebte man es in die Maſſe der bereits vorhandenen und angewandten Kenntniſſe, und früher oder ſpäter kommt das neue Fabrikat der Vernunft an die Ufer der Amſtel zurück."

Wir können nicht umhin, ſeine Vielſeitigkeit zu bewundern. Aber er überbietet dieſe Bewunderung immer auf's Neue nach einer anderen Richtung. Wie hoch ſteigt unſere Achtung vor ſeiner Menſchenfreundlichkeit, wenn wir die Klarheit verfolgen, mit welcher er der Menſchen Schwächen durchſchaute: „Trieb und ſinnlicher Reiz", ſagt er, „vermochten immer unendlich mehr über die Menſchen, im Ganzen genommen, als Raiſonnement und einleuchtendſte Wahrheit; noch immer führte die Welt Sittenſprüche im Munde und handelte nach leidenſchaftlichen Eindrücken; wenn es am beſten ging, täuſchten ſich die guten Leute ſelbſt, und waren bei ihrer Menſchenliebe ſo ſelbſtſüchtig, bei ihrem Patriotismus ſo tyranniſch, bei ihren Adlersblicken ſo blind, wenn es auf ihre Schwachheiten und Lieblingsneigungen ankam, daß ich die Weisheit der Mönchsregel bewundere: sine res vadere, sicut vadunt, d. h. laß geſchehen; was du nicht ändern kannſt"*). Darum konnte er an einer anderen Stelle behaupten: „So lang es wahr bleiben wird, daß die größte Anzahl Menſchen mehr ſinnlich oder thöricht

*) VII. 197, 198.

als vernünftig leben und handeln, ſo lange wird Despotismus bleiben, und das geduldigere Thier ſich vom unbändigeren leiten, treiben, quälen und ausſaugen laſſen" *).

Kann man tiefer die Wurzel des Uebels aufdecken als Forſter, wenn er ſagt: „Gerecht kann ein Volk nicht handeln, den Begriff der Gerechtigkeit kann ein Volk nicht faſſen, dem eine fremde Quelle der Erkenntniß heiliger iſt, als ſeine eigene prüfende und richtende Vernunft. — Wo andere Menſchen ſich auf die angeborene Fähigkeit zu empfinden, zu denken und zu urtheilen, und auf die natürliche Untrüglichkeit und Allgemeinheit der Vernunftſchlüſſe berufen, verläugnen die Sklaven einer fremden Autorität ihre Empfindung, ihre Denk- und Urtheilskraft, erſticken die Stimme des Gewiſſens, und folgen blindlings der Impulſion, die ihnen durch jene äußere Kraft der Autorität gegeben ward. Vernunft, Gerechtigkeit, Billigkeit, Menſchenliebe ſind für ſie Worte ohne Sinn, ſobald ſie ſich berufen glauben, den Machtſprüchen, die ihnen alles aufwiegen, Nachdruck zu verleihen. Umſonſt verſucht man es, ihnen die ſanft überredende Kraft der Gründe entgegenzuſetzen. Sie thun Verzicht auf alles was die Menſchheit adelt; ſie gehorchen nur der offenbaren phyſiſchen Gewalt; und um ſich ihrer

*) VII. 174.

zu erwehren, ſieht man ſich gezwungen, mit ihren Waffen zu ſtreiten"*). Mit überwältigender Klarheit hat er dieſen Gedanken immer wiederholt. Schon im Jahre 1781 ſagte er in ſeiner Arbeit über Magindanao: „Sobald die Menſchen etwas weniger Gegenwärtigem, als bloß ſinnlichen Eindrücken offen ſtanden, hatte man das Seil um ihre Hörner geworfen, und nichts war leichter als auf ihnen querfeldein zu reiten"**)! „Und die Politiker", meint er, „wiſſen es wohl, daß ein Volk, welches ſich mit Spielzeug nicht auf eine oder die andere Art den Teufel blenden ließe, wenigſtens noch nicht als Volk auf dieſer Erde exiſtirt"***).

Wie Viele ſind über dieſen betrübenden Wahrheiten ermüdet, wie Viele zu bitterer Verzweiflung, zu mißmuthiger Sorge getrieben worden. „Sorgen Sie nicht", ſagt Forſter, „nichts iſt verloren wo der Samen des Guten bleibt! Die Gegner der Vervollkommnung ſollten endlich überzeugt ſein, daß man die ſchönen Träume von idealiſcher Vollkommenheit den Schwärmern überlaſſen könne, ohne deshalb an der Sache der Freiheit, oder, welches gleichlautend iſt, der Vernunft und Sittlichkeit, zu verzweifeln. Gutes und Böſes ſind in unſeren Ver-

---

*) IV. 63.

**) IV. 249.

***) IV. 246.

hältniſſen nirgends ganz unvermiſcht, und der Grad des Mehren oder Mindern beſtimmt die Unterſchiede. Im ſtrengen Wortverſtande war noch keine Verfaſſung ſo durchaus böſe, daß nichts Gutes mehr dabei gedeihen oder beſtehen könnte, keine ſo ſchlechterdings vollkommen, daß nicht Fehler, Mißbräuche und Verbrechen darin möglich wären. Wird man aber daraus folgern dürfen, daß es der Mühe nicht lohne, dem Uebermaaße des Böſen abzuhelfen und ſeinem Fortſchritt ein Ziel zu ſtecken? Wird es darum gleichgültig ſein, ob wir unter einer guten oder böſen Regierung leben? Wenn der Zweck unſeres Daſeins lediglich durch die Uebung und Anwendung unſerer Verſtandeskräfte erreicht werden kann, dürfen wir es gut heißen, daß die Menge von dieſer Beſtimmung ausgeſchloſſen und von ihrer Erreichung gewaltthätig abgehalten werde, weil es freilich unmöglich iſt, daß Alle ſich in gleichem Grade zu vernünftigen und ſittlichen Weſen entwickeln? Wenn Jemand eine Anzahl Kugeln nach einem beſtimmten Ziele zu werfen hätte, wie thöricht würde er uns vorkommen, falls er ſich bereden ließe, daß er ſie eben ſowohl in entgegengeſetzter Richtung dürfe laufen laſſen, weil ſie doch nicht alle das Ziel erreichen könnten*).

*) VI. 292.

Der zähe Muth, der den Menschen befähigt, das Wenige zu thun, trotzdem daß er das Ganze nicht erreichen kann, war bei Forster genährt von der erhebenden Ueberzeugung, daß „die Wahrheit auch die dichsten Finsternisse mit ihrem, nicht bloß leuchtenden, sondern auch eindringenden und alles Unreine verzehrenden Strahl verwandeln wird, und daß der Egoismus, der vor lauter Furcht, seinen Zweck zu verfehlen, falsche Maaßregeln ergriff, es sich selbst zuschreiben muß, wenn Geist, Gefühl und Muth auf der einen Seite, gegen Ohnmacht des Verstandes, des Herzens und der Mannheit auf der anderen, statt einer ruhigen, kaltblütigen Erörterung, jetzt mit einer hunderttausendzüngigen Beredtsamkeit die Freiheit predigen, und, als erwählte Rüstzeuge der Vorsehung, Wunder thun!" *)

Vertrauen zur Siegeskraft der Wahrheit und Liebe zur Freiheit gehen immer Hand in Hand. Beide fließen aber unmittelbar aus der Einsicht in das Gesetz der Entwicklung, die ohne Veränderung und Fortschritt nicht denkbar ist. „Ist die innere, sittliche Freiheit", sagt Forster, „die wahre Grundlage menschlicher Glückseligkeit; ist alles Glück unsicher außer demjenigen, welches in dem Bewußtsein der moralischen Unabhängigkeit besteht: so hintergeht man uns, wenn man in allen Fällen auf die

*) VI. 133.

Erhaltung des gegenwärtigen Zuſtandes dringt und den hohen Genius anfeindet, der vielen Menſchen Veranlaſſung gab, durch ungehemmte Wirſamkeit der Geiſteskräfte ſich zu jenem Bewußtſein emporzuſchwingen" *).

Durch alle ähnlichen Aeußerungen Forſter's zieht ſich als Grundgedanke die unerſchütterliche Wahrheit, daß man durch ſittliche Freiheit, d. h. durch Einſicht und Tugend die bürgerliche und ſtaatliche verdienen muß. Darum „bedauerte er gewöhnlich die unterjochten Völker nicht." „Ihre Sklaverei ſei auf ihrem eigenen Haupte!" ſagt er. „Gegen die Löwenkräfte des freien Menſchen, der ſeine Freiheit über alles liebt, ſind alle Höllenkünſte der Tyrannei unwirkſam." **)

Weil Forſter die Wahrheit kannte, „daß der Menſch nichts ohne Leidenſchaften ausrichtet, und daß mithin an jene idealiſche Vollkommenheit, welche wir oft in Büchern träumen, ſo gut als gar nicht zu denken iſt" ***), verfolgte er auch in den gewaltigen Auftritten der Umwälzung das Walten einer Naturkraft, deren Folgen oft den Schranken der menſchlichen Vernunft und verſtändigen Wünſchen zu entwachſen ſcheinen. Allein er fand es „der Mühe nicht werth, die Armſeligkeit zu widerlegen,

---

*) III. 186.

**) III. 227.

***) IX. 68.

womit einige verworfene Schriftſteller die wenigen unvermeidlichen Unglücksfälle, die eine große Revolution nothwendig mit ſich bringen mußte, als Enormitäten der erſten Größe und als Schandflecken der Geſchichte darzuſtellen bemüht ſind, indeß ſie den ſyſtematiſchen Mord von Tauſenden durch den Ehrgeiz kriegführender Deſpoten und die langſame Vergiftung der Freuden von Hunderttauſenden, durch die Erpreſſung unerſchwinglicher Abgaben für nichts achten, oder wohl gar als ruhmvolle Thaten mit ihrem feilen Lobe vor dem Fluche der gegenwärtigen und kommenden Generation zu ſichern hoffen.“ *) „Traurig nennt er die Wahl zwiſchen zwei großen Uebeln; allein es liege ſchon in der Natur der Sache, daß die Folgen der Anarchie, wie ſchwarz die Miethlinge des Deſpotismus ſie auch ſchildern mögen, nur Kinderſpiele ſind gegen die Schandthaten beleidigter Sklaventreiber. Ihre Erbitterung wird giftiger durch die vermeinte Kränkung ihrer Herrſcherrechte; ihr Zweck iſt nicht bloß Unterjochung, ſondern zugleich Rache und Strafe; ſie ſind immer Krieger und Henker zugleich; ſie zerſtören und verwüſten aus Grundſatz und nach einem vorher bedachten Plan.“ **)

---

*) III. 247.

**) III. 267.

Forſter wollte Staatsumwälzungen „nicht in Beziehung auf Menſchenglück und Unglück betrachtet wiſſen, ſondern als eins der großen Mittel des Schickſals, Veränderungen im Menſchengeſchlecht hervorzubringen.“ *) Die Hauptſache war ihm zu ſehen, wie „Frankreichs Einwohner in eine Activität geriethen, die ganz außer dem gemeinen Gang der Dinge lag; ob ſie glücklicher im gewöhnlichen Sinne des Worts dadurch geworden ſeien, konnten nach ſeiner Anſicht nur diejenigen fragen, die über menſchliche Angelegenheiten nie nachgedacht und keine Erfahrungen eingeſammelt hätten. Die Natur oder das Schickſal frage nicht nach dieſer beſonderen Art von Glück.“ **) Die „verwundenden Erſcheinungen des Augenblicks nennt er bloß Stürme der Revolution, auf welche wieder heiteres Wetter folgen wird. Wenn der Blitz hie und da eingeſchlagen hat oder der Hagel einige Felder zerſchlägt, hätte man doch Unrecht zu glauben, daß der Welt Untergang nahe oder die Hungersnoth allgemein vor der Thüre ſei.“ ***)

„Wer möchte für die Revolution eine Lanze brechen“, fragt Forſter, „wenn es darauf abgeſehen wäre, die Moralität und Vernunftgemäßheit aller einzelnen Auf-

*) IX. 5.

**) IX. 19.

***) IX. 64.

tritte und Begebenheiten in ritterlichen Schutz zu nehmen? Allein soll man deshalb auch den bewundernswürdigen Ideenreichthum, die Menge der erhabensten Vernunftwahrheiten, die unzähligen Berührungen und Schwingungen des edelsten Menschensinnes, kurz das große Schauspiel des Ringens und Hervordringens einer solchen Masse von Geisteskräften, die bei jenen Anlässen bald empfangen und bald sich mittheilen, schlechterdings verkennen und für nichts rechnen"?*) — „O über die Kinder, die sich die Nase an einer Stuhlecke stoßen, und den Stuhl dafür peitschen! — O über die Klügler, die, wenn das Gewitter, das die Saaten erquickte, zugleich Dörfer in Brand steckt, Menschen und Heerden erschlägt, nicht wissen, ob sie es Wohlthat oder Plage nennen sollen"!**) — „Unsere Dialektiker selbst werden nicht beweisen können, daß eine Sache darum verwerflich sei, weil böse Menschen sie beförderten, oder weil sie zu bösen Zwecken genißbraucht werden kann. Wer möchte es dem kostbarsten Geschenke der Vorsehung an die Menschheit, dem Christenthume, zum Vorwurf machen, daß ein so verabscheuungswürdiger Mensch, wie Constantin, ihm auf den Trümmern der alten Volksreligion zuerst einen Thron erbauete, und daß Abscheulichkeiten,

---

*) VI. 318.

**) VI. 334.

die unter gesitteten Völkern sonst unerhört sind, wie zum Beispiel die Menschenopfer des Inquisitionsgerichts, aus der verdreheten Lehre des Evangeliums flossen"?*)

Forster's geschichtliche Urtheile steigen nicht herab aus der kalten abgezogenen Ferne der Vogelflucht, sie steigen auf aus einer Menschenbrust, die mitten unter den Ereignissen, in Sturm und Drang, in Noth und Kummer, nicht müde ward die reinste Menschenliebe zu athmen. Und diese Liebe war die Mutter seiner Weisheit, sie verlieh ihm auch in diesem Zweige des Forschens die Schöpferkraft, die ihn vor allen zum Schriftsteller des Volkes adelt. Geschmackvoll in der Kunst, weise in der Geschichte, tief und bahnbrechend in der Naturwissenschaft, leuchtend in allen Richtungen, die des Menschen Geist verfolgt, und dabei in seiner Darstellung immer lebendig und schön, klar und fest, warm und folgerichtig, was könnte ihm fehlen, um an die Spitze unserer Geister zu treten? Was Göthe zum ersten Dichter macht, daß er nämlich auch der erste und vielseitigste Denker war, das stellt Forster in den höchsten Rang unter allen Volkslehrern. Das Volk verlangt Weisheit und Geschmack, Kenntnisse und Gestaltungskraft, es verlangt Leben und Ruhe, Liebe und Gedankenmuth. Das Volk bedarf aber überdies der Vielseitigkeit, und da es

*) VI. 180.

keine großen Bücherſammlungen in ſeinen Werkſtätten und Erholungskammern anlegt, ſo kann der eine Forſter eine große, bändereiche Bücherreihe entbehrlich machen. Er ſteht überdies dem Volke ſo nahe, wie keiner, durch ſeine rührende Beſcheidenheit. Er war ſelbſtgenügſam wie der Künſtler, von dem er verlangte, daß er „nur im Gefühl ſeiner überſchwänglichen Schöpferkraft" arbeiten ſolle. Iſt es nicht als hätte eine ſanfte Ahnung ihn ſelbſt ſein Leben als das verklärte Kunſtwerk erblicken laſſen, das unſere Liebe und Bewunderung hinreißt, wenn er, zunächſt durch die Leiſtungen vollkommner Schauſpieler angeregt, die folgende Stelle ſchrieb?

„Wahrlich! wäre fremde Anerkennung des eigenthümlichen Verdienſtes der einzige Lohn, um welchen der große Künſtler arbeiten möchte, ich zweifle, ob wir dann je ein Meiſterwerk geſehen hätten. Ihn muß vielmehr, nach dem Beiſpiele der Gottheit, der Selbſtgenuß ermuntern und befriedigen, den er ſich in ſeinen eigenen Werken bereitet. Es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchſtaben ſeine große Seele zur Schau liegt. Hier faſſe, wer ſie faſſen kann. Iſt das Jahrhundert ihm zu klein, giebt es keinen unter den Zeitgenoſſen, der im Kunſtwerke den Künſtler, im Künſtler den Menſchen, im Menſchen den ſchöpferiſchen Demiurg erblickte, der eins im anderen bewunderte und liebte, und alles, den Gott und den

Menſchen, den Künſtler und ſein Bild, in den Tiefen ſeines eigenen verwandten Weſens hochahnend wiederfände: — ſo führt doch der Strom der Zeiten endlich das überbleibende Werk und die gleichgeſtimmte Seele zuſammen, die dieſer große Einklang füllt und in die lichte Sphäre der Vollkommenheit entzückt.“

„Auf dieſen Vortheil aber, möge er viel oder wenig gelten, muß derjenige Künſtler Verzicht thun, der weder im Materiellen arbeitet, noch durch conventionelle Zeichen ſein Geiſteswerk der Nachwelt überliefern kann, weil er ſelbſt ſein eigenes Kunſtwerk iſt, weil in ſeiner perſönlichen Gegenwart die Aeußerung alles deſſen beſchloſſen liegt, was er mit eigenthümlicher Sinneskraft Individuelles aus der Natur um ihn her auffaſſen und mit dem lebendigmachenden Siegel ſeines Geiſtes ſtempeln konnte, weil endlich mit ihm ſelbſt ſeine Kunſt und jede beſtimmte Bezeichnung ihres Werthes ſtirbt. Der Natur den Menſchen nachzubilden, nicht bloß ſeine körperlichen Verhältniſſe, ſondern auch die zarteren Spuren des in ſeiner Organiſation herrſchenden Geiſtes ſo hinzuſtellen, daß ſie in unſerer Phantaſie Eingang finden, dieſes ſchöne Ziel der Kunſt erreicht ſowohl der Dichter als der Bildner, ein Jeder auf ſeinem beſondern Wege. Doch den Bildern eigenes Leben einzuhauchen, ihnen gleichſam eine Seele zu leihen, die mit der ganzen Kraft ihrer Verwandtſchaft in uns wirkt; dies vermag nur

der Schauſpieler, indem er ſeine eigenen Züge, ſeinen Gang und ſeine Stimme, ſeinen ganzen Körper mit ſeiner Lebenskraft in das Weſen, das er uns mittheilen will, hineinträgt, indem er ſich mit dieſem Ideal, das er zuvor ſich aus der Natur abzog, identificirt und vor unſern Augen mit dem Charakter auch die Handlungsweiſe, die ganze Aeußerungsart, ja ſogar die Geſtalt eines Andern annimmt. Wenn nun die Schöpfungen anderer Künſtler nach Jahrtauſenden noch beſtehen und eben das wirken, was ſie neu aus der Hand des Meiſters wirkten; ſo iſt hingegen die Empfänglichkeit, die Sonderungsgabe, die bildende Energie des großen Schauſpielers, die nicht langſam und allmälig an ihrem Werke fortarbeitet, beſſert, ändert, vervollkommnet, ſondern im Augenblick des Empfangens ſchon vollendete Geburten in ihm ſelbſt offenbart, auf die beſtimmteſte Weiſe nur für das Gegenwärtige berechnet. So glänzend iſt der Anblick dieſes Reichthums in eines Menſchen Seele, ſo hinreißend das Talent, ihn auszuſpenden, daß ſeine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert ſich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und Zartheit alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fackeldiſtel prangen und noch vor Sonnenaufgang verwelken. Dem ſo zart hingehauchten Leben konnte die Natur keine Dauer verleihen; und — ſie warf es in unfruchtbare Wildniſſe hin, ſich ſelbſt genügend, unbe-

merkt zu verblühen, bis etwa ein Menſch, wie ich das Wort verſtehe, das ſeltenſte Weſen in der Schöpfung, es findet und der flüchtigen Erſcheinung genießt."

Gehen wir mit Forſter aus der Dichtung in das Leben, und ſage Jemand, ob man erſchöpfender jene Beſcheidenheit bezeichnen kann, als er es mit den Worten that: „Wahr und ſchön iſt zwar die Vorſchrift: es genüge Jedem ſein Bewußtſein! Aber darf die Liebe, die Achtung der Zeitgenoſſen darum gar keinen Werth haben? Die Tugend ſelbſt hätte nichts Menſchliches, die nicht erkannt zu werden verlangte. Mich dünkt, die Beſcheidenheit der Natur zeichnete hier unverkennbare Grenzen: gleich fern von Anmaßung und von Abhängigkeit, darf die Selbſtachtung, ohne welche keine Sittlichkeit möglich iſt, was ſie umgiebt, weder zu eitel verehren, noch zu ſtolz verachten."

Ein Mann, der wie Forſter erfüllt war von der Macht der Entwicklung, die ſich in der Geſchichte der Menſchheit Bahn bricht, verlangte im Staatsleben nichts als freien Spielraum für alle Kräfte, welche die ſtofflichen Bedürfniſſe und geiſtigen Beſtrebungen der Bürger in Bewegung verſetzen. Nach ſeiner Anſicht genügte es, daß „Menſchen freien Verkehr mit einander treiben, da-

mit ſich die Weisheit ſchnell und leicht allen mittheile*)." Nur von dem Wachsthum an Weisheit und Tugend erwartete er eine dauerhafte Begründung der Freiheit. Weil er nun wußte, „daß keine moraliſche Freiheit je ſo vollkommen gedacht werden könne, um die Zulaſſung einer abſoluten bürgerlichen zu rechtfertigen**)", ſo war ſein Hoffen niemals überſpannt. „Kein Glück ohne Freiheit, und keine politiſche ohne ſittliche Freiheit***)" das war ſein Leibſpruch, den er unermüdlich in allen Formen, nach allen Beziehungen wiederholte.

Darum kehren ſeine Betrachtungen immer auf den wunden Fleck des öffentlichen Lebens zurück, der darin beſteht, daß Tugend und Freiheit einander wechſelſeitig bedingen, weil ohne bürgerliche Freiheit auch keine Tugend möglich iſt. „Es wäre Thorheit", meint er, „den Menſchen Freiheit zu geben, oder nur zu wünſchen, wenn ſie Wilde dabei bleiben und ihre Anlagen zu moraliſcher Vollkommenheit nicht dadurch leichter ausgebildet werden ſollten. Dies allein iſt der Zweck, weswegen die politiſche Freiheit ſo wünſchenswerth iſt; denn ich glaube, es iſt unwiderlegbar, daß nur in freien Staaten die Tugend allgemein werden kann" †) „Ohne Tugend und

*) VI. 129.
**) III. 100.
***) VI. 197.
†) IX. 43.

Weisheit kann keine freie Verfassung bestehen", sagt er an einer anderen Stelle, „und woher hätten die maschinenmäßigen Knechte eines allvermögenden Regenten beide, oder nur eine von beiden empfangen*)?" „Unzertrennlich sind Vernunft, Tugend und Freiheit, und keine ist je vollkommen ohne die andere; darum hassen die Tyrannen Vernunft: denn sie hassen Tugend und Freiheit. Längst hätten sie die Vernunft von der Erde vertilgt, wenn sie sich begnügen könnten mit der Dienstbarkeit der Unvernunft; aber zu ihrer Qual bedürfen sie halbvernünftiger Knechte, und aus dem kleinsten übrig gebliebenen Keime vermag die Vernunft zur vollkommenen Entwicklung zu gelangen**)."

Weil Forster eine sittliche Grundlage für die Freiheit verlangte, so wollte er auch, daß sie vom Volke durch Tugend verdient würde, und von den Fürsten verlangte er nichts als Beseitigung aller Hindernisse. „Wohlan, Ihr Fürsten und Priester!" ruft er aus, „wir gönnen Euch euern Genuß; aber wir sprechen Euch zugleich los von einer Pflicht, die alle Eure Kräfte übersteigt. Anstatt uns Glück zu verheißen, laßt es Eure alleinige Sorge sein, die Hindernisse wegzuräumen, die der freien Entwicklung unserer Kräfte im Wege stehen; öffnet uns

*) VI. 296.
**) VI. 207.

die Bahn, und wir wandeln sie ohne Hülfe Eures Treibersteckens, an das Ziel der sittlichen Bildung; denn seht! wir empfangen Freude und Leid, unsere wahren Erzieher, aus der Mutterhand der Natur*)."

Aus dieser Ueberzeugung flossen die Kernsprüche, die ihn bei seinen Handlungen leiteten. „Ist die Welt erst tugendhaft", schrieb Forster an Jacobi, „dann wird sie von selbst frei**)." „Frei sein heißt Mensch sein***)." „Nur freie Nationen haben ein Vaterland†)." „Es ist unmöglich, gegen die Freiheit zu kämpfen††)."

Die Frage, wie Forster diese Freiheit verstand, läßt sich aus seinen Briefen beantworten. „Man ist entweder für absolute Freiheit oder für absolute Tyrannei", schrieb er an seine Frau. „Ein Mittelding giebt es nicht, denn die bedingte Freiheit läuft immer auf Despotismus hinaus, und ist daher, weil sie Mäßigung affichirt, gefährlicher und ächten Freiheitsfreunden verhaßter als Royalismus, der wenigstens gerade herausſagt: ihr sollt gehorchen†††)."

Von frühester Jugend an war Forster kein Freund der Erblichkeit. Nachdem er in seiner Beschreibung der Reise um die Welt erzählt hat, in welcher Weise die Neuseeländer ihre Anführer wählen, fügt er hinzu:

---

*) VI. 305. — **) VII. 198. — ***) V. 200.
†) VI. 182. — ††) VIII. 238. — †††) VIII. 328.

„Sie müſſen ohne Zweifel erfahren oder eingeſehen haben, daß die Fähigkeiten eines Anführers nicht erblich ſind, und folglich vom Vater nicht allemal auf den Sohn gebracht werden; vielleicht haben ſie auch Beweiſe unter ſich erlebt, daß erbliches Regiment natürlicher Weiſe zum Despotismus führt*).“ Ein „erbliches Oberparlament“ erklärte er in ſeiner Schilderung des Nordens von Amerika für eine „von der Oppoſitionspartei vergeblich gerügte Barbarei unſeres Zeitalters**).“ „Wären alle Despoten feſte, weiſe, tugendhafte Menſchen, die wirklich ſelbſt regierten“, heißt es in den Erinnerungen aus dem Jahre 1790, „ſo wäre die Einheit des herrſchenden Willens, verbunden mit der Gleichheit der Rechte aller Untergebenen, das aufgelöſete Problem der Volksglückſeligkeit; weil aber die Erfahrung lehrt, daß es für einen großen Alleinherrſcher wenigſtens fünfzig ſchwache oder ſchlechte giebt, unter deren erborgten Namen die Tyrannei der Privilegirten eintritt, welche mit der ſittlichen Vervollkommnung ſchlechterdings unverträglich iſt: ſo behält die freie republikaniſche Verfaſſung bei allen Stürmen, denen ſie ausgeſetzt iſt, in Abſicht auf die Bildung des Menſchengeſchlechtes zu ſeiner höheren Beſtimmung einen entſchiedenen Vorzug“ ***). Damit

*) I. 197. Geſchrieben im Jahr 1776.
) IV. 182. — *) VI. 238.

ſteht es denn in vollkommnem Einklang, wenn er ſich ſpäter einen „eifrigen Freund der Freiheit und der Republik“ nennt *); wenn er betont, daß er „an den Grundſätzen der Republik hange und immer erklärt dafür bleibe“ **); wenn er ſeiner Frau verſichert, daß er, nachdem er bei ſeinem Wunſch zu nützen, auf viele Widerwärtigkeiten geſtoßen war, „die Republik nicht weniger liebe als zuvor“ ***); wenn er endlich erklärt: „er ſei geſonnen als Republikaner zu leben und zu ſterben †).“

Weil Forſter an der Sache, nicht an dem Namen feſthielt, ſo war es ihm auch denkbar, daß ein König als Vollzieher des Volkswillens der Freiheit nicht im Wege ſtehe, und daher iſt zu erklären, daß er England mehrfach als eine Republik bezeichnet hat ††). Wenn man aber daraus, daß Forſter England als Republik bezeichnete, dem Wortlaut und dem Sinn ſo vieler deutlichen Stellen entgegen, folgern will, daß ein erbliches Königthum mit Volksvertretung dem Forſter'ſchen Begriff der Republik entſpreche, ſo wäre man ebenſo gut berechtigt zu behaupten, er hätte dieſen Begriff im Jahre 1790 in Deutſchland verwirklicht geſehen, weil er dem Sprachgebrauche ſeiner Zeit gemäß von einer „deutſchen Republik“ geſprochen hat †††). Nein, nach Forſter's Mei-

*) IX. 80. — **) VIII. 325. — ***) VIII. 327.
†) VIII. 247. — ††) III. 369. VIII. 286. — †††) VI. 274.

nung „lag alles daran, daß die Bedingniſſe, unter welchen wir als vernünftige, empfindende Weſen handeln, vermannigfaltigt werden.“ Und darum iſt er ſpäter in Paris „immer wie ſonſt der Meinung, daß die republikaniſche Verfaſſung, nicht weil ſie mehr Glück bringend als jede andere wäre, ſondern lediglich, weil ſie den Geiſteskräften einen neuen Umſchwung, eine neue Entwicklung und Richtung giebt, unter den gegenwärtigen Umſtänden unterſtützt und erhalten zu werden verdient.“ „Erfahrung und Handeln“, ſagt er, „ſind die großen Schulen der Menſchheit; je mehr Jemand gethan und gelitten hat, deſto vollkommener iſt er in dem Gebrauch ſeiner Kräfte und in der Kenntniß ſeiner ſelbſt, der wichtigſten von allen, geworden. Es ſcheint mir, als wäre die Gelegenheit zur allgemeinen Ausbildung der Mehrheit der Menſchheit, in unſern jetzigen monarchiſchen Verfaſſungen beinahe verſchwunden. In der Republik iſt ein weites Feld für Jedermann offen.“ *)

Nach dieſen Grundſätzen hat Forſter gehandelt, und er, der ſo gerecht war, daß er jedes Volk nach ſeiner Sittenlehre und jedes Einzelweſen nach deſſen Ueberzeugung beurtheilte, darf wohl beanſpruchen, daß er nach gleichem Recht von der Geſchichte betrachtet werde. Hatte

*) IX. 68. 69.

er doch oft geklagt, daß ihm „des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in der Welt war", und bei einer Gelegenheit, bei der er noch nicht ahnen konnte, auf welchen Schauplatz des Wirkens er ſelbſt noch treten würde, mit ſchwerem Nachdruck erklärt, er „haſſe die Sklaven, die nur ſprechen und nicht handeln."*)

Als die Franzoſen im Jahre 1792 Mainz bedrohten, floh der Kurfürſt in einem Wagen mit abgekratztem Wappen, die Pupillen- und Wittwenkaſſe mit ſich nehmend, der Adel rettete in namenloſer Angſt Leib und Habe den Rhein hinunter, dann aber wurde den übrigen Einwohnern verboten, dieſem Beiſpiel zu folgen. Im October des genannten Jahres nahm Cuſtine die Stadt, die Niemand vertheidigte. Forſter blieb als braver Mann auf ſeinem Poſten. Seine Kenntniß des Franzöſiſchen veranlaßte, daß er die Hochſchule beim General vertrat, und von da an fand er Gelegenheit, in treuer Sorge für ſeine Mitbürger zu beharren. In Folge ſeines Rathes wurde die Stadt mit Salz und Holz verſehen, und die Vorſtellungen im Schauſpielhauſe wurden wieder aufgenommen, den franzöſiſchen Offizieren zur Unterhaltung, dem Volke zur Stütze einer höheren menſchlichen Geſinnung. Seiner Einſicht wurden Geſchäfte anvertraut, und faſt ehe er ſich's verſah, war er der

*) III. 367.

Mann des öffentlichen Vertrauens. Er hatte die Gefahr des Handelns nicht geſcheut. Man wählte ihn in den Verwaltungsrath, der das Land von Bingen bis Speier vorläufig regieren ſollte, und im März des Jahres 1793 wurde er mit Lux und Potocki nach Paris geſandt, um im Namen der Stadt Mainz den Wunſch nach Einverleibung in die franzöſiſche Republik dort kund zu thun.

Forſter hat ſelbſt hervorgehoben, warum er Mainz nicht, wie ſo viele Andere, verließ. „Vor der Capitulation auszuwandern", ſchrieb er an den Buchhändler Voß in Berlin, „hieß die Feigheit beweiſen, die ich und jeder Gutdenkende an dem Adel und der Geiſtlichkeit verabſcheute; nachher war es ohne eine Verläugnung aller meiner bisher geäußerten Grundſätze und meiner ganzen Denkungsart durchaus nicht möglich."*) „Ich habe meine Grundſätze und meine Freiheitsliebe in ſo vielen Schriften — freilich des Deſpotismus wegen behutſam — ausgeſprochen."**) „Was ich ſeitdem that, kann nur beweiſen, daß ich fähig war ſo zu handeln, wie ich dachte."***) „Meine Grundſätze ſind mein einziges Geſetz, und alle Seitenblicke, alle ängſtlichen Rückſichten fallen weg."†) „Mein Geiſt iſt, Gott ſei Dank!

*) VIII. 243.
**) VIII. 274.
***) VIII. 249.
†) VIII. 247

unabhängig von Allem, und ich gehe meinen geraden Gang, überzeugt, daß ich nach beſter Einſicht handle; das Uebrige iſt Tand.“ *) „Sie können einen Menſchen nicht begreifen, der zu ſeiner Zeit auch handeln kann, und finden mich verabſcheuungswürdig, nun ich nach den Grundſätzen wirklich zu Werke gehe, die ſie auf meinem Papier ihres Beifalls würdigten.“ **) „Man hat nicht aufgehört, Menſch und Bürger zu ſein, weil man Schriftſteller war und es wieder werden kann.“ ***) „Ich kehre mich an nichts und gehe meinen feſten Gang gerade fort, denn ich halte mich an die Grundſätze, und dieſe Sicherheit wird mich im Strom der Begebenheiten aufrecht erhalten.“ †)

Mainz war erobert und hatte nur die Wahl, ſich als erobertes Land behandeln oder der franzöſiſchen Republik einverleiben zu laſſen. Mainz ſelbſt konnte ſich nicht befreien, die Regierung war geflohen, und ihre Generäle hatten keine Anſtalten zur Vertheidigung getroffen. Hatten nun auch die deutſchen Mächte nicht die Kraft, die Stadt wieder an ſich zu bringen, ſo konnte dieſe bei der Verbindung mit einem großen freien Staate

*) VIII. 296.
**) VIII. 310.
***) VIII. 307.
†) VIII. 335.

nur gewinnen. Und wenn ein deutſches Heer Mainz ſpäter wieder eroberte, dann hatte die Stadt durch jene vorübergehende Verbindung nicht nur nichts verloren, ſondern ſie kam auch, ohne erſchöpft und zu Grunde gerichtet zu ſein, in den Verband des großen Vaterlandes zurück. So ſah Forſter die Sache an, und gewiß er war der erſte, der eine allmälige Entwicklung durch eigene Kräfte einer plötzlichen Rettung durch fremde Hand vorgezogen hätte. Er konnte nach ſeinen Grundſätzen Mainz nicht verlaſſen, er konnte allein aus der im Stich gelaſſenen Stadt die Franzoſen nicht wehren, alles, was weiter kam, floß natürlich aus dieſem Unvermögen und aus jener Rechtlichkeit.

Forſter „ließ es nicht an Fleiß und Anſtrengung fehlen, um in ſeinem Kreiſe nach Grundſatz, ohne Hoffnung und Ehrgeiz, zu wirken.“ *)

Er „wußte, daß man ungeſtraft nicht glücklich ſein kann, und Glück wäre doch für den Menſchen, der gewiſſe Fortſchritte gemacht hat, nur das Bewußtſein, nach ſeiner beſten Ueberzeugung gehandelt zu haben.“

Für ſeine Freunde „ſchmerzte es ihn, aus ſeiner Bahn geworfen zu ſein, und das um ſo eher, weil die wenigſten Menſchen das nicht von einem ſehr dunkeln, ſehr ungegründeten Begriff von eigener Schuld trennen

*) VIII. 310.

können, die dem Freunde des Beſchuldigten immer peinlicher iſt, als ihm ſelbſt.“ *)

Allein ſchon früher hatte Forſter ſich zum Troſte geſchrieben: „Alle abſolute Beſtimmungen ſind Werke der Speculation und nicht von dieſer Welt; hier hängt alles von Verhältniſſen und Umſtänden ab; das Wahre und Gute entlehnt, wie Recht und Gerechtigkeit, ſeine Farbe von der Zeit und den Dingen. Die Beiſtimmung der Welt zu unſeren Grundſätzen können wir daher nicht erzwingen; allein die Schuld iſt an uns, wenn ſie unſerem Charakter keine Hochachtung zollt. Beſſer iſt es, die Waffen für eine gute Sache nicht ergreifen, als, wenn man ſie einmal ergriffen hat, nicht lieber mit den Waffen in der Hand zu ſiegen oder zu ſterben.“ **)

---

*) VIII. 250.

**) III. 232.

VI.

Auflöſung in Frankreich.

Mit dem Gefühl, daß er ſein Schickſal von Mainz nicht trennen könne, und erfüllt von dem Gedanken, für's Vaterland zu wirken*), kam Forſter am 29. März 1793 nach Paris. Er verlas im Nationalconvent die Adreſſe der Mainzer; die Einverleibung der von den Franzoſen beſetzten Rheingegend in die Frankenrepublik wurde ſofort durch lauten Zuruf beſchloſſen. Schwerlich hat je ein Abgeordneter, der ſolcher Begeiſterung fähig war, ſolchem Jubel ſo ruhig gegenübergeſtanden. Denn Ueberſpanntes gehörte nicht zu Forſter's Art, und ſeine Ueberlegung, die ihn von Anfang an zum Volkswühler verdarb, hielt jetzt die Flügel ſeiner Hoffnung angezogen. „Ich bin immer noch mit der Revolution zufrieden", ſchreibt er ſeiner Frau am 31. März, „ob ſie gleich ganz etwas Anderes iſt, als die meiſten Menſchen darunter denken."

---

*) VIII. 291.

Forſter's Erwartung, daß er nach Erfüllung ſeines Auftrags nach Mainz würde zurückreiſen dürfen, erwies ſich bald als irrig. Und war dies auch ein Glück, weil man zitterte vor dem Loos, das ihn, falls er in Mainz geweſen wäre, bei der Eroberung der Stadt durch die Preußen hätte treffen können, ſo erwuchs ihm doch in Paris eine Lage, deren Pein alle bisherigen Erfahrungen übertraf. Er war verurtheilt thatlos Zeuge zu ſein von dem Anfange der Schreckenszeit, die im Jahre 1793 über Paris hereinbrach. Denn was wollte es für Forſter's Kräfte heißen, daß er auf Verlangen des Miniſteriums die neue Verfaſſung in's Deutſche und in's Engliſche überſetzte und im Auguſt nach Cambrai geſchickt wurde, um mit den Engländern über den Austauſch der Gefangenen zu unterhandeln? Die Engländer antworteten gar nicht auf Frankreichs Anerbieten, die Fortſchritte des Feindes nöthigten Forſter bald nach Arras zurückzuweichen, und nach neun troſtloſen Wochen, die er in dieſem Orte lebte, kehrte er unverrichteter Sache nach Paris zurück.

Es war die Zeit der Hinrichtungen und Gräuel. Noch bevor er ſeine Sendung nach den flandriſchen Grenzen antrat, hatte er die Hinrichtung der Charlotte Corday mit angeſehen. Das Blutbad war ſo groß, daß man ſich für den Tod durch's Fallbeil an den mildernden, farbloſen Ausdruck: ſterben, gewöhnte. Lux,

der Mitabgeordnete Forſter's, hatte ſeiner Begeiſterung für Marat's Mörderin zu freien Lauf gelaſſen, er ſaß in Haft, ſchwebte in Todesgefahr und wurde in heiterer, opferfreudiger Stimmung von ihr ereilt.

Und Forſter fand ſich in dieſem Sturme „verlaſſen wie ein Kind", ohne Arbeit und Handwerkszeug, ohne Heimath und Vaterland, von Freunden und den Seinen fern, „mit Schulden überhäuft, ohne alle Mittel, ohne alle Unterſtützung und faſt ohne Ausſicht." Um ſich her fand er Selbſtſucht, ſtatt reiner Aufopferung. „Iſt es wahr", fragt er in bangem Zweifel, „daß zwiſchen Betrügern und Betrogenen kein Drittes zu finden iſt, woran man ſich halten, ſich anſchließen könnte? Gewiß, es gehört Muth dazu, dieſe ſo fürchterlich ſich aufdringende Betrachtung zu ertragen, und dann, im eigenen Bewußtſein verhüllt, an Menſchheit und Wahrheit noch zu glauben." Man muß nicht Forſter kennen, um nicht zu wiſſen, was es heißt, daß er ſeiner Frau auf ihre Aufforderung, die Geſchichte jener Tage zu ſchreiben, zur Antwort gab: „Ich konnte, fern von allen idealiſchen Träumereien, mit unvollkommenen Menſchen zum Ziele gehen, unterwegs fallen und wieder aufſtehen, und weiter gehen, aber mit Teufeln und herzloſen Teufeln, wie ſie hier ſind, iſt es mir eine Sünde an der Menſchheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne. Die ſchmutzigen, unterirdiſchen Kanäle nachzugraben, in welchen

dieſe Molche wühlen, lohnt keines Geſchichtſchreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenſchaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?" „Sieh', meine Beſte", ſchreibt er ſpäter, „es fehlt mir nicht an Muth und Kraft, aber an jener heiteren, freien Geiſtesregſamkeit, die ich noch hatte, als ich hoffen konnte." „Es iſt die Scheu, zu etwas Böſem die Hände zu bieten, nur als Werkzeug der Leidenſchaft Anderer zu dienen, und den Zweck, den ich überall heilig hielt, verfehlen oder ihm gar entgegenarbeiten zu müſſen, die mir einen Anſchein von Wankelmuth giebt."

Fürwahr! der Schmerz in Forſter's Seele iſt nicht Wankelmuth, und Ehrgeiz war es nicht, der ihm das Herz gebrochen hatte, wenn Ehrgeiz überhaupt im Stande iſt, dies je zu thun. „Wir leben in einer ſonderbaren Kriſe", ſchrieb er bereits aus Mainz an ſeine Frau, „wo es nicht mehr möglich iſt, Mittelſtraße und Mäßigung zu beobachten, wo es ſogar Pflicht wird, zuweilen zu Extremen zu greifen. Nur daß es Männer mit reifer Einſicht und Ueberlegung, mit umfaſſendem Geiſt und feſtem, vollem Herzen thun; nicht leidenſchaftliche Schwärmer, noch kurzſichtige, ſelbſtzufriedene Thoren." Und als es anders kam, er hörte doch nicht auf zu hoffen, daß „aus allen jenen Revolutionen eine allgemeine Einfach-

heit der Sitten, Beſchäftigungen, Wünſche und Befriedigung, eine Reinheit der Empfindung und eine Mäßigung des Vernunftgebrauchs hervorkeimen würde"; er meint, „wenn die Auftritte des Blutgerichts vorüber ſind, überſieht man ſie in der Geſchichte, um der heilſamen Folgen willen, die man zwar nicht durch ſie, aber nebenher durch die Revolution erlangte"; er ſieht „den Punkt in einem dunkeln Chaos, der ſich brüten läßt und künftig Geſtaltung verſpricht"; er „trotzt auf die Vortrefflichkeit der Menſchennatur, daß ſie nicht ganz zu Grunde gehen könne."

Um ſolchen Gedankenmuth mit Liebe zu behaupten, muß man freilich ohne Selbſtſucht ſein, und nicht zu jenen weniger freiſinnigen als freiſtrebenden Menſchen gehören, die darum Feinde der Regierung ſind, weil ſie ſelbſt regieren möchten, und niemals Freunde des Volks ſein können, weil ihre unbefriedigte Herrſchſucht abgelöſt wird durch das Bedürfniß, den Weisheitsdünkel zu kitzeln und zu ſchulmeiſtern ſtatt zu lehren. Herzzerreißend iſt Forſter's Sorge um ſeine Papiere, die er in Mainz zurückließ, in Gefahr wußte und um ſo ſchmerzlicher vermißte, je mehr die Arbeit einzig und allein vermocht hätte in ſeine wunde Seele Balſam zu gießen. Die Darſtellung der Revolution in Mainz machte ihm in Arras unſägliche Mühe, weil er von allen ſchriftlichen Aufzeichnungen entblößt war; da quälte er ſich, mit ſeinem

Amtsgenoſſen in eine Kammer geſperrt, während er ſonſt nach jedem Abſatz, den er geſchrieben, auf- und abzugehen pflegte. Er fühlte ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit vernichtet, wenn er um ſeine Papiere käme. Von allem anderen hatte er längſt abgeſehen und ſeine Frau ermahnt, „ſich von allem unabhängig zu machen, was nicht abſolutes Bedürfniß iſt.“ Und doch wie herrlich faßt er ſich in den Gedanken dieſes Verluſtes eines halben Menſchenlebens, „wenn er nur ſich ſelbſt bliebe!“ „Verliere ich alles in Mainz, wie compendiös wird dann nicht mein Hausrath!“ rief er aus. Er lebte nur noch von einem Tag zum anderen.

In ſolcher Stimmung läßt ſich denken, wie er es hinnahm, daß der Herzog von Braunſchweig geſagt hatte: „von Forſter begreif' ich's nicht, denn der hatte ja zu leben.“ Für den „armen Schelm von General“, der 100 Dukaten auf ſeinen Kopf geſetzt hatte, fand er nur ein bedauerndes Lächeln, „da er nicht beſſer wiſſe was ſo ein Kopf werth ſei. Er gäbe keine ſechs Kreuzer für den ſeinigen.“ Gegen den Kurfürſten von Mainz, der geäußert hatte: „Mainz möge nur zu Grunde gerichtet werden, weil er doch nicht mehr dahin komme“, erglüht ſein ganzer Manneszorn. Seinen Mainzern aber folgte er mit dem wärmſten Antheil. Er freute ſich über jedes Zeugniß von Heldenmuth, wie er früher frohlockte über das Erwachen ihrer edelſten Kräfte. „Die

Erlaubniß zu ſprechen", ſchrieb er im November 1792, „entwickelt den Geiſt dieſer verklommenen Mainzer, ſie ſtehen und denken laut über ihre Rechte und fühlen zum erſten Mal die göttliche Wärme eigenen Werths und Wollens." Im Juli des folgenden Jahres, nachdem die Stadt wieder erobert war, „fühlte er ſich zerriſſen, indem er das Schickſal der unglücklichen Einwohner erwog."

Aber kein Zorn, kein Mitleid vermochten dieſen Mann parteiiſch, viel weniger gehäſſig zu machen, ſo wenig als er bitter ward im Schmerz oder unduldſam im Unglück. Wie leuchtet ſein Wort, „daß politiſche Grundſätze und Glaubensbekenntniſſe auf die perſönliche Rechtſchaffenheit, den Charakter und die Tugenden eines Mannes nur inſofern Beziehung haben, als er ſich ſelbſt getreu bleibt oder nicht!" „Der erſte Schritt zum Frieden iſt das Anerkenntniß, daß man in jeder Partei ein rechtſchaffener Mann ſein könne!"

Sein hoher Sinn und ſeine im Raum des Menſchlichen auf dem Gipfel ſtehende Reinheit erhielten ihn bis an das Ende ungebeugt gegen Tadel und Unglück. „Ich habe keine Kabale, keine Intrigue je gekannt", ſchreibt er an Voß, „und halte den Menſchen für den elendeſten ſeines Geſchlechts, der mich einer ſchlechten Handlung fähig glaubt, ich halte ihn für ſo verachtungswürdig, daß ich nimmermehr mit ihm in Verhältniß

kommen kann, und wenn er das Schickſal von 20 Millionen Menſchen in Händen hätte. Ich bin arm, aber ich habe mein Bewußtſein." *) „Die Unwiſſenheit eigentlich iſt es, die Jeden, der mißhandelt wird, beruhigen muß, denn wie kann mir der etwas nehmen, der mir nie etwas zu geben hatte? ſeine Achtung hat ſo wenig Grund, wie ſeine Mißbilligung und Mißachtung, denn er weiß nicht, worauf beide ſich gründen müſſen." **) Das ſchrieb er ſeiner Frau, und ſpäter ſchreibt er ihr: „Laß Dich nicht beunruhigen durch keifende Recenſenten. Ich fühle mich unverwundbar und muß Leute verachten, die, bloß einer Stimmung ihrer Zeit zu Liebe, das tadeln und herabſetzen, was ich ohne alle Rückſicht auf Zeit und Umſtände bloß aus meinem Sinn und Verſtand abſchrieb." ***) Und welcher Richter kann in ſeiner Kleinheit beſtehen vor dieſem Manne, der als die Noth auf's Höchſte geſtiegen war, ſagen konnte: „Mein Unglück iſt das Werk meiner Grundſätze, nicht meiner Leidenſchaften. Ich konnte nicht anders handeln, und wär' es noch einmal anzufangen." †)

Freuden waren Forſter in Frankreich ſpärlich beſchieden. Allein er wußte ſie zu pflücken, wo immer ſie

*) VIII. 249. — **) IX. 24. — ***) IX. 122, im November 1793. — †) IX. 47.

am Wege blühten. Wie Göthe ſpäter in ſeinen Briefen an Zelter, ſo wundert er ſich über die „Ruhe mitten in dem Gräuel des Kriegs, und ſie iſt doch ſo natürlich“, ſagt er; „man ſtellt ſich das immer in der Phantaſie ſo vor, als müßte der Krieg alles auf weit und breit umher ſcheuchen und ſchrecken, als müßte auf allen Geſichtern Grauen und Entſetzen zu leſen ſein. Ich habe unterwegs in der römiſchen Geſchichte geleſen und Troſt über die gegenwärtige gefunden.“ Wie innig zieht uns der Mann an, der, ſeinen Kummer im Herzen, zugleich bedrängt und verlaſſen, „das erſte Grün der Bäume wieder mit Vergnügen ſah und es weit rührender und erquickender fand als das Weiß der Blüthen“, und der ſich in der Morgenfrühe, während alles noch ſchlief, „von den hundert Nachtigallen im Garten zu Luciennes vorſingen ließ, wie ſchön die Natur ſei, wenn man nicht denkt, ſich nicht erinnert, ſondern bloß im Augenblick der Gegenwart lebt.“ Forſter lernte Bernardin de St. Pierre und Condorcet kennen. Er trug ſich mit dem Plan einer mehrjährigen Reiſe nach Indien und wollte dazu Perſiſch und Arabiſch lernen. Und dann kann er wieder ſcherzen über „den kleinen Schwaben Kerner, der Freiheit ſprüht wie ein Vulkan, und originell und gutherzig iſt, wie ein junger Schwabe ſein muß, mit Kopf und Energie;“ und ſeiner Frau und ſeinen Kindern ſchickt er rührende kleine Geſchenke. Kurzum

nach keiner Seite des Lebens iſt er verſchloſſen, wie es von jeher für Forſter eigenthümlich war, daß er über dem Großen das Kleinſte nicht vergaß.

Um zu wiſſen, wie Forſter's Herz ſich in Paris vereinſamt fühlte, muß man die Briefe an ſeine Frau Zeile vor Zeile leſen. Dieſe Briefe ſind überhaupt während des Aufenthalts in Paris dieſelbe reiche Quelle, die wir für Wilna in den Briefen an Sömmerring und für die längſte Zeit in Mainz in denen an Heyne haben. Seine Frau war von Straßburg, noch während er in Mainz war, nach Neufchatel gezogen, und Huber hatte ſich ſpäter zu ihr geſellt, als Beſchützer für ſie und die Kinder, damals zwei blühende Mädchen, von denen das älteſte ſieben Jahre alt war. Kurze Zeit nachdem ſich Forſter in Arras von ſeinem unfruchtbaren Auftrag frei gemacht hatte, Ende October und Anfang November des Jahres 93, war er mit Frau und Kindern und mit dem Freunde zum letzten Male zuſammen in Travers, einem kleinen Dorfe der Schweiz unweit Pontarlier. Drei Tage waren ſie dort vereinigt, und welches Wiederſehen hätte bewegter ſein können? — „Die drei Tage haben mich wunderbar geſtärkt", rief Forſter den Seinigen in ſeinem Brief aus Pontarlier nach, „und vielleicht auf immer mir das rechte Gleich-

gewicht wiedergegeben. Mir iſt zu Muthe wie dem Erdenſohn Antäus, der neue Kräfte bekam, wenn er ſeine Mutter Erde anrührte..... Ich bilde mir immer ein, daß wir tauſend Dinge abzuſprechen vergeſſen haben und es iſt nichts als Einbildung, weil man wirklich mit ſeinen Freunden nie ausgeſprochen hat und ſie unaufhörlich vermißt."

Schon ſeit Anfang September war ſeine Geſundheit wankend geweſen, und als er von jener ſein tiefſtes Gemüth bewegenden Reiſe nach Paris zurückgekehrt war, lauteten gleich die erſten Berichte ſo, daß ſie einem Arzte Beſorgniß einflößen mußten. Seit der Weltreiſe hatte Forſter ſich eigentlich nie einer kräftigen Geſundheit erfreut, der Scharbock hatte tiefe Spuren zurückgelaſſen. Die letzten Erlebniſſe in Mainz und Frankreich hätten wohl auch dem kräftigſten Manne einen bedrohlichen Stoß verſetzt. Der Kummer vollendete das Werk, ſeine Natur zu brechen. Wir laſſen Forſter in der Form von Tagebuchblättern aus ſeinen Briefen die Geſchichte ſeines Herzens ſelbſt erzählen, um nicht mit weniger zarter Hand das zu berühren, was wie der reinſte Hauch der Menſchlichkeit durch ſeine Liebe weht.

1793. 4. Juni. „Ich könnte vier bis ſechs Jahre ausbleiben (auf der beabſichtigten Indiſchen Reiſe) oder noch länger, ohne zu alt zum Genuß des Ueberreſtes

meines Lebens in die Arme meiner Kinder zurückzukehren, und indem ich sie glücklich wiederfände, für die Erfüllung Deiner mütterlichen Pflicht auch Dir einen dankbaren Freund wieder zuführen."

23. Juni. „Ich kann ohne Thränen kaum an Mainz denken, — aber auch nicht an Wilna. — Ich danke Dir herzlich für jede kleine Nachricht von meinen Herzenskindern. Da ich sie nicht um mich haben kann, giebt es keinen besseren Ersatz als die genaueste Nachricht von ihrem Treiben und Wohlsein. Röschens Hände werden mit der Zeit noch wohl werden, und übrigens ist sie ja sonst hübsch genug. Kläre wird, wie ich sehe, ein trefflicher Tartar, oder vielmehr eine portion du souverain, die ihre Portion von Souverainetät zu behaupten weiß."

Eine Englische Familie schien für eine Tochter auf Forster Absichten zu haben: „Daß daraus nichts werden kann, siehst Du ein, ob ich gleich gemerkt habe, daß Miß sehr geneigt gewesen ist, vernünftig zu handeln."

26. Juni. „Laß uns nur sorgen die Einfachheit und Reinheit unserer Gefühle zu erhalten, damit wir unsere Empfänglichkeit nicht einbüßen. Mit ihr bleibt uns in den traurigsten Tagen eine unschätzbare Summe froher Augenblicke des schönsten Naturgenusses. Ihren Eindrücken offen, entgeht uns nichts Großes, nichts Schönes,

nichts Gutes, nichts Rührendes im Weltall, ohne daß die Saiten unſeres Herzens davon erklingen. Wenn uns der Zufall einen Erddurchmeſſer von einander trennte, wären wir mit ſolchen Grundſätzen immer Einer des Andern gewiß, und zugleich gewiß, daß wir unſers Gleichen weit und breit nicht antreffen können."

. . . . . .

„Nur auf dieſe Art konnte unſer Schickſal die Richtung nehmen, die in unſerer Lage nun einmal die einzige war."

8. Juli. „Dein lieber Brief vom 29. ſagt, daß der vorige ein böſer war, allein Du thuſt Dir unrecht, ich habe Dein Herz drin gefunden und das iſt mir die Hauptſache."

„Jede Nachricht, jede Zeile von Dir macht mir Freude. Schone Deine Geſundheit und grüße Huber herzlich, der doch nun bald ankommen wird."

19. Juli. „In meinem vorigen habe ich Dir geſchrieben, wie ſehr ich alles billige, was Du mit Huber bisher verabredet haſt, und ſo billige ich auch die Einrichtungen, die Du mir jetzt bekannt machſt. Das Erſte iſt immer, daß wir uns rechtfertigen vor uns ſelbſt. Darnach ſei uns Liebe und Achtung der Andern willkommen, wenn ſie gerecht genug ſind, uns anzuerkennen.

Gern opfern wir ihren Schwächen, ihren Vorurtheilen den zwanglosen Genuß unserer natürlichen Freiheit, nur müssen sie nicht fordern, daß wir um der conventionellen Formen willen, womit sie sich belastet haben, auf das wahre Glück des Lebens verzichten, welches so selten angetroffen wird, daß wir es gewiß mit Vorbeigehung der kalten Gewohnheitsverhältnisse nicht zu theuer erkaufen; es ist kein erfreuliches Bild der Menschheit, welches sie in dieser Abhängigkeit von selbst gemachten und den frohen reinen Lebensgenuß tödtenden Popanzen schildert! wer kann ihr helfen, wenn sie sich selbst bestiehlt, um reicher zu sein! Kinder! sucht glücklich zu sein, so daß Ihr es immer bleibt, das ist, behaltet Eure ganze Empfänglichkeit unter Aufsicht der Vernunft, die nur immer die Naturgemäßheit Eurer Gefühle prüfe. Natur des Menschen ist Euch ja Euer Ganzes, Euer so reich organisirtes, mit so vielen göttlichen Kräften zum Glück ausgerüstetes Ganze! Laßt es immer in sich selbst harmonisch bleiben, und bleibt Euch selbst immer übrig; dann könnt Ihr wohl Andere, die sich selbst verloren haben, bedauern, daß ihre Zahl so groß ist, aber sicher sein, den Zweck Eures Daseins vollkommen zu erreichen. Wie weit Eure Nachgiebigkeit gegen die Menschen um Euch gehen müsse, kann ich von hier nicht so gut bestimmen, als Ihr zur Stelle, aber mich dünkt, Eure Vorsichtsmaaßregeln sind hinreichend."

23. Juli. Ich fühle Dich in jedem Worte Deiner Briefe, und glaube mir, mein Blick geht weiter, als Du denkſt. So lange kennen wir uns nicht umſonſt, daß ich nicht das ganze Gewicht jedes Deiner Worte wägen könnte."

24. Juli. „Gott ſegne Dich und Deinen Freund, ich kenne dieſe Ideen nicht, ich trage Dich vereint in meinem Herzen und glaube ſo ein Leben zu erhalten, das ſonſt nichts werth wäre. Meine Kinder küſſe ich tauſend Mal."

26. Juli. „Ich war immer froh, wenn Alles nach ſeiner Art genoß; nach meiner Art zu genießen, habe ich nie Jemand zwingen mögen, und wenn hierin etwas gefehlt war, ſo müßte es ſein, daß ich mich zu ſehr dabei vergaß. Jetzt, wenn's möglich iſt, bin ich noch duldſamer, weil ich noch mehr entbehren und mir ſelbſt angehören gelernt habe. Ich weiß nicht, was es für eine traurige, ſelbſtiſche und neidiſche Art des Seins iſt, wobei man in dem Maaße fühlloſer gegen Freude und Leid Anderer wird, in welchem man ſich durch Umſtände und Unglücksfälle gezwungen ſieht, dem Genuß, dem Glück und der eigenen Freude zu entſagen, und dagegen eine neue Laſt von Mühſeligkeiten auf ſich zu nehmen. Je weniger mir bleibt, deſto ängſtlicher ſehne ich mich

nach der einzigen Beruhigung, Andere noch mit den Mitteln eines frohen Daseins ausgerüstet zu sehen."

„Ihr lieben guten Leute macht Euch wohl keinen rechten Begriff von einem Menschen in meiner Lage, der so wunderbar um seine ganze Wirksamkeit gekommen ist und in eine ganz fremde Art der Existenz übergehen muß, welche sich bloß auf einen ununterbrochenen Widerstand gegen die ganze auf ihn einstürmende Macht des Schicksals beschränkt."

4. August. „Ich bitte, wenn meine Bitte je etwas vermag, sorge für Deine Gesundheit, und Sie, Huber, helfen Sie dafür sorgen. Wenn ich manchmal noch einen Strahl der Hoffnung habe, der mir zuspricht, daß irgend eine Planke mich aus meinem Schiffbruch rettet, so bleibt mir die Hoffnung doch nur bei meinen Kindern. Ich küsse meine Kleinen und umarme Euch mit inniger Seele."

14. August. „Nun ich nicht mehr in Paris bin, frankire ich nicht mehr. So kommt mir das vorhin Ausgelegte zu Gute, nicht wahr, Rechenmeister. Willst Du wohl aufhören mit mir zu rechnen? Wenn ich nichts hätte, griff ich nicht in Euren Beutel oder tunkte das Brod in Eure Suppe? Ueberhaupt haben diese Worte, Mein und Dein, zwischen uns keinen Sinn mehr."

16. Auguſt. „Das Herz bricht mir faſt, wenn ich an die traurige Veränderung in Allem — Allem! denke! — Geduld!“

10. September. „Ich wünſchte um jeden Strich von Huber's Arbeit zu wiſſen. Wie viel Stücke vom Journal ſind heraus und wie oft erſcheint eins? Ich wünſchte ſo von allem unterrichtet zu ſein, als lebte ich mitten unter Euch.“

„Geſtern ging ich weit ſpazieren. Es war liebliches Wetter; unter hohen Weißpappeln, zwiſchen den fetten Wieſen am Kanal für mich allein ging ich und ſann und maß in meinem Kopf den Punkt und die Unendlichkeit. Ich ſaß auf einem grobbehauenen Klotz und war in Gedanken bei Euch. Die beiden Kinder hüpften im Graſe herum und mir wurde ſo innerlich glühend, daß ich nur Dank fühlen konnte für das Gefühl und die Ahnung.“

8. October. An Huber. „Sagen Sie mir offenherzig und ohne allen Rückhalt Ihre Gedanken über die Idee, die ich Ihnen ſchon einmal mitgetheilt habe, daß Ihr Freund und Sie, gemeinſchaftlich arbeitend und Einer durch des Andern Umgang aufgemuntert, mehr ſowohl für's Publikum als für den kleinen Privatkreis um ſie beide her ausrichten würden. Denn ſollte dieſer Gedanke nicht in Ihre Reihe paſſen, ſo wäre es traurig, daß Sie ein-

ander auch nur einen Augenblick täuschten. Wenn Trennung allein die Schale füllen kann, so muß sie noch hinein, und dann bleibt Ihrem Freunde allerdings ein anderer Weg. Dies ist ein ernster Schluß eines Briefs, doch Sie sehen, was mich hindert einen andern anzuhängen."

Am selben Tag an seine Frau. „Grüße Hubern herzlich. Ich antworte ihm nicht, wir verstehen uns ja — wie wir uns verstehen können — und klären uns vielleicht noch über manches auf."

24. October. „Ich sehne mich herzlich nach Euch; meine Kinder zu umarmen ist die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt. Noch einmal und dann! — Die Vorsehung hat das Heft und wir schwimmen mit dem Strom. Führt uns die Woge wieder zusammen, landet sie uns einst auf demselben Ufer; wohl uns! Denn wer ist so reich wie wir, um auch in der Wüste keines fremden Arms zu bedürfen! Soll's nicht sein? So seid Ihr gerettet und ich rudere fort, bis die Kräfte fehlen. Küsse meine Lieblinge. Grüße Hubern herzlich. Ich bin treu und innig Dein Freund."

Nach dem Wiedersehen:

6. November. „Wir könnten noch ein zwanzig, dreißig Jahre vergnügt sein und bei und neben einander leben."

„Umarme meine ſüßen Kinder. Ich habe den Courier heute wohl beguckt, der ſie geſtern geſehen hat. Lebe wohl!“

15. November. „Ich denke manchmal ganz ruhig und freundlich meinen Genius flüſtern zu hören: Wir werden uns wiederſehn!“

11. December. „Nach allem, was ſchon geſchehen iſt, meine beſten Freunde, wäre es Verkennung meiner, mich noch in Anſchlag bringen zu wollen. Seid glücklich, wo es immer ſei, ſo bin ich befriedigt. Ewig dauert kein Krieg, und im Frieden finde ich meine Kinder wieder.“

28. December. „Wenn ich um Euer Hierſein bisweilen zweifelnd und verlegen ſcheine, meine innig geliebten Kinder! ſo glaubt nur nie, daß dies aus irgend einer Beſorgniß über unſer künftiges Verhältniß fließe. Ich bin meiner gewiß und weiß, daß uns nichts ſtören kann und wird.“

1794. 4. Januar. „Nicht wahr, Kinder, ein paar Worte ſind beſſer als nichts? Ich habe nun keine Kräfte mehr zum Schreiben. Lebt wohl! Hütet Euch vor Krankheit; küßt meine Herzblättchen.“

Das war der Schluß zum letzten Brief. Auch seine letzten Worte waren seine Kinder.

Forster starb am 12. Januar 1794, noch nicht 40 Jahre alt, an einem Schlagfluß nach einer langen gichtischen Krankheit in seinem Zimmer, rue des moulins, maison des patriotes hollandais, in Paris.

Ein Weiser war nicht mehr, dessen Brust menschlich genug fühlte, um, außer den Freuden des Forschens nach Wahrheit, die Leiden des Charakters und der Liebe auf sich zu nehmen. Der Anblick eines Charakters war der Welt entrissen, dessen Festigkeit nie die blühende Gestalt seiner Denkbilder gefesselt, nie das reiche, vielbewegte Leben in der Welt seiner Gedanken und Gefühle beeinträchtigt hatte. Ein Schriftsteller war verschieden, der vom Gedanken fortgeschritten war zur That und der für weise Ueberzeugung im stillen Heldenthum der Leiden auf einsamer Höhe standhaft war bis zu dem letzten Seufzer.

Seine Ansicht ist seine Unsterblichkeit und bebt als Puls in allem Suchen, Ringen und Streben unsrer Tage; sein thatkräftiger Heldenmuth ist ihm ein nie verwelkender Lorbeerkranz geworden. Er steht noch heute auf den Zinnen unsrer Zeit; er trägt noch jetzt die Fackel, die dem Jahrhundert leuchtet.

VII.

Lebensweisheit.

An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. —

Ein edles Leben hinterläßt ein Samenkorn von Weisheit, das durch thätiges Aufnehmen und Arbeiten Wurzeln treibt für den Boden einer dieſſeitigen Welt. Aus dieſem Boden erhebt ſich ein Stengel, aus deſſen Knospen tauſend Blumen des reinen Genießens erblühen für das Glück, und für das Unglück reift an ihm die Frucht eines männlichen Charakters. Die Frucht aber enthält Samenkörner, die immer neue Keime treiben, Muth und Lebensweisheit für Arbeit und Hoffen, für Freuden und Leiden.

Forſter wirkt ſtetig fort durch ſolche Weisheit, und dadurch iſt ihm ein großes Maaß der ſchönſten Unſterblichkeit beſchieden. Einfach und aus innerer Kraftfülle beſcheiden, wie ſeine Schilderung des Reiſewegs, der zu ſo großen Ergebniſſen führte, ruhig, ungeſucht und gehalten ſind ſeine Lebensanſichten ausgedrückt, die mit Lehrſprüchen nichts Anderes gemein haben, als daß ſie ewige Wahrheiten enthalten. Sie ziehen an durch milden Ernſt, der

kaum die Ueberlegenheit des weiſen Freundes fühlen läßt, ſie erwecken Vertrauen, durch das farbige Gepräge perſönlicher Erfahrung, die nichts gemein hat mit der ſtarren Abgezogenheit eines durch Unkenntniß des Lebens nüchtern und dünkelhaft gebliebenen Sittenpredigers. Sie erfreuen und erbauen uns als Zeugen der Unſterblichkeit, denn dieſe Sätze tragen Forſter's Züge. Und Forſter giebt uns das Gefühl der Kraft, indem er uns ein Ziel zeigt, das wir erreichen können, während die gewöhnlichen Strafprediger, die Kraft des Strebens überſpannend, nur ein ermattendes Gefühl von Schwäche zurücklaſſen. Forſter verſteht die Kunſt, unſer Glücksgefühl unabhängig zu machen vom Erfolg, ohne uns läſſig zu machen gegen das Ziel, das wir erſtreben ſollen, oder gegen die Anerkennung, mit der die Guten uns ermuntern. Er ſchwebt nicht lehrend über dem Volke, ſondern mitten unter den Suchenden und Irrenden führt er uns durch das Beiſpiel des Handelns an das Ziel der Wahrheit und Weisheit.

„Nichts iſt ſo unwiderſtehlich als Wahrheit, als Natur."

„Es giebt nur eine Moral und es kann ſo viele Religionen geben, als verſchiedene Arten oder Modi des Gefühls ſind."

„Es kommt die Zeit, wo nur die Lehre übrig bleibt, und ſogar die Exiſtenz des Lehrers problematiſch wird; alsdann unterſcheidet unſer Wahrheitsſinn über den inneren Werth der Vorſchrift, gleichviel ob Brama oder Confucius, Xaka oder Mohammed ſie uns ertheilte.“

„Es giebt keine Weisheit aus Unterricht; ſie iſt erſt das Kind der eignen Erfahrung. — Umſonſt lehrt man das Kind das Feuer vermeiden; erſt durch den Schmerz wird es gewitzigt.“

An ſeine Schweſtern: „Seid heiter, ſeid liebreich und freundlich gegen Jedermann; es iſt das Merkmal der unverdorbenen menſchlichen Natur und beſonders Eures Geſchlechts. Heftige Leidenſchaft paßt nicht zum zarten Gewebe der weiblichen Seele und des weiblichen Körpers. Tugend und Unſchuld ſind nicht hart und rauh; wahre Religion iſt nicht unduldſam und tyranniſch; ſie iſt im Gegentheil demüthig, zufrieden und voll Liebe zu unſeren Mitgeſchöpfen.“

„Die beſte Reue, ja die einzige, die etwas werth iſt, iſt der feſte Vorſatz zur Beſſerung.“

„Ich glaube in meiner Erfahrung hinlänglichen Grund zu der Ueberzeugung zu finden, daß man in der Welt nie ſtärker gegen das Böſe und ſeine Anfechtungen

iſt, als wenn man ihm mit offener Stirne und edlem Trotz entgegengeht: wer vor ihm flieht, iſt überwunden."

„Ich kenne nur einen Weg, nur ein Mittel dem Sinnlichen zu widerſtehen, das iſt, in einer unbefangenen Stunde alles kalt zu überlegen, und was Pflicht ſei, zu beſtimmen; darnach aber bei ſich ſelbſt zu beſchließen, auch die Grundſätze, die man ſich ſo feſtgeſetzt hat, zu jeder Zeit, am meiſten aber, wenn unſer Gefühl ſich dawider empören will, feſtzuhalten. Jener philoſophiſche Kaiſer, Marcus Aurelius, ſagte wohl mit Recht, eine Feſtung, welche ſich in Unterhandlungen mit den Belagerern einläßt, iſt der Uebergabe nahe. Wenn wir unſere Grundſätze dann erſt durch neues Raiſonnement prüfen wollen, wenn es gerade Gelegenheit giebt, ſie gegen unſer ſinnliches Gefühl in Ausübung zu bringen, ſo ſind wir ſo gut als verloren."

„Man kann die Heftigkeit einer jeden Empfindung ſehr ſchwächen und manche gänzlich vertreiben, wenn man ſich ein Geſetz und eine Gewohnheit macht, der Quelle einer jeden Empfindung, die in uns entſteht, nachzuſpüren."

„Wer hundertmal moraliſch handelt, ehe er einmal davon ſpricht, das iſt ein Menſch, den man ſegnen und herzen möchte."

„Die Toleranzprediger haben oft eine ganz eigene Art von Intoleranz.“

„Jeder urtheilt anders; aber der iſt doch am beſten dran, der die meiſten Berührungspunkte hat, die meiſte Empfänglichkeit für allerlei Klaſſen von Ideen.“

„Du weißt ja! daß gewiſſe Dinge für gewiſſe Menſchen unmöglich mehr das ſein können, was ſie dem engbrüſtigen Moraliſten ſind. Ich bin überzeugt, der Menſch, auf einer höheren Stufe der Bildung, darf thun, was Andere nicht thun dürfen.“

„Mich dünkt, wer wahrhaft tugendhaft iſt, kann auch an Tugend glauben, und wer ewig daran zweifelt, hat ſie nie gekannt.“

„Es iſt eine üble Angewohnheit, daß man ſagt, den kann ich nicht leiden, den haſſe, den verabſcheue ich, den bete ich an, gerade als ob wir alle ganz böſe oder gut wären; der liebenswürdigſte iſt der, der ſich ſelbſt am vollkommenſten beherrſcht, denn das iſt Gerechtigkeit gegen alle Mitmenſchen; aber ſchätzbar bleibt immer der Mann von heftigen, zuweilen tyranniſirenden Leidenſchaften, und weil er lebhafter fühlt und empfindet, liebt man ihn oft noch viel mehr als jenen.“

„Je länger ich lebe und Erfahrungen mache, je mehr überzeuge ich mich, daß einzelne Handlungen weder für, noch wider die Menschen beweisen.“

„Ich wünschte, ich wäre allemal kalt und billig genug, um die Menschen auf folgende Art beurtheilen zu können, nämlich nach dem Guten, was sie geleistet haben, nicht nach dem, welches sie hätten thun können, wenn sie anders organisirt, unter andren Verhältnissen in die Welt gesetzt, und unter Umständen, die ihre Bildung mehr begünstigt hätten, aufgetreten wären.“

„Mich däucht, wenn ich die Welt ansehe wie sie ist, müssen mir die Leute drinnen noch am besten gefallen, die ihren zwei oder drei Grundsätzen getreu bleiben, als die ein ganz vollkommen ausgedachtes System der Religion und Sittenlehre im Kopf haben, und es in keinem Fall zur Regel ihres Handelns machen, sondern vom Sturm der Leidenschaften beständig umhergetrieben werden, und alles um sich her vernichten.“

„Hausmann geht wenig in Gesellschaft, wie es alle Leute thun müssen, die ihren Kopf behalten und was taugen wollen.“

„Unſer Freund Schlieffen ſteht gut mit allen Parteien, wie ein Mann von Geiſt und Verſtand, der nach Grundſätzen handelt.“

„Wer nur für ſein Ich zu ſorgen hat, darf um nichts bange ſein.“

„Der Egoismus macht um des Lebens willen vergeſſen, warum man lebt.“

„Man lernt nur aus Erfahrung, was in Freude und Leid ein Menſch dem andern ſei.“

„Unter den Empfindungen, welche Menſchengröße weckt und Worte nicht entheiligen dürfen, giebt es eine ſo zarte, daß ſie ſelbſt die Dankbarkeit verſtummen heißt.“

„Für einen rechtſchaffenen Mann iſt der Augenblick, ſtolz zu ſein, gekommen, wenn man ihn ungerecht angreift.“

„Es ſei dem Himmel gedankt für ſeinen Sonnenſchein! mich dünkt, wenn ich den ſehe, wie er Gerechte

und Ungerechte erquickt, wie er den Frieden in der ganzen Natur erneuert, so weicht jeder feindselige Gedanke, und ich kann mich nicht überreden, um einen Rippenstoß meine Ruhe hinzugeben."

„Man muß zufrieden sein, auch wenn man Recht hat und keine Gerechtigkeit findet."

„Wir wissen freilich mehr (als die Franzosen) und thun uns viel darauf zu gut; allein ist es wohl eine Frage, wer von beiden an dem, was er hat, durch schnelle Verarbeitung und mannigfaltige Verbindung, der Reichste ist?"

„Wenn wir jung sind, meinen wir immer: entweder das, oder nichts — und werden wir älter und kriegen das nicht, was wir so eigensinnig verlangten, so behelfen wir uns doch."

„Es ist nicht das Loos des Menschen, in dieser Welt vollkommen glücklich zu sein: das Einzige was uns übrig bleibt, ist, aus dem, was wir erhalten und erreichen können, den besten Vortheil zu ziehen und so nützlich und glücklich zu sein, als unsere Lage zuläßt."

„Wahres Glück ist nach meiner Meinung jetzt: Alles genießen was erlaubt ist.“

„Was ist zu thun? Wenn wir nichts ausrichten können, wozu quälen wir uns denn? O, darauf läßt sich viel antworten! Thäten wir nicht, was wir thun können, so würde Alles noch viel bunter über Eck gehen; ferner: müssen wir nicht nach Gefühl und Einsicht handeln, diese mögen sein, was sie bei Jedem sein können? Endlich, arbeitet nicht Jeder an sich, indem er an Allen und für Alle zu arbeiten sucht und glaubt, ja, es auch wirklich — in gewisser Rücksicht, thut? Laßt uns thun was wir können, und Jeden gehen lassen! Die Scheidung des Weizens von der Spreu ist nicht unser Werk.“

„Nichts ist verloren, wo der Samen des Guten bleibt.“

„Freilich geschieht nicht der tausendste Theil des Guten, was geschehen könnte, wenn es anders bessere, vollkommnere Menschen in der Welt gäbe; allein das Eintausendtheil muß doch geschehen, und hierzu muß doch der ehrliche Mann, der dazu da ist, gleich Hand anlegen, sonst geschieht gar nichts Gutes.“

„Es ist nur ein Heilmittel vorhanden, das ist: Gutes thun, so viel an uns ist. Beispiel predigt besser als Lehre, und das, weil es so viel schwerer ist.“

„Die Kunſt beſteht gar nicht darin, mit guten Karten ein Spiel zu gewinnen, ſondern mit den Karten, ſo wie ſie uns fallen, das Beſte zu machen, was ſich thun läßt.“

„Das Werk der Vernunft iſt es, zu berechnen, nicht nur was unſere Kräfte vermögen, ſondern auch, welches die Zeit und Umſtände ſind, unter welchen wir ſie anwenden dürfen und müſſen.“

„Das Glück, welches wir in dem engſten Kreiſe um uns her verbreiten können, iſt am ſicherſten in unſerer Hand.“

„Alles Wirkenwollen über einen gewiſſen Kreis hinaus wird durch die Ungewißheit des Erfolgs zum böſen Hazardſpiel und beſtraft ſich gemeinhin ſelbſt durch Verfehlen des Zweckes und andere übele Folgen.“

„Klötze mit Scheermeſſern ſchnitzeln wollen, macht nur die Meſſer ſtumpf, der Klotz bleibt, was er war.“

„Nicht immer wird das Gute befördert, wenn man es predigt. Perlen ſind leicht weggeworfen, wenn die gute Lehre tauben Ohren gepredigt wird.“

„Nicht was wir erzielt haben, ſondern was wir mit Anwendung aller uns verliehenen Kräfte und Einſichten haben erzielen wollen, ſoll uns Beruhigung geben.“

„Es iſt umſonſt, daß wir es verſuchen, gegen den Strom zu ſchwimmen; wir müſſen zufrieden ſein, wenn er uns nur nicht mit ſich reißt, und die Gelegenheit, aufwärts zu kommen, ruhig und ſtill abwarten. Am Ende kommt ſie doch, denn auf der Erde iſt alles veränderlich, und es kommt nur darauf an, daß wir die Zeitpunkte recht faſſen und nicht vorbeiſtreichen laſſen, die wirklich günſtig ſind.“

„Abwechslungen und Ungleichheiten, Ebbe und Fluth in unſerm Betragen, in unſerm Temperamente, in unſerm Gemüthe müſſen ſein. Wo die Ebbe tief fällt, da ſteigt die Fluth am höchſten.“

„Es wäre mir leid bis heute gelebt zu haben, ohne daß die Erfahrung uns gelehrt hätte, daß der Zweck des Lebens nicht auf die Gewöhnung an dieſe oder jene Lebensweiſe hinausläuft, ſondern daß das Weſentliche immer bleibt, durch ſo viele neue Verhältniſſe, in welche wir geworfen werden, immer wieder von einer andern Seite auf uns ſelbſt zurückgehen zu müſſen, uns ſelbſt immer näher und inniger kennen zu lernen, und in dieſer Kenntniß ſelbſt immer humaner oder vollkommener zu werden.“

„Empfinden und denken iſt unſere Beſtimmung und Beides hat nur zufällige Beziehung auf Glück und Unglück, oder Genuß und Schmerz.“

„Glücklich ſein, ſcheint, wenigſtens in der einzigen Welt, die wir kennen, einen Zuſtand zu bezeichnen, wo Arbeit und Ruhe, Anſtrengung und Ermattung, Begierde und Befriedigung, Wolluſt und Schmerz, Freude und Leid mit einander wechſeln, wo aber die frohen Augenblicke des Genuſſes kräftig genug zu neuer Thätigkeit reizen, und lebenslang die möglichſte Entwickelung aller phyſiſchen und ſittlichen Kräfte befördern.“

„Wenn das Bedürfniß eine Sprache ſchuf und eben dadurch das Bewußtſein weckte, ſo übte hingegen jeder neue Grad der Erkenntniß das Begehrungsvermögen. Waren bei einem überwundenen Widerſtande Begriffe von Können und Wollen entſtanden, ſo folgte bald ein Wollen aus Vorſatz und mit Bewußtſein. Brachten endlich erſchütternde Erfahrungen den Menſchen auf eine höhere Stufe der Beſonnenheit, und lehrten ſie ihn, daß er nicht alles dürfe, was er kann und will; ſo führte eben dieſer Druck der äußeren Verhältniſſe zu Begriffen vom Glücke des Lebens, die zwar nach Klima und Localumſtänden verſchieden, im Ganzen aber Werkzeuge der ferneren Bildung und Entwicklung ſind.“

„Ohne Leiden lernt man nicht genießen.“

An Jacobi: „Ich müßte Sie nicht lieben, wenn ich Ihnen nicht wenigſtens zurufte, ſich über das Schwache,

Unvollkommene, Widersprechende im Menschen ganz hinauszusetzen und sich nicht jener duldenden; verschlossenen Stille, die nur zerrüttenden Sturm androht, sondern vielmehr ganz der wahren Heiterkeit und der beglückten Ruhe zu überlassen, die aus dem Bewußtsein Ihrer Redlichkeit fließt."

„Wenn man sich in sein Elend ergiebt, so versauert man gemeiniglich drinnen, und wird untüchtig, etwas Besseres zu genießen."

„Hundertmal hab' ich nun schon erfahren, daß es größer ist zu leben, als zu sterben."

„Das wahre, ächte, einzige Eigenthum ist in unserm Herzen und Verstande."

„Auf der untersten und der höchsten Stufe der moralischen Bildung kann die Summe der Glückseligkeit und des Genusses gleich zu sein scheinen; allein dieser Genuß und diese Glückseligkeit, die vermuthlich den Thierarten ebenso reichlich wie dem Menschen zugemessen sind, können eben deswegen nicht der letzte Zweck des denkenden Wesens sein. Das Höchste und Edelste, was der Mensch besitzt, seine Vernunft, ist auch der Gegenstand seiner obersten Sorge. Welcher Vernünftige möchte nicht lieber unglücklich, als unvernünftig sein?"

Wer hätte den Muth, ihm ein anderes Denkmal zu errichten, als durch ihn selbst, sein eigenes Kunstwerk? So möge denn ein Wort von ihm, das seinem Cook gewidmet war, den Schluß bilden zu diesem Versuch, Forster der Nachwelt, wie er war, durch seine Werke zu zeigen:

„Der Nachruhm ist das eigentliche Erbe der wenigen Edlen. Oft zündete die Ehre, die man dem Andenken eines großen Mannes weihte, den Funken des Genius in einem andern Busen an. Mit einem Eifer, der alle Hindernisse besiegt, kämpft er dann um diesen Preis, der ihm so groß, so rein und göttlich dünkt; und wenn er am Ende seiner Laufbahn einen Blick in das Vergangene wirft, verläßt er diesen geschäftigen Schauplatz zufrieden, froh und mit dem festen Vertrauen, daß sein Beispiel und der Ruhm seines Namens die wohlthätige Flamme fortpflanzen werde, so wie er sie zuerst empfing. So wird der Nachruhm gleichsam eine Schuld, welche die Nachwelt tilgen muß; und ein Zeitalter, welches bei den Verdiensten eines großen Mannes schweigt, verdient die Strafe, daß es keinen ihm ähnlichen Mann aus seiner Mitte hervorbringen kann.“

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

RETURN TO the circulation desk of any University of California Library

or to the

NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
University of California
Richmond Field Station, Bldg. 400
1301 South 46th Street
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
To renew or recharge your library materials, you may contact NRLF 4 days prior to due date at (510) 642-6233

DUE AS STAMPED BELOW

SEP 1 1 2007

DD20 12M 7-06

LD 21-10m-5,'43(6061s)

M300869

H31
F73m6
BIOLOGY
LIBRARY

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY